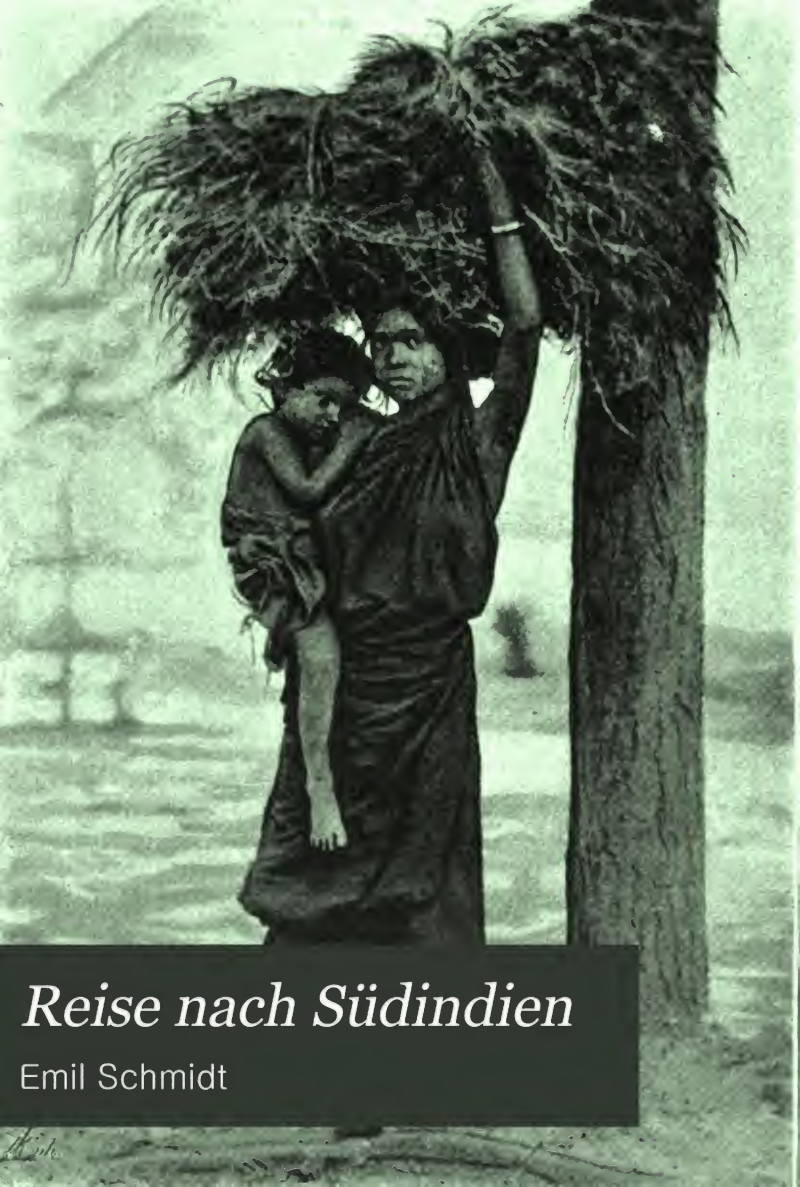


Reise nach Südindien

Emil Schmidt

Ind 2003.89.4

Harvard College Library

FROM

Deposited by
Peabody Museum

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

REISE NACH SÜDINDIEN

VON

EMIL SCHMIDT
(LEIPZIG)

MIT 39 ABBILDUNGEN IM TEXT

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1894.

Digitized by Google

Case 2. Shelf 5

LIBRARY

OF THE

Peabody Museum of American Archæology and Ethnology

IN CONNECTION WITH HARVARD UNIVERSITY.

PRESENTED BY

the Author

Received Jan. 5 1875

Digitized by Google

REISE NACH SÜDINDIEN

VON

EMIL SCHMIDT
(LEIPZIG)

RECEIVED,
JAN 5 1894
PEABODY MUSEUM.

MIT 39 ABBILDUNGEN IM TEXT.

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1894.

Digitized by Google

Ind 2018.89.4

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, sind vorbehalten.

Digitized by Google

VORWORT.

Der glänzenden That des Columbus war rasch die Auffindung des Seeweges nach Asien gefolgt. Wie ein Meteor am Himmel, unerwartet, überraschend, wunderbar trat die Entdeckung der neuen Welt auf, aber wenn auch die Krönung der zähen Energie der Portugiesen zunächst weniger blendend auf die Geister einwirkte, so war doch in der Folge ihr Einfluss auf die politischen und allgemeinen Kulturverhältnisse Europa's kaum weniger bedeutungsvoll und einschneidend. Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns noch von der vierten Säcular-Wiederkehr des Tages, an dem zuerst portugiesische Schiffe vor den Mauern Kalikut's erschienen, und mit erhöhtem Interesse wendet sich der Blick den Stätten der Kämpfe zwischen Orient und Occident, zwischen Christenthum und Muhammedanismus zu. Leider ist unsere deutsche Literatur arm an Werken über jene südlichen Theile der grossen indischen Halbinsel, die es verdienten, besser bekannt zu sein. Die Natur der Malabarküste giebt an Reichthum und Schönheit nichts der hochgepriesenen Südwestküste Ceylon's nach und das Menschenleben hat dort in den fast noch ganz unabhängigen Eingeborenen-Staaten seine specifisch indische Eigenart weit ungestörter bewahrt, als in den von europäischem Wesen stark veränderten

Digitized by Google

und durchdrungenen britischen Theilen des Landes. Verfasser glaubt daher, dass das, was er auf einer ethnographischen Forschungsreise im Winter 1889/90 im Süden Indiens gesehen und erfahren hat, dem Interesse eines grösseren Leserkreises begegnen möchte; er hat in den folgenden Blättern die Natur Süd-Indiens, wie sie einem für das Grosse und Schöne empfänglichen Sinn erscheint, nicht weniger als das Leben der Menschen und ihre Sitten zu schildern versucht. Auch die Abbildungen, besonders der Rassentypen, dürften willkommen sein. (26 derselben, Fig. 8, 9, 10, 12, 13, 17 bis 23, 25 bis 29, 31 bis 39, sind nach Originalaufnahmen des Verfassers, die übrigen nach Aufnahmen englisch-indischer Fachphotographen reproducirt.)

Leipzig, im Juli 1894.

Emil Schmidt.

Digitized by Google

INHALTS-ÜBERSICHT.

Seite

Vorwort . . . . . III—IV

I. Kapitel. *Von Tutikorin nach Madras. Madura.* . . . . 1—36

Im Golf von Manaar. Indiens Natur. Gegensätze in Natur- und Menschenleben. Tutikorin. Perlenfischerei. Eisenbahn nach Madras. Armuth der Vegetation. Tamil-Dörfer. Isolirte Felsenberge. Madura. Eingeborene Bevölkerung. Kleidung. Sektenmarken der Hindus. Allgemeiner Charakter der Stadt. Tempelwagen. Kleiner, typischer Drawida-Tempel. Der grosse Siwa-Minakschi-Tempel. Umfassungsmauern und Thorthürme (Gopura). Pfeilergänge. Plastischer Schmuck. Kapellen. Tirumal's Ende. Die Halle der tausend Pfeiler. Der Teich der goldenen Lilien. Die bildende Kunst der Drawida's. Tirumal's Tschaultri. Tirumal's Königspalast. Weiterreise nach Madras. Trockenheit des Landes. Landbau. Berieselung und Brunnen.

II. Kapitel. *Von Madras nach Travankor. Tandschur. Tritschinopoli. Tinnewelly. Die Kanikar.* . . . . . 37—94

Madras. Gasthofleben. Der deutsche Club. Gefangene Barmanen und Schans. Körperliche Merkmale. Tättowirung. Monsunwechsel. Erster Regen. Tempelreichthum des Landes. Tandschur. Der grosse Tempel. Der heilige Stier Nandi. Die Pagode Karttikeya's. Die protestantische Kirche mit Flaxmann's Relief des Missionärs Schwarz. Der Herrscherpalast in Tandschur. Architektonischer Charakter. Plastischer und malerischer Schmuck. Die Bibliothek. Tandschur's inkrustirte Metallwaaren. Tritschinopoli. Malerische Lage der Stadt. Ueppige Vegetation der Kaweri-Insel. Wischnu-Tempel von Srirangam. Centrifugale Anlage. Brahmanenstadt. Bazar. Tempelelefanten. Tausendpfeiler-Hallen. Skulpturen. Moderne Tüncherarbeit. Krischna-Tempel. Siwa-Tempel. Elementarschule. Tempelmädchen. Der Siwa-Tempel auf dem grossen Felsen von Tritschinopoli. Tinnewelly. Fruchtbarkeit des Berieselungsgebietes am Tambraparni. Brahmanen. Siwa-Tempel. Niedere Kasten und Armuth in Palamkotta. Tempel und Bildnisse niederer Götter. Zellengefängniss. Marawar-Kaste. Die Wege über das Gebirge. Ambassamudram. Götzenbilder. Papanassam. Heiliger Wasserfall. Primitive Stätten der Götterverehrung. Oberlauf des Tambraparni. Das Forst-

Digitized by Google

Seite

bungalow von Kanikitti. Die Kanikar, ihr Dorf, Feldbau, körperliche Erscheinung, Charakter, Lebensweise, Geräthe etc. Ueber die Wasserscheide. Aenderung des Wetters und Klimas. Theepflanzung Bonaccord. Verlassene Kaffeepflanzungen. Bazar von Kallar. Nach Triwandram.

III. Kapitel. *Nach Cap Komorin.* . . . . . 95—121

Grab der letzten Maharadscha von Trawankor. Der »Königsweg«. Gutshöfe der reichen Landbesitzer. Defensiver Charakter der Thore. Leben auf der Landstrasse und in den Dörfern. Schönheit der Landschaft. Steppenhafter Charakter des Südens von Trawankor. Nagercoil. Aufblühen des Ortes durch die Mission. Werkstätten der Schuster, Drechsler, Töpfer, Schneider. Grosser Bazar von Kottar. Palki. Alte Steinpfeilerbrücke über den Peräar. Die südlichen Endpfeiler des Gebirges. Die Stadt des heiligen Agastya. Kirche, Schule und Poliklinik der Londoner Mission. Die Tempel der niederen Gottheiten. Cap Komorin. Alte Sagen. Pilgerhallen. Grosser Tempel der Göttin Kumari. Brahmanendorf. Die südlichen Befestigungslinien Trawankor's. Sutschindram. Tempel des dreieinigen Tanu-mal-ayan. Grosses Tempelfest. Rückfahrt nach Triwandram. Verlassene Festung von Udagiri.

IV. Kapitel. *Triwandram.* . . . . . 122—142

Gastfreundschaft der englischen Beamten. Urtheile der Engländer über die Hindus. Allgemeines Bild der Stadt. Die verschiedenen Stadtviertel. Die Strassen. Bauart der Häuser. Das Brahmanenviertel. Fremde Pilger. Tempel des Gottes mit dem Liliennabel. Der heilige Teich. Die Speiseanstalt der Brahmanen. Verzierung des Strassenpflasters. Das Westend der Brahmanenstadt. Residenz des Maharadscha. Ungesunde Lage des Forts. Der Tschale-Bazar. Die Fischervorstadt am Meer. Das »Cantonment«. College. Observatorium, Museum. Das Regierungsgebäude. Public works. Elefanten als Arbeiter. Das Zuchthaus. Trennung der Kasten. Vorrechte der Brahmanen. Audienz beim Maharadscha. Der »zweite Prinz«.

V. Kapitel. *Lagunenfahrt nach Kotschin.* . . . . . 143—173

Der Kanalhafen von Triwandram. Boote. Kanalfahrt bei Nacht. Andschengo. Katholische Kirche. Das Fort. Projektirte Kanal-Dampfschiffahrt. Die Anwohner des Kanals. Tunnels. Vegetation. Armbrustschützen. Kweilon (Quilon). Steilufer des Sees von Uttamadi. Lagune von Kayankollam. Veränderte Scenerie. Reisbau unter dem Niveau der Wasserfläche. Schöpfräder. Alleppi. Geschützte Rhede. Wembanad-See. Das Dörfchen der Kanna Puläar. Pflanzenschurz der Weiber. Christabend in Alleppi. Kottäam. Nair-Besuch. Tempelfest der Bhadra Kali. Mission der Church mission society. Christfest im Missionshaus. In die Vorberge der Ghats zu den Malä-Arräans. Verfallene Hindutempel. Schlangen. Waldverwüstung durch die Ackerwirthschaft der Bergstämme. Die Hütten der christlichen Malä-Arräans. Ihr Dörfchen Kudikel. Christen im Sonntagsstaat. Gottesdienst. Grau-

Digitized by Google

Seite

samkeit der Hindus gegen Thiere. Ulladen. Zurück nach Kottäam. Leben am Kanal. Verarbeitung der Kokosnuss. Holzflösse. Innenhafen Kotschin's. Arabische Schiffe. Fischmaschinen.

VI. Kapitel. *Kotschin.* . . . . . 174—188

Die Lagune von Kotschin. Lage der Stadt. Das europäische Viertel. Sitz des Grosshandels. Muhammedanischer Bazar. Toleranz der Herrscher von Kotschin. Judenstadt. Weisse Juden. Synagoge. Gottesdienst. Schwarzes Judenviertel. Judenkirchhof. Körperliche Erscheinung der weissen und schwarzen Juden. Tradition der Juden. Kupferplatten-Urkunden. Zuzug fremder Juden aus dem Westen. Charakter der Juden von Kotschin. Gesundheitszustand Kotschin's. Elephantiasis (Cochin-leg). Europäisches Krankenhaus. Ernakolam, Regierungssitz von Kotschin.

VII. Kapitel. *Von Kotschin nach Koimbator.* . . . . . 189—199

Freundliche Landschaftsbilder der Lagune. Kranganor. Frühere Unsicherheit des Wasserweges. Sperrdamm der Lagune. See von Tritschur. Kampf des Menschen mit dem Wasser um den Besitz des Landes. Feldbestellung im See. Nordostmonsun. Endhafen der Lagune. Fest der heiligen drei Könige in Tritschur. Illumination und Feuerwerk. Das Kloster der syrischen Christen. Fahrweg nach Schoranur. Der Ponnani-Fluss. Die Gebirgsspalte des Palghat. Ihr Einfluss auf das Klima der Westküste. Koimbator. Lage der Stadt. Trockenheit. Europäische Kolonie.

VIII. Kapitel. *In die Anämalä-Berge.* . . . . . 200—214

Die Anämalä-Berge. Gegensatz von berieseltem und von höherem Land. Abendbeleuchtung. Pollatschi. Das Städtchen Anämalä. Feldbau. Satnmalä Bungalow. Die Kaders und Malsers. Körperliche Merkmale. Elefanten-Trambahn. Elefantenritt. Nutzhölzer. Honiggewinnung. Mount Stuart Bungalow. Rückfahrt nach Koimbator.

IX. Kapitel. *Die westlichen Nilgiri.* . . . . . 215—244

Eisenbahn nach Metapolliam. Das Pongalfest der Tamils. Schnellpost. Gebirgsstrasse. Kessel von Kunur. Hôtels. Markt. Künstliche Parkvegetation in der Umgebung der europäischen Orte. Natürlicher Charakter der Landschaft. Scholas. Bierbrauerei. Die Missionsstation Keti. Ein deutsches Pfarrhaus. Erfolge der Mission. Alter Bergsturz. Nach Utakamand. Englische Villenstadt. Todte Saison. Lage der Stadt. Enttäuschungen und Schwierigkeiten Utakamands. Botanischer Garten und Chinabaum-Pflanzung. Am Nordrand der Nilgiri. Uralte Gräber. Manboa-Tempel. Heiliger Viehkraal. Das Todadorf Muttinad. Die Todas. Aeussere Erscheinung. Kleidung. In einer Todahütte. Büffelgehege. School-Mand. »Grünes Begräbniss« der Todas. Paikara. Schöne Lage der Todadörfer. Kariamand. Milchtempel und Milchpriester. Gruss der Todaweiber. Kälberstall und Geburtshütten.

Digitized by Google

Seite

»Hundetanz«. Theepflanzung Prospect estate. Blick auf das westliche Unterland. Cinchona-Pflanzung bei Paikara. Ueber den jähen Gebirgsabsturz hinab zum Unterland. Paikara-Wasserfälle. Kaffeepflanzung Northern Hay. Der Kaffeepilz. Der Stamm der Kurumbar. Zauberei. Fieber am Fusse der Berge. Nachtkühle. Leighwood estate. Wieder hinauf auf das Hochland. Aenderung des Klimas und der Vegetation. Tauar Mand.

X. Kapitel. *Die Ost-Nilgiri. Zurück nach Koimbator.* . . 245—263

Von Utakamand nach Kotagiri. Landschaft der östlichen Nilgiri. Stärkere Modellirung von Berg und Thal im Osten des Hochlandes. Wetterscheide. Badagadörfer. Bazar von Kotagiri. Europäisches Quartier. Lage und Klima von Kotagiri. Das Kotadorf. Die beiden Tempel. Fest des Kambatta raya. Musik und Tanz der Kotas. Zurück nach Utakamand. Lawrence Asylum. Das Kotadorf Kolimalä. Schmieden. Tempelbezirk. Badagadorf. Tempel des Kallu Kamba Raya. Rechtshändelsucht der Badagas. Verbrennungsplatz. Begräbniss der Badagas. Eilpost nach Metapolliam. Militärische Gesundheitsstation Wellington. Wechsel der Temperatur und Vegetation beim Hinabsteigen vom Gebirge. Gefängniss in Koimbator. Dschungelbrände. Irular. Kinderbogen. Hausurne. Soldaten der Heilsarmee in Koimbator.

XI. Kapitel. *Nach Kalikut. Die Ulladens und Malanayar.* . 264—276

Das Palghat. Einfluss auf die Vegetation. Von Schoranur nach Tritschur. Begräbniss eines Armen. Sauberkeit der Hindus an der Malabarküste. Eisenbahnarbeiten. Victoria Jubilee Park. Kaders und Nayadis. Waldbrände. Teakholzpflanzungen bei Tritschur. Dressurstation für Elefanten. Elefantenfang. Ein Dorf der Malänayar. Die niedrigsten Kasten. Ulladenhütte. Gute Eigenschaften der Malänayar, ihre körperlichen Leistungen und ihr Charakter. Nach Kalikut. Baseler Mission. Abschied von Süd-Indien.

Anmerkungen . . . . . 277—314

Digitized by Google

I. KAPITEL.

VON TUTIKORIN NACH MADRAS. MADURA.

In wundervoller Farbenpracht war der Morgen heraufgezogen und die Sonne aus dem Meere gestiegen. Aber nur zu kurz hatte das herrliche Schauspiel gedauert, rasch waren die Farben verblasst und jetzt war Alles, der eherne Himmel und das bewegungslose, nicht von der leisesten Welle gekräuselte Meer eine einzige blendende, eintönige Lichtmasse, der einzige Ruhepunkt für das farbendurstige Auge war der wie auf einem Fluss dahingleitende Dampfer und die in bunten Gruppen auf dem Deck kauernden und liegenden Tamil-Kulis, die nach beendeter Arbeitszeit von den Theepflanzungen Ceylons nach ihrer Heimath zurückkehrten. Sie schauten sehnsüchtig nach dem Westen, wo sich am Horizont in zartduftiger Färbung schön geballte Wolken aufthürmten. Und jetzt traten auch unter diesen, kaum noch vom Auge zu unterscheiden, bläuliche Felsenberge von kühn geführtem Umriss hervor, das südliche Ende der am Cap der Jungfrau (Kumari, Comorin) steil abbrechenden Ghats und des indischen Festlandes. Kaum weniger stark als den indischen Kulis klopfte mir das Herz dem Lande entgegen, dem Ziel meiner Reise, der Erfüllung lange gehegten Wunsches.

Indien ist für den Natur- und Menschenforscher ein wahrer Mikrokosmos anziehender, fesselnder, bedeutungsvoller Erscheinungen, ein Land tief einschneidender Gegensätze der unbelebten Natur, aus denen eine überreiche Mannigfaltigkeit der organischen Welt und des gesellschaftlichen Daseins des Menschen entspringt. Mit seinem Südende bis zum achten Grad n. Br., also bis nahe an den Aequator herabreichend, greift es mit seinem Gebirgswall im Norden bis weit in die nördliche gemässigte Zone hinüber (36° n. Br.). Die tropische

Digitized by Google

Hitze der Indusebene und des Fünfstromlandes berührt sich fast mit der in ewigem Schnee und Eis starrenden Hochkette des Himalaya. In Indien verzeichnet die Meteorologie zugleich die Orte der stärksten und die der fast gänzlich fehlenden atmosphärischen Niederschläge, und die trostlosesten Wüsten reichen dicht an wunderbar fruchtbare Thalflächen heran. Alle Arten von Oberflächenformen sind hier vertreten, ausgedehntes, hoch über den Meeresspiegel erhobenes Tafelland, weite Tiefebenen, die grössten Felsengebirge der Welt.

Am klarsten liegen die natürlichen Gegensätze im Süden Indiens nebeneinander. Im Inneren erhebt sich, steil an den Rändern abgebrochen, das Tafelland des Dekan (Dakschin, Süden), eine mächtige Urgesteinsscholle, die in ihrem nördlichen Theil weithin von grossartigen Ergüssen jüngeren feuerflüssigen Gesteins überlagert ist. Zu ihren Füssen dehnt sich im Osten bis zur Coromandelküste eine weite Tieflandebene, während im Westen nur ein schmaler Saum hügeligen Vorlandes an der Malabarküste seinen Abschluss findet. Die zwischen Ost und West gesetzte Gebirgsscheide ist bestimmend für die Verschiedenheit des Klimas und der belebten Natur beider Tiefländer geworden. Wenn im Frühling und Sommer die über dem indischen Ocean mit Feuchtigkeit voll gesättigte Luft nach den im Sonnenbrand glühenden Wüsten und Steppen Centralasiens hineinweht (S.W.-Monsun), dann presst sich der grössere Theil jener Feuchtigkeit an dem westlichen Steilrand des Hochlandes (den West-Ghats) aus, und die Malabarküste erfreut sich sehr reicher Niederschläge, während die Tiefebene auf der Ostseite des Gebirges in trockener Dürre daliegt und oft monatelang keinen Tropfen Regen erhält. Und auch die andere Jahreshälfte bringt der letzteren keinen vollen Ersatz an Regen. Im Herbst und Winter kehrt sich die Luftrichtung um, die Luft fliesst aus dem barometrischen Maximum, das dann dauernd über dem centralen Asien liegt, ab nach den Rändern dieses Erdtheils, und sie stürmt wohl als N.O.-Monsun über die östliche Tiefebene hinweg, aber sie kann ihr, da sie aus dem trockenen Inneren des Landes kommt, nur ein geringes Maass von Feuchtigkeit abgeben. Die unmittelbare Folge dieser ungleichen Vertheilung der Niederschläge ist ein durchaus verschiedenes Verhalten der Vegetation. Während die Malabarküste jahraus, jahrein in verschwenderischer Ueppigkeit des Pflanzenwuchses prangt, hat die Flora des Coromandellandes einen ausgesprochenen Steppencharakter und das Bild des Pflanzenwuchses würde oft geradezu trostlos sein, wenn nicht die fleissige Hand der Eingeborenen seit Jahrtausenden durch künstliche Bewässerung der Thalböden und der Deltas, sowie durch

Digitized by Google

tausende von Stauteichen und viele zehntausende von Brunnen dem durstigen Erdreich genügendes Wasser zuführte für schnell aufschiessende und reifende Saaten von Kulturpflanzen.

So scheidet die Verschiedenheit der Naturverhältnisse in Südindien drei grosse Bezirke, das Tafelland, das in seinen höheren Theilen ein rauhes, von dem verweichlichten Inder der Ebene gemiedenes Klima besitzt, das schmale, von der Natur überaus günstig ausgestattete Vorland an der Malabarküste, und die breite, heisse, trockene Ebene im Osten, in der nur künstliche Berieselung das mühevolle Dasein einer mässig dichten Bevölkerung ermöglicht. Und diesen drei grossen Naturbezirken entsprechen im Grossen und Ganzen gewisse Verschiedenheiten in den sie bewohnenden Rassen- und Volksgruppen. Die Urbewohner des Dekan sind, soweit unser Blick die vorgeschichtliche Dämmerung zu durchdringen vermag, eine dunkelhäutige Rasse mit welligem Haar und länglichem Schädel gewesen; die dieser Rasse zugehörenden Völker sprechen Dialekte, die sämmtlich der Gruppe der sog. drawidischen Sprachen angehören und durchaus verschieden sind von dem indogermanischen Sprachstamm. Aber die Entwickelung der Drawida-Stämme hat sich in dem genannten Landesabschnitt nicht überall in gleicher Weise vollzogen. In den Hochthälern und an den Rändern des Tafellandes hausen die sog. Bergstämme, Kümmerformen des dunklen Rassetypus, kleine Menschen, die von primitivstem Ackerbau ihr armseliges Dasein fristen und in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen und religiösen Vorstellungen noch sehr wenig von ihren günstiger gestellten drawidischen Brüdern oder von den Ariern beeinflusst sind. Sie leben in kleinen Gruppen, kastenlos, ihre Götter sind finstere, dem Menschen feindselige Dämonen.

In der östlichen Tiefebene hat sich unter Naturverhältnissen, deren Dürftigkeit die Energie und den Fleiss des Menschen herausforderte und erzog, und die dem Zusammenschluss zu grösseren staatlichen Gebilden kein Hinderniss entgegenstellten, die drawidische Kultur auf verhältnissmässig hohe Stufe gehoben. Hier blühte schon vor Jahrtausenden ein durch künstliche Bewässerung ermöglichter Ackerbau, hier herrschten schon zur Zeit der ersten römischen Kaiser kraftvolle Könige über ausgedehnte Reiche. Aber der arische Einfluss blieb hier nicht ausgeschlossen, das Brahmanenthum sandte seine Apostel nach dem Süden und ihre Wirksamkeit zeigt sich noch jetzt in der socialen Gliederung in streng geschiedene Kasten, sowie in der Zusammenfassung einheimischer und fremder religiöser Elemente zu einem Göttersystem, in dem — bezeichnend für den Drawida —

Digitized by Google

der Gott der Zerstörung, Siwa, die herrschende Stellung einnimmt. Das arische Element der Brahmanen, die sich bei ihrem Vordringen nach dem Süden mit den dunklen Eingeborenen mehr oder weniger stark mischten, nahm überall das beste Land, den reichsten Boden für sich in Anspruch. Finden wir daher schon im östlichen Tiefland in den Berieselungsgebieten der Flüsse und Deltas verhältnissmässig viele Brahmanen, so ist das wahre Paradies derselben die von der Natur so verschwenderisch reich ausgestattete Malabarküste. Ganz im Süden derselben bestehen noch die beiden fast ganz unabhängigen Staaten von Kotschin und Trawankor; in ihnen geniesst der Brahmane noch in höherem Maasse, als sonst irgendwo in Indien, die Vorrechte, die einst das Gesetzbuch Manus der göttergleichen Kaste zusprach. Hier ist das Volk, und besonders die höheren Kasten, entschieden hellhäutiger, als jenseits der Berge, hier steht das Land in reichster Kultur, hier herrscht die brahmanische Kastenordnung noch in der krassesten Weise, hier erfreut sich neben Gott Siwa auch der mildere Wischnu grösserer Anerkennung und Verehrung.

Alle diese Verhältnisse wollte ich aus eigener Anschauung kennen lernen. Ich hatte mir den Plan gemacht, zuerst den Osten und erst später das Gebirge und die Malabarküste zu bereisen. So führte mich mein Weg zunächst über Tutikorin, die südlichste Hafenstadt Indiens, nach Madura, Tritschinopoli, Tandschur und Madras. In letzterer Stadt konnte ich mich in der gerade über Südindien reich ausgestatteten Bibliothek des Museums noch eingehender auf meine weitere Reise vorbereiten, dort hoffte ich durch meine Empfehlungen an die Behörden Verbindungen anzuknüpfen, die mir für meine wissenschaftlichen Zwecke vortheilhaft sein konnten, dort hatte ich auch mehr Wahrscheinlichkeit, mit Hilfe der in Madras ansässigen Deutschen einen brauchbaren Diener, ein für Reisen im Inneren des Landes unentbehrliches Ausstattungsstück, zu finden.

Gegen neun Uhr wurde vor uns der Leuchtthurm auf der ganz flachen Hare-Insel, und dahinter die weissgetünchten Häuser am langgestreckten Strand von Tutikorin sichtbar. So allmählich fällt das Ufer ab, dass das Schiff trotz seines geringen Tiefganges von nur zehn Fuss doch noch fünf englische Meilen vom Ufer entfernt vor Anker gehen musste. Etwas näher am Land ragte aus dem Wasser das Wrack eines Dampfers auf, von dem die Wellen die ganze Schiffswand abgerissen hatten, nur noch die Rippen standen in geschlossener Reihe wie die Rippen am Brustskelett eines gestrandeten Riesenwalfisches. Das Schiff hatte sich etwas zu nahe am Ufer festgelegt und war auf seinen eigenen Anker aufgerannt.

Digitized by Google

Wir waren hier auf dem klassischen Grund der Perlfischerei, die freilich in unserem Jahrhundert sehr zurückgegangen ist(*). In Colombo hatte ich bei Sir Arthur Gordon den Direktor des Museums von Madras, Herrn Thurston kennen gelernt, der im Auftrag der Regierung den Stand der Perlmuschelbänke im Golf von Manar untersuchen sollte. Er segelte mit einem Kutter von Colombo nach diesem Perlenmeer. Wie ich nachträglich hörte, waren die Ergebnisse seiner Untersuchung auch in diesem Jahr nicht gerade vielversprechend.

Wir mussten lange warten, bis das erste von mehreren breitbauchigen grossen Booten langsam und schwerfällig zu uns herankam, um einen Theil unserer lebenden Ladung ans Land zu bringen; kaum hatte das Boot angelegt, als auch schon mit wüstem Drängen und Stossen ein ganzer Haufen der Tamil-Kulis hinabstürzte. Bald war der ganze Raum gestopft voll, dennoch wurden noch einige Weiber mit aufgenommen und es war erfreulich zu sehen, wie die schwarzen und braunen Männer, die sich eben noch angeschrieen und fast geprügelt hatten, gegen die Frauen beim Hinüberheben in das Boot rücksichtsvoll und hilfreich waren. Nachdem die erste Ladung abgefertigt war, wurden die anderen Lastboote von einem kleinen, rasch heranpuffernden Dampfschiffchen überholt, das den Agenten der Gesellschaft brachte, und dann wieder viele Kulis, und in der engen, dumpfen, heissen Kajüte den Kapitän, mich und ein paar nordindische Passagiere, Radschputen, aufnahm, die sich durch ihre energisch gezeichneten Gesichtszüge, ihre stark gekrümmte Nase, ihren kräftigen, in der Mitte getheilten Bart sehr von den in Ceylon gewohnten Gestalten unterschieden. Der stark stotternde Kommandant des Dampfschiffchens pries mir das von ihm geleitete Hôtel Royal an; ich habe ihn im Verdacht, dass er besonders langsam fuhr, um den Anschluss an den um ein Uhr abgehenden Zug unmöglich zu machen. Trotzdem erreichten wir um 12 Uhr die Landungsbrücke. Mein Gepäck wanderte schnell auf die Köpfe bereitstehender Kulis; nur eine grosse und schwere Kiste machte etwas Umstände, da an beiden Schmalseiten je ein Kopf untergekrochen war, der vorrückend zuletzt in der Mitte mit dem anderen zusammenstiess. Keiner wollte die Beute gutwillig fahren lassen und es gab, während die Hände die Kiste seitlich hoch hielten, unter derselben ein Stirndrücken, als ob zwei Widder gegeneinander stiessen, »keiner wankte, keiner wich«. Aber zuletzt musste doch der Schwächere von ihnen das Feld räumen. Auf dem, nur durch die Breite der Strasse von der Landungsbrücke getrennten Zollamt war man sehr liberal, man

Digitized by Google

glaubte meiner Versicherung, dass ich kein Gewehr bei mir habe, ohne Weiteres und liess mich ohne Revision passiren. Einen Theil meines Gepäckes brachte ich ins Depôt zu dem ziemlich weit abgelegenen Geschäftshaus von Volkhart Brothers, um es mir, wenn ich von Madras zurückgekehrt wäre, direkt nach dem nahe gelegenen Tinnewelly oder nach Triwandram schicken zu lassen. Unsere Gepäckkarawane, der sich eine Menge Mitläufer angeschlossen hatten, kam an dem vom Bootsführer empfohlenen Hôtel Royal vorbei, das, obgleich von Eingeborenen gehalten, doch einen ganz freundlichen, sauberen Eindruck machte, dann an einer grossen Fabrik, in der Baumwolle gereinigt und gepresst wurde. Sie leuchtete, weiss angestrichen, ebenso wie die massive römisch-katholische Kirche nahe bei ihr, dem vom Meere her Ankommenden schon weit hinaus entgegen. Im Uebrigen sind die Häuser der etwa 10000 Einwohner zählenden, breit aber nur mit geringer Tiefe am Ufer sich ausdehnenden Stadt klein und unbedeutend. Die Lage des Ortes ist absolut flach, sandig, das Grundwasser brackisch, so dass das Trinkwasser durch eine mehrere Meilen lange Leitung von dem westlich von Tutikorin ins Meer fallenden Tambraparni hergebracht werden muss. Den Hintergrund der Landschaft bilden die schroffen Berge und Felsen der fernen Westghats.

Gerade noch zur rechten Zeit für den pünktlich abgehenden Zug kam ich noch am kleinen Bahnhof des Ortes an, dem Endpunkt einer kurzen Seitenlinie der von Madras nach Tinnewelly laufenden Bahn, auf der im Ganzen nur wenige, langsam fahrende Züge verkehren. Der Betrieb ist, trotzdem dass mit Ausnahme der höchsten Stellen alle Posten mit Eingeborenen besetzt sind, doch pünktlich und sicher. Die Wagen sind dem heissen Klima angepasst, aber nicht recht sauber gehalten; die der ersten Klasse bestehen nur aus zwei, durch Waschraum etc. voneinander getrennten Abtheilungen, und jede dieser letzteren hat zwei untere und zwei obere aufklappbare Bänke, die in der Nacht als Lager dienen. Das Gepäck soll zwar gewogen werden, wird aber auf allen indischen Bahnen, ohne die Wage passirt zu haben, in grossen Mengen in den Personenwagen mitgenommen und füllt auf viel befahrenen Strecken den Raum zwischen den Sitzen oft in unbequemer Weise aus. Die dunkelbraunen Wagen haben doppelte, weiss angestrichene Dächer und vor den Fenstern weit herabreichende Vordächer, so dass man sich sehr zusammenkauern muss, wenn man ein wenig Aussicht geniessen will. Von Tutikorin bis Madura war ich der einzige Passagier erster Klasse; ich nahm daher von letzterem Ort bis Madras zweite Klasse, obgleich

Digitized by Google

diese bei den Europäern nicht für recht anständig gilt; sie hat für den Fremden den Vorzug, dass sie auch von besser situirten Hindus benutzt wird und daher viel mehr zu sehen gibt, als die einzig fashionable erste. Auch sie ist ganz ähnlich eingerichtet, wie jene, nur sind die Bänke etwas härter gepolstert, und noch ein wenig schmuddeliger. Die Wagen der dritten Classe sind stets mit Hindus aller Kasten vollgepfropft, und ihre Einrichtung ist ähnlich wie die der dritten Klasse in Europa; ihre Benutzung ist aber wegen der Ueberfüllung mit insektenreichen Eingeborenen für den Europäer nicht räthlich.

Unmittelbar hinter Tutikorin durchfährt der Zug ausgedehnte Anpflanzungen der Palmyrapalmen, von deren Kultur die Schanar, die Palmzuckerbauern, eine der volkreichsten Kasten des Distriktes, leben. Allmählich, mit grösserer Entfernung vom Meer, lichtet sich dieser Palmenwald und schliesslich kommt man ganz auf die kahle, sanft nach dem Meere zu abfallende Ebene hinaus, auf der nur kleine, dornige, dünnlaubige Akazien mit schirmartig ausgebreitetem Astwerk und genügsame Opuntien die ganze Vegetation bilden. Der Boden ist meist sandig, gelb oder gelbbraun, nur auf beschränkteren Stellen lehmig; unvermittelt, scharf abgegrenzt tritt hie und da eine kleine Strecke weit die rothe Farbe des Laterits hervor. Das Land ist stellenweise schon in Erwartung des sehnlich herbeigewünschten Monsun für die Aussaat hergerichtet, aber man sieht nur sehr wenig Menschen und Hütten, und man fragt sich, woher die Arbeitskräfte für den Landbau kommen? Das ganze Gebiet ist einer der trockensten Striche Südindiens; dennoch zeigen die jetzt ganz ausgetrockneten Wasserrinnen mit sandigem Bett, dass doch zeitweise kräftiger Regen fallen muss. Eine längere Strecke hin muss sich sogar die Bahn durch feste Mauerdämme gegen den Anprall der Wasserfluthen schützen. Hier und dort tritt, ganz wie im Unterland von Ceylon, eine isolirte Gneisskuppe aus dem sonst ganz flachen Land hervor.

Nachdem die Tutikorin-Zweiglinie ganz nahe bei Tinnewelly den Anschluss an die Hauptlinie erreicht hat, wendet sich die Bahn mehr östlich und die Zeichen des Anbaues mehren sich etwas. Auf grössere Entfernung hin ist der Boden von organischer Substanz dunkel, fast schwarz gefärbt. Der Zug führt oft an Stauteichen vorbei, die freilich jetzt zum allergrössten Theil ausgetrocknet sind; in manchen ist der lehmige Boden durch tiefe, scharfe Risse in grosse Schollen zerborsten. An ihrem unteren Ende breiten sich die jetzt gleichfalls trockenen Reisfelder aus, nicht in der schönen Modellirung

Digitized by Google

der Parallel-Terrassen, wie im gebirgigen Theil Ceylon's, sondern in grösseren, pfannenartigen Feldern, die durch Erddämme voneinander getrennt sind. Jetzt sieht man auch öfters einmal ein Tamildörfchen. Auch diese sind durchaus verschieden von den locker angelegten, weit ausgedehnten Siedelungen der Singhalesen. Hier sind die Hütten, einer Schafherde gleich, auf einen Haufen zusammengedrängt. In diesen Dorfanlagen spricht sich ein Stück der Geschichte Südindiens aus, einer Geschichte voll von Kriegen und Unruhen, von Kämpfen der Muhamedaner gegen die grossen Reiche des Südens, von Aufständen kleiner Vasallen und Soldatenführer, von der Herrschaft und den Streitigkeiten der stets kampfbereiten Poligars, der kleinen Häuptlinge. In solchen unruhigen Zeiten hatte der Einzelne mehr Schutz und konnte sich leichter gegen wenig wuchtige Angriffe vertheidigen, wenn er sich mit seinen gleich gefährdeten Genossen in möglichst compakten Dörfern zusammenschloss. Die Häuser stehen ringsum frei, in engen Reihen und lassen etwas unregelmässige Strassen zwischen sich; sie sind auf rechteckiger Basis aus Lehm- oder Lateritwänden aufgeführt, einstöckig-niedrig und mit dickem, nicht weit überstehendem Strohdach gedeckt. Die Hauswände stehen nicht vertikal, sondern convergiren nach oben; nur eine der vier Wände ist von einer wenig breiten und hohen Thüre durchbrochen, sonst ist keine Oeffnung da, die Licht oder Luft dem dumpfigen Innern zuführte, der Rauch mag sich selbst einen Ausweg suchen, durch die offene Thüre oder die Undichtigkeiten des Daches. Oft schliesst sich an das Haus ein viereckiger oder unregelmässiger Hof an, der von brusthohen Lehmwänden eingefasst ist; für den Durchgang des Viehes ist in den letzteren eine thorähnliche, durch ein rohes Holzgitter verschliessbare Lücke ausgespart oder ausgebrochen. Das Gesammtbild eines solchen Dorfes ist in seiner graubraunen, baumlosen Einförmigkeit düster, ärmlich, und diesen Eindruck machen auch die mageren, wenig sauber gekleideten Bewohner. Die Tamil-Arbeiter auf den Plantagen und in den Dörfern an der Küste Ceylon's sind weit reichlicher ernährt und können sich besser halten, als ihre in der Heimath bleibenden, oft mit dem Hunger kämpfenden Brüder.

Je mehr man nach Norden zu fortschreitet, um so häufiger werden die isolirten Gneiss- und Granit-Dome und Felsen, von denen manche eine beträchtliche Höhe erreichen, während andere wie fast ganz unter den Boden hinabgesunken erscheinen. So ragen noch ganz kurz vor Madura mehrere felsige Kuppen auf, der Pasu Malä (Kuhberg), der Wruschaba Malä (Stierberg) und der hohe

Digitized by Google

Skanda Malä, den europäische und muhamedanische Volksetymologie mit Alexander dem Grossen in Verbindung bringen will (2), während sein Name nur Berg des Kriegsgottes Skanda bedeutet. Eine Gruppe unregelmässig weithin zerstreuter abgerundeter Gneissblöcke, eine Art Felsenmeer in der Nähe jener Berge, zeigt, dass hier eine ähnliche aber niedrigere Erhebung ihrer vollständigen Verwitterung und Auflösung entgegen geht. Im Nordosten der Stadt steigt der 75 Meter hohe Anämalä (Elefantenberg) jäh auf. Zur Linken, im Westen und Nordwesten wird die Bahn in der Ferne von den mannigfach wechselnden Linien der Ausläufer der Cardamom- und der Palni hills begleitet, und wie ein Riegel schiebt sich einer dieser Ausläufer, die Nagamalä hills (Schlangenberge), in der Richtung nach Madura vor, um hier dann mit steiler Wand jäh abzustürzen; nur einzelne isolirte Felsenhorste sind ihm noch vorgelagert (3).

Auf einer der kleineren Stationen waren zwei Tamilfrauen eingestiegen. Wie ich bei einem der braunen Bahnhofsbeamten erfragte, mussten sie nach Hause reisen, weil ein naher Verwandter plötzlich an der Cholera gestorben war. Ich hatte nie vorher so fassungslosen Schmerz gesehen, ohne Aufhören schüttete die eine von ihnen ihr Weh nicht schluchzend oder weinend, sondern in ununterbrochenem Strom heiseren Schreiens aus. Als sie an ihrem Bestimmungsort von ihren Verwandten abgeholt und fortgeführt wurde, nahm ihr herzzerreissendes Schreien fast noch zu, und noch lange hörte man es vom Dorfe her, dem sie zuschritt. Die Arme mochte wohl ihren Mann verloren haben, und mit allen Schrecken stand das grausame, elende Loos der indischen Wittwe vor ihr. Ihre Begleiterin trug den Schmerz viel gefasster; auch sie wurde von zwei verwandten Frauen umfasst und dem Dorfe zugeführt; sie hatte das Kleid ganz über den Kopf heraufgezogen und das Gesicht verhüllt und ging still weinend dahin.

Die Sonne war eben untergegangen, und die Dunkelheit brach rasch herein, als wir im Bahnhof von Madura einliefen, in dem ich in einem geräumigen Fremdenzimmer Unterkommen fand. Eine Novembernacht, aber ein Wüstenbrand glühender Hitze!

Früh am nächsten Tage benutzte ich die Frische des Morgens zum Besuch der Sehenswürdigkeiten der Stadt, einem der ältesten eigenartigsten, interessantesten Kulturmittelpunkte des Drawida-Landes (4). Madura ist eine fast ganz rein drawidische Stadt; gegen die 75000 dunklen Eingeborenen verschwinden die paar Dutzend Europäer fast ganz.

Digitized by Google

In der äusseren Erscheinung der Eingeborenen spricht sich der Gegensatz der Muhamedaner und der Hindus schon in der verschiedenen Tracht aus(5). Bei den Jüngern des Propheten Kleider, die

Fig. 1. Tamilfrau und Kind niederer Kaste.

nach dem Körper zugeschnitten und genäht sind, Hosen, Jacken, Röcke etc., bei den Anhängern brahmanischer Lehren noch ganz der antike Faltenwurf von Tüchern, die dem Körper sich viel

Digitized by Google

natürlicher und schöner anschmiegen, als unsere der Laune des wechselnden Geschmackes unterworfenen Modekleider. Manche jugendlich-schlanke, elastisch einherschreitende Frauengestalt würde ein herrliches Modell für Gewandstatuen abgeben. Die Sitte, Lasten, besonders Wassergefässe auf dem Kopf zu tragen, erhöht die straffe Schönheit des Wuchses. Freilich sieht man oft genug auch Weiber, die ihren schweren Wasserkrug auf der Hüfte tragen und das Gleichgewicht durch unschönes Hinüberneigen des Körpers auf die andere Seite herstellen. Kleine Kinder werden regelmässig auf der einen Hüfte der Mutter reitend getragen.

Das specifische Erkennungszeichen des Hindu ist das Nama, die auf die Stirn, oft auch auf Arme und Brust aufgemalte Sektenmarke (6). Auch der Fremde unterscheidet sehr bald den Siwa-Anbeter von dem Wischnu-Gläubigen: der erste malt sich drei oder mehr weisse Querstreifen, der letztere eine dreizackähnliche aufrechte Figur auf, die aber in der Wahl der Farben und in kleinen Verschiedenheiten der Zeichnung so viel Unterschiede zeigt, als Sekten vorhanden sind.

Ueber Städten, die lange Jahrhunderte hindurch kulturführend gewesen sind, ruht noch wie ein Nachhauch jener Zeit ein besonderer Reiz. So in Athen, in Rom, in Delhi; so in Madura, das jetzt zu einer indischen Provinzialstadt herabgesunken ist. Aber man fühlt, dass man hier auf bedeutendem historischen Boden wandelt, auf dem ein kraftvolles Staatswesen wurzelte, auf dem religiöses Fühlen und Denken die Geister mächtig bewegte, auf dem die Kunst schöne Blüthen trieb. Schon der Gesammt-Eindruck der Stadt zeigt dem Besucher, dass das ehemals in voller Kraft pulsirende Leben noch nicht ganz abgestorben ist. Der Sinn für Grosses und Schönes, der die Glanzzeit auszeichnete, klingt auch jetzt noch nach, freilich nur als ein leiser Widerhall der Zeit des grossen Tirumal Nayak. Wie sich die Nähe der alten Residenzstädte unserer Heimath durch breit-angelegte, schön gehaltene, mit schattigen Bäumen bepflanzte Strassen erkennen lässt, so sind auch die Landstrassen, die auf die Hauptstadt des Nayak-Reiches zuführen, würdige Zugänge zu dieser Königsstadt. Der Macadam-ähnliche Lateritboden der breiten Alleen ist fest und sauber wie der Boden einer Tenne; Riesenfeigenbäume wölben ein dichtes Schattendach über den Strassen, und das enge Gitter der kräftigen den Boden erreichenden Luftwurzelsäulen giebt zur Seite des Weges schützenden Abschluss. Auch in der Stadt selbst sind viele Wege breit angelegt, die meisten freilich erst in unserem Jahrhundert durch einen englischen Collector; daneben zeigt das Netz armseliger, enger Gässchen deutlich den Verfall der letzten zwei

Digitized by Google

Jahrhunderte. Dürftige Häuschen, oft nur Lehmhütten, drängen sich hier bescheiden zusammen, aber an den Hauptstrassen erzählt doch

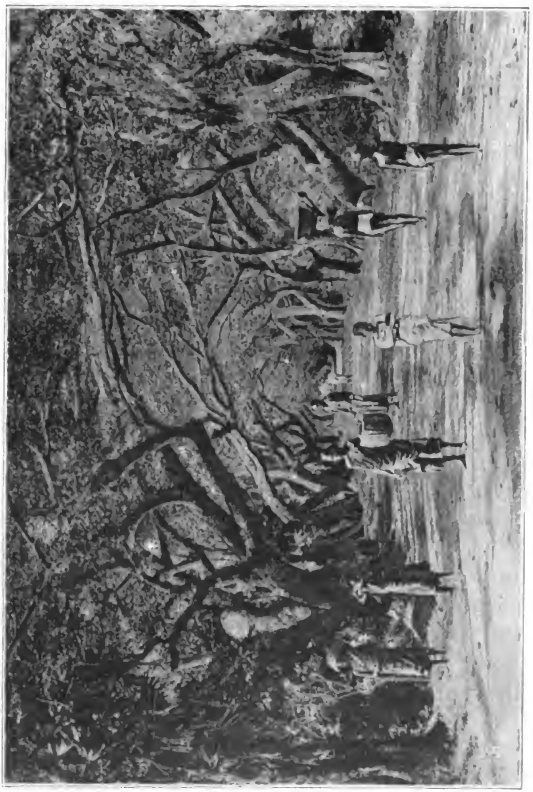


Fig. 2. Feigenbaum-Allee bei Madura.

noch die Mehrzahl der Häuser von dem Schönheitssinn und der Wohlhabenheit der früheren Herren. Die Aussenwände sind oft mit senkrechten, abwechselnd weiss und ziegelrothen Streifen bemalt,

Digitized by Google

kleine, drei-, vier- oder fünfeckige Nischen neben der Thüre dienen zum Einstellen von Lämpchen, viele Häuser haben ein, bisweilen auch zwei Obergeschosse. Reichere Wohnungen sind mit einer in der Mitte eingelassenen Säulen-Vorhalle geschmückt; schön geschnitzte Holzsäulen tragen ein breit ausladendes, kräftig profilirtes Balkenkreuz, auf dem die Decke aufruht; zwischen Säule und dem der Strasse zugekehrten Schenkel des Balkenkreuzes bemerkt man oft noch einen schrägen konsolähnlichen Stützbalken, der mit grossem Geschick geschnitzt die Formen des südindischen Löwen, des Yali zeigt, eines hochaufgerichteten Thieres mit Löwenkörper und phantastischem Kopf. An anderen Säulen ist dieser Stützbalken mit Pflanzenornament verziert und er endigt nach S-förmiger Krümmung mit der Fruchtknospe der Banane. Durch die offene Säulenhalle gewinnt man einen Einblick in die hinter dem Hause gelegenen Hofräume und auf die Hintergebäude der reich gegliederten Wohnungsanlage.

Man rühmt die Sauberkeit der Strassen Madura's; ich kann leider nicht ganz in dies Lob einstimmen. Nach dem Brauch aller berühmten Städte, die von ihren Sehenswürdigkeiten leben, hatte sich mir auch hier eine grosse Schaar bummelnder Hindus aller Altersstufen angeschlossen, die immer auf mich einredeten, leider ohne Erfolg, da ich nicht eine Silbe von ihren lärmenden Erklärungen und Anerbietungen verstand. Aber sie waren immer hocherfreut, wenn sie, in der Hoffnung, endlich verstanden zu werden, mit sämmtlichen Zeigefingern auf gewisse Stellen der Strasse hinwiesen, damit ich nicht in »Etwas« treten möchte. Und das kam nicht nur in den Seitengässchen, sondern auch recht oft auf der Hauptstrasse vor.

Ein dickes, hölzernes, thurmartiges Bauwerk, ein in einer Seitenstrasse aufgestellter Tempelwagen, zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Auf zwei grossen, plumpen, breiten Rädern ruht die sieben Meter hohe, quadratische, nach oben sich erst etwas verbreiternde, dann aber bis zur Spitze pyramidal sich verjüngende Masse, über und über mit geschnitzten, etwa fusshohen, stellenweise stark verwitterten Holzfiguren bedeckt, die sich in bandartiger Anordnung um die Flächen herumziehen und Götter und Halbgötter, fast immer in lebhaft bewegter, manchmal in höchst unanständiger Stellung darstellen. Der Wagen ruht hier aus von seinem letzten Umzug, bei dem er die Götterbilder seines Tempels zu fahren hatte; ein breit überstehendes Strohdach soll ihn vor den Monsunregen schützen und weitere Verwitterung aufhalten; den Rädern ist die Last des Wagens durch seitliche starke Stützen möglichst abgenommen.

Digitized by Google

In der Nähe erhob sich denn auch der Tempel, dem dieser Wagen gehörte, eins der vielen Gotteshäuser Madura's. Eine 4 bis 5 Meter hohe Mauer umschliesst im Quadrat von 60 bis 80 Metern Seitenlänge das Heiligthum. Die ganze Mauer ist äusserst schmucklos; aber mit ihr contrastirt stark das ebenso wie die Mauer aus Backsteinen aufgeführte Thor, das zu einem stattlichen, etwa 20 Meter hohen Thurm, dem Gopura, ausgebildet ist. Auf rechteckig-oblonger Grundfläche steht der Körper desselben, unter dem der von massiven Steinpfosten seitlich eingefasste Durchgang hindurch zum Tempelhofe führt; darüber aber erhebt sich in allmählicher Verjüngung der Hauptschmuck des Tempels, die abgestutzte Pyramide. Sie steigt in vielen kleinen Stufen auf; ihre Wand setzt sich aus lauter schmalen Bändern zusammen, die durch zahlreiche Halbsäulen und Pfeiler reich gegliedert sind. Oben schliesst die Pyramide mit einem halbcylindrischen Wulst ab, der an seinen beiden Schmalseiten mit breit halbkreisförmiger, reich ornamentirter Fläche endigt.

Durchschreitet man den unter dem Gopura hindurchführenden Thorweg, so gelangt man in den Tempelhof, der die Hauptgebäude, den eigentlichen Tempel (Wimana) mit einem auf Pfeilern ruhenden Vorbau, einige offene Säulen-Pavillons und den viereckigen Teich enthält. Ringsum führen Stufen hinab zu dem heiligen, aber nichts weniger als reinen Wasser. In diesem übelriechenden, von Algen und anderen Pflanzen tiefgrüngefärbten Sumpf reinigen sich die frommen Hindus von allen Sünden gegen die Gottheit und gegen die Kaste. Im Tempel führt eine gedeckte Pfeiler-Vorhalle zu dem Allerheiligsten, einem kubischen, von einer niedrigen Dach-Pyramide nach oben geschlossenen Gebäude. Da die Schaar meiner Begleiter keine energische Einsprache dagegen erhob, trat ich in den heiligen Raum ein, der nur von der Thüre her schwaches dämmeriges Licht erhält. Bald gewöhnt sich das Auge an das Dunkel: an der Thür ein Steinbild von Siwa's dickbäuchigem Sohne Ganescha mit dem Elephantenkopf und Rüssel, im Innern ringsum kahle, schmucklose Wände, in der Mitte ein Steinaltar mit dem Lingam, dem Symbol Siwa's, einem dicken, von Oel- und Butter-Opfern schwarzglänzenden cylindrischen Stein. Auch ein Standbild des im Süden ganz besonders angebeteten Subhramanya fehlt nicht, des »den Brahmanen guten« Siwa-Sohnes, der die guten Geister im Kampfe gegen die bösen Dämonen anführt. Doch sind es nicht sowohl diese untergeordneten Götter aus dem Siwa-Kreise, die anzeigen, dass der Tempel dem Gott der Zerstörung geweiht ist, als das auf dem Altar aufgestellte Lingam. Denn die beiden grossen Confessionen des götterreichen Hinduglaubens

Digitized by Google

sind im Punkt der gegenseitigen Toleranz durchaus nicht engherzig: ebenso wie in den Wischnu-Tempeln eine Menge Standbilder aus dem siwaitischen Himmel stehen, trifft man auch in Siwa-Tempeln häufig genug Darstellungen aus den Awatar-Mythen des Wischnu; nur das Bild auf den Hauptaltären entscheidet. Siwa wird symbolisch als Lingam, Wischnu dagegen in menschlicher Gestalt, aber mit vier Armen, oder als eine Verbindung von Mensch und Thier, als Mann-Löwe, Mann-Eber etc. dargestellt. Auch in der Architektur beider Confessionen ist kein Unterschied aufzufinden: nichts zeigt in Construktion oder architektonischer Ausschmückung an, ob ein Tempel dem einen oder anderen Gott geweiht ist.

Ein solcher kleiner Tempel, wie der oben beschriebene, zeigt die wesentlichen Züge der drawidischen Tempelanlage überhaupt in weit klarerer Weise, als die grossen Pracht-Gotteshäuser. In jedem südindischen Tempel, der überhaupt auf monumentalen Charakter Anspruch macht, wiederholen sich immer: das eigentliche Gotteshaus, Wimana mit der quadratischen dunklen Cella und dem pyramidalen Dach, dann Pfeilerhallen (für Pilger, Priester etc.), die bald als isolirte Gebäude, bald als Corridore von einem Tempel zum anderen gebaut sind, der Teich mit Stufen für die Badenden, die rechteckige, schmucklose, höchstens mit senkrechten rothen und weissen Streifen angetünchte Tempelmauer mit dem prätentiösen pyramidalen Thorthurm, dem Gopura. In den riesigen Gebäude-Complexen der berühmtesten Tempel Südindiens ist die klare Anlage durch spätere Zuthaten fast immer ganz verwischt. Auch sie haben sich aus kleinen, einfachen Tempeln entwickelt, aber diese wurden nicht, wie viele unserer kleinen Kirchen, organisch weitergebildet, sondern es entstand durch Hinzufügen immer neuer Nebentempel, Höfe, Pfeilerhallen und Corridore, Teiche, Umfassungsmauern, Gopuras ein wirres Agglomerat von Bauten, in dem man sich kaum zurechtfinden kann.

Dies gilt auch von dem weitberühmten Tempel von Madura, einem Doppeltempel, dem Siwa und seiner Gemahlin geweiht, die hier unter dem Namen Sandarischwara (Sandara, der Schöne, ischwara, höchstes Wesen und Minakschi (Fischauge, Mina, Fisch, akschi, Auge verehrt werden. Es sind zwei getrennte kleine Wimanas, deren Pyramidendächer nicht künstlerisch durch architektonisch hervorragende Form, oder durch eine der Bedeutung des Gebäudes entsprechende Grösse, sondern nur durch brutale Vergoldung darauf hinweisen, dass hier der wichtigste, heiligste Ort der ganzen Tempelanlage ist. Diese selbst aber ist durch die Entwickelung zahlreicher, überreich

Digitized by Google

ornamentirter Corridore, durch das Einschalten von Nebenräumen, Kapellen, Verwaltungssälen, Vorrathskammern etc., durch mehrere heilige Teiche, durch das Aufführen neuerer Umfassungsmauern um die viel engeren alten, die einfach stehen blieben, durch die Vielzahl riesiger Gopuras, die nicht nur auf der äusseren, sondern auch im Innern auf verschiedenen Stellen alter Umfassungsmauern stehen, sehr unklar.

Die äussere kahle Backsteinmauer bildet ein grosses Rechteck, von 260 und 230 Meter Seitenlänge; ihr sind die von Tirumal erbauten grössten und am reichsten verzierten der neun Gopuras des Tempels aufgesetzt. An dem gerade aufsteigenden Unterbau dieser Thürme, dessen Höhe der des hindurchführenden Thorweges entspricht, ist die Aussenfläche durch kräftig vortretende Pfeilergruppen unterbrochen, die auf reich gegliederter Basis stehen und ebensolches Gebälk tragen. Darüber erhebt sich dann der hochragende Pyramidenbau, über und über bedeckt mit architektonischem und meist auch figürlichem Schmuck. Er steigt in zahlreichen niedrigen Stufen auf, von denen jede über der nächst unteren ein wenig zurücktritt. Die Fläche ist dadurch horizontal bänderartig gegliedert, jedes Stufenband ist aber wieder durch eine Unmenge vortretender Säulen- und Halbsäulengruppen belebt, die, von Kuppeldächern oder muschelartigen Giebelchen gekrönt, sich wie Fassaden kleiner Tempelchen darstellen. Bei einzelnen Gopuras ist zwischen diesen architektonischen Gliedern nur spärlicher plastischer Schmuck angebracht, bei anderen dagegen ist die ganze Wand von einem Ameisengewimmel plastischer Gestalten erfüllt, und der architektonische Hintergrund ist oft fast ganz verdeckt von lebensgrossen oder überlebensgrossen Figuren, die in ruhiger Haltung, öfter aber in übertrieben leidenschaftlicher Bewegung dargestellt und mit schreienden Farben, roth, gelb, grün, blau etc. bemalt sind. Im Ganzen überwiegt roth, so dass der Thurm, von der Ferne gesehen, wie von mildem Abendlicht übergossen erscheint.

Hat man einen der Thorwege durchschritten, so verirrt man sich sehr bald in der Menge der langen aufeinander folgenden, oft sich kreuzenden Pfeilergänge. Fremdartig, grotesk erscheint hier Architektur und Skulptur unserem Auge, aber schön kann man sie nicht nennen. Massive, starke Pfeiler aus Granit tragen mit ihren weit vortretenden Capitälen noch weiter vorspringende Kragsteine, über diesen strecken löwenähnliche, monströse Ungethüme, von reich ausgearbeiteten Panzerdecken umhüllt, ihre Köpfe hervor, deren furchtbarer Rachen ringsum von haifischzahnähnlichen Spitzen starrt. Aber auch sie tragen noch nicht die Decke, sondern erst wieder mit

Digitized by Google

üppigem Pflanzenornament verzierte Consolen, die in graziöser Biegung heraustretend, mit einer abwärts hängenden stylisirten Bananenfrucht-

Fig. 3. Gopura und Haupt-Eingang des grossen Tempels in Madura.

knospe abschliessen. Auf diese Consolen folgen wieder andere Kragsteine, und erst dann der massive Architrav, der die von gewaltigen quergelegten Granitplatten gebildete Decke des ganzen Corridors

Digitized by Google

trägt. Und diese ganze Pfeiler- und Consolenmasse ist monolithisch aus grossen Granitfelsmassen herausgemeisselt und mit unendlichem Fleiss über und über plastisch verziert. An vielen Pfeilern springt das in der südindischen Kunst so beliebte phantastische Thier, Yali, der Löwe des Südens, vor. Steil auf den Hinterfüssen richtet er sich auf, den kräftigen Rücken mit schön verziertem Kettenpanzer bedeckt, den greifenähnlichen Kopf ebenfalls mit einer Panzerkappe geschützt,

Fig. 4. Pfeilerhalle im grossen Tempel zu Madura.

die in breitem, vielgliedrigem Kettenkragen über den Hals herabfällt. Aus den dolchklingenartigen Zahnreihen des Rachens geht ein S-förmig gebogener Stab, von den Vordertatzen gehalten, nach abwärts, um unten von einem ähnlichen kleinen Yali gepackt und mit dem Maul festgehalten zu werden. Bei anderen Darstellungen dieses »Löwen des Südens« schlingt ein kleiner Elephant von unten her seinen Rüssel in die Endkrümmung des Stabes, oder der grosse Yali ist selbst mit Elephantenrüssel und Stosszähnen ausgestattet und packt mit ersterem ein anderes Thier, einen Bären, Tiger etc. An anderen

Digitized by Google

Pfeilern sind Reiter auf hoch sich bäumenden Rossen im Kampf mit wilden Thieren oder bewaffneten Menschen dargestellt, wieder andere

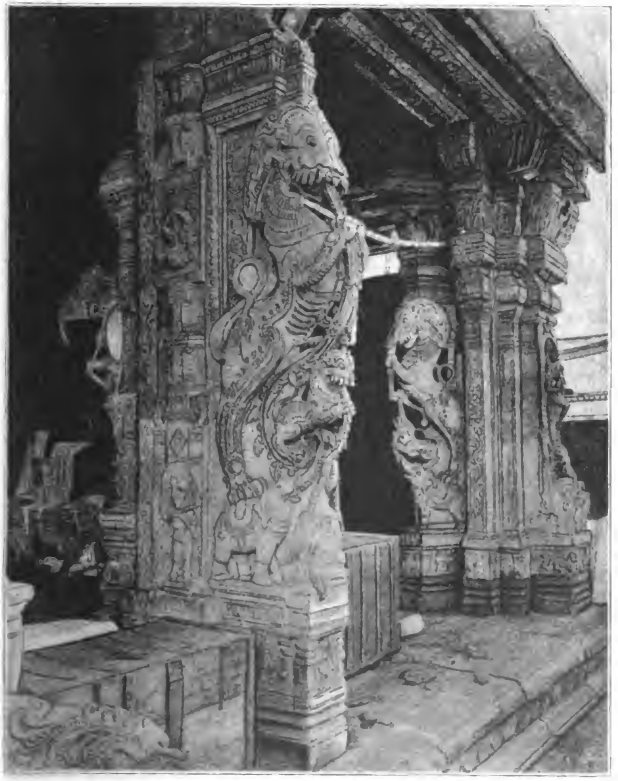


Fig. 5. Yali, »Löwe des Südens«.

zeigen Musikanten, Tanzende, Kämpfende, oder fratzenhafte Götterbilder, die oft mit vielen Köpfen, Armen und Beinen ausgestattet

Digitized by Google

sind. Man kann sich kein scheusslicheres Bild denken, als das der Göttin der Zerstörung, Kali, der »Schwarzen«. Schwarz ist das Gesicht und der Rumpf und Arme und Beine, aber Brust und Leib sind überrieselt von Blut und Eiter, die mit grauenhaft realistischer Wahrheit aufgemalt sind.

In den Pfeilergängen spazierten ganz ungenirt einige heilige Kühe umher, die über den ungewohnten Fremdling grosse Augen machten, aber vom Schwarm meines auf Trinkgelder hoffenden Gefolges in wenig ehrerbietiger Weise zur Seite getrieben wurden. Auch ein grosser Elephant stand am Ende eines Korridors, die Stirn mit den weissen Querstreifen des Siwa-Zeichens beschmiert, und sich mit einem Grasbüschel die Fliegen abwehrend: ein Tempeldiener liess das dem Gott geweihte Thier vor mir, wie sonst vor den heiligen Bildern, niederknieen und verschiedene Kunststücke ausführen. Siwa musste wohl seinen guten Tag haben, wenn er, der sonst so Empfindliche, mich nach solchem Frevel ungestraft aus seinem Tempel entkommen liess. Aber der Gott scheint überhaupt jetzt gemüthlicher zu sein, wie in alten Zeiten, sonst würde er wohl auch nicht dulden, dass sich in einzelnen Pfeilerhallen, wie im Tempel von Jerusalem, Verkäufer der verschiedensten heiligen und unheiligen Dinge mit ihren Buden einnisteten. Wie auf einem Jahrmarkt wogt die Menge der Schauenden und Kaufenden an den Verkaufsständen auf und ab: hier werden dicke, unförmliche Lingams angepriesen, dort zu weisser Asche verbrannter heiliger Kuhmist, sowie andere Farbenpulver für die Sektenzeichen, kleine Götterbilder aus Messing, Opferlöffel, Schellen, Oel, Blumen etc., dann aber auch sehr weltliche Dinge, Süssigkeiten, Spiegel, Arzneien, geflochtene Taschen, Tücher, Seidenstoffe, Spielzeug für Kinder etc.

An die Corridore schliessen sich grössere und kleinere, dunkle, kapellenähnliche Räume an, in denen schwarzglänzende, ölübergossene oder mit Butter gesalbte Götterbilder ihre Spenden empfangen. An anderen Stellen sind Nischen in die Wand eingelassen, oder eine Art Tabernakel ist in einen Pfeilergang eingebaut, und auch hier werden Statuen und Bilder, Lingams, der heilige Stier Nandi etc. angebetet. Der Eingang zu mehreren Thüren wurde mir mit Geschrei verwehrt, so zu den Verwaltungsbüreaus des Tempels, sowie zu den besonderen Tempeln des Sandarischwara und der Minakschi.

Eine Sage umschwebt unheimlich, düster den Tempel der fischäugigen Göttin. Tirumal, der grosse Fürst, der Erbauer von 64 grossen Gopuras in den verschiedensten Theilen des Landes, der Erweiterer und Verschönerer des grossen Tempels, er wurde

Digitized by Google

hier von denselben Brahmanen umgebracht, denen er immer der wohlwollendste Gönner und der verschwenderischste Wohlthäter gewesen war. Tirumal war in Glaubenssachen sehr tolerant, unter seiner Regierung nahm die Jesuitenmission in Madura ausserordentlichen Aufschwung. Robert de Nobilibus, der sich mit wunderbarer Geschmeidigkeit den Formen des Brahmanenthums anzupassen wusste — er behauptete, selbst ein römischer Brahmane aus sehr hoher Kaste zu sein und regelte sein äusseres Verhalten ganz nach brahmanischen Vorschriften —, gewann den Beifall und das Interesse des Königs. Die Sage geht, wie Nelson (7) berichtet, es habe ein als ein Gnyâri oder Weiser verkleideter Christenmissionär solchen Einfluss auf den König gewonnen, dass dieser auf den Punkt gestanden sei, selbst Christ zu werden, und dass er angefangen habe, weder für Tempelbauten, noch für sonstige fromme Werke (d. h. Unterstützung der Brahmanen) Geld herzugeben. Wüthend darüber beschlossen die Brahmanen, Tirumal zu ermorden. Zwei oder drei von ihnen gingen, angeführt von einem Opferpriester des Tempels, Kula Schekhara, zum König und erzählten ihm ganz im Geheimen, dass sie in einem Gewölbe unter der grossen Pagode der Minakschi ein verstecktes Schatzhaus entdeckt hätten und dass sie es ihm, wenn er mit ihnen gehen wollte, zeigen würden, aber nur unter der Bedingung, dass er (der König) ohne jede Begleitung komme. Tirumal schöpfte nicht den geringsten Verdacht und ging sogleich in die Falle. Man liess ihn in das Gewölbe hineintreten, aber sofort wurde der Eingang hinter ihm mit einem grossen Stein geschlossen und der grosse König musste elend verhungern. Die Brahmanen streuten aus, dass er, während er der Göttin Minakschi in ihrer Pagode opferte, von dieser in den Himmel versetzt worden sei, und sie krönten sogleich seinen Sohn als Herrscher. Die Brahmanen hatten so buchstäblich ihrem Gelübde Genüge gethan, kein Blut zu vergiessen, und zugleich schnitten sie durch die Geschichte der Himmelfahrt Tirumals alle weiteren Nachforschungen ab. Nelson sagt, dass es, je mehr man das Gerücht prüfe, um so wahrscheinlicher werde, dass man es hier mit einer historischen Thatsache und nicht mit Erfindung zu thun habe.

Das Heiligthum der Minakschi stösst unmittelbar an das grosse architektonische Prunkstück des Tempels, das Sahasrastambha Mandapam. Solche »Hallen der tausend Pfeiler« sind ein nothwendiges Ausstattungsstück aller grossen drawidischen Tempel, aber die Zahl der Pfeiler beträgt fast nie genau tausend. Im Tempel von Madura freilich wird die Ziffer sehr annähernd erreicht. Die Pfeilermenge

Digitized by Google

kommt aber doch nicht zur Geltung, da ganze Abtheilungen der Halle durch eingesetzte Mauerwände als besondere Räume abgetrennt worden sind; sie dienen jetzt als Getreidespeicher des Tempels. Die plastische Verzierung der Pfeiler erreicht in dieser Halle wohl ihre grösste Ausbildung. In einer Abtheilung waren viele Steinmetzen eifrig an der Arbeit, noch unbearbeitete Pfeiler mit bildnerischem Schmuck ganz im Charakter der Corridor-Figuren zu versehen. Man steht zwischen den Pfeilern wie zwischen den Stämmen eines grossen Waldes. Nach allen Seiten eröffnen sich weite Perspektiven, aber bei der geringen Höhe und der Dicke der Pfeiler ist doch der Raum sehr gedrückt und viel zu dunkel, als dass man das Detail der Skulpturen recht würdigen könnte.

Man athmet freier auf und freut sich des Lichtes und der Weite des Raumes und des Fernblicks auf die sonnenbeschienenen thurmhohen Gopuras, wenn man diesen Pfeilerwald verlässt und sich zu dem ganz nahe gelegenen »Teich der goldenen Lilien« hin wendet. Ein Wandelgang, nach aussen mauergeschlossen, nach innen von schlanken Pfeilern begrenzt, umzieht ringsum den viereckigen Teich, zu dem auf allen Seiten Steinstufen hinabführen, belebt durch das beständige Kommen und Gehen derer, die zum Wasser hinabsteigen oder die schon ihre Ceremonien verrichtet haben. Dutzende von Männern und Weibern stehen in dem von massenhaften Algen hellgrün gefärbten Wasser, die Einen augenscheinlich sehr mechanisch und ohne viel dabei zu denken ihre Gebetsformeln hersagend, die Andern tief inbrünstig. Der Blick ist wie entzückt ins Weite gerichtet, auf die Sonne, oder auf die Golddächer über den Heiligthümern des Gottes und seiner Gemahlin, die Lippen murmeln Gebetsprüche: Om für Ganescha, Om für Sandarischwara, Om für Minakschi, Om für die Geister der 7 Welten etc., zugleich führen die Hände allerlei Bewegungen aus. Zuerst werden ein paar Handteller voll des von lebendigem Unrath wimmelnden Wassers geschöpft und geschluckt, um den inneren Menschen zu reinigen([8]), dann wird die Nase abwechselnd rechts und links mit dem Finger geschlossen und durch Ein- und Aus-Schnauben gereinigt; die Finger schnalzen nach den verschiedenen Richtungen hin, um die bösen Geister hinwegzuscheuchen. Wenn die Handteller gerieben, die einzelnen Finger der Reihe nach angefasst und die Hände dreimal über dem Kopf zusammengeschlagen sind, wird von Neuem Wasser mit der Hohlhand geschöpft und auf den Körper, sowie rings um den Betenden gesprengt, dann mit den Fingerspitzen der rechten Hand die Nase, die Stirn, das rechte, das linke Auge, der

Digitized by Google

Mund, kurz alle Theile des Körpers bis zu den Zehenspitzen herab berührt etc.

Rings um den Teich sind auf den Mauern des Kreuzganges in schmalen, übereinander laufenden Bändern Darstellungen der 64 in dem Madura Purana berichteten Wunder des Sandarischwara aufgepinselt. So kindisch der Stoff, so handwerksmässig ist die Ausführung. Das Auge wendet sich gern von diesen Stümpereien hinüber zu den 4 oder 5 über die Wände des Teichhofes hinüberschauenden reich geschmückten Gopuras und goldenen Kuppeln der beiden heiligen Tempel, deren Umriss und lebhafter Glanz sich auf den kleinen, vom Geplätscher der Badenden erregten Wellen des Teiches in lebendiger Bewegung wiederspiegeln.

Hier, an diesem Teiche stand einst die berühmte Bank der Dichter-Akademie Maduras, die unter Wamscha Schekhara, dem 46. König der Pandya-Dynastie, gegründet wurde. Das Legendenbuch von Madura erzählt über diese Gründung, dass, als einst Brahma in Benares zum Bad in der heiligen Ganga hinabzog, seine Gattin Saraswati, zurückgehalten durch die herrlichen Melodien eines himmlischen Sängers, hinter ihm stehen blieb. Brahma legte ihr zur Strafe den Fluch auf, dass sie 48 mal auf der Erde geboren werden müsse, aber er liess sich durch Bitten doch erweichen, die Strafe dahin zu mildern, dass die Schuldige die 48 Existenzen zu gleicher Zeit abmachen dürfe. So wurde ihr Wesen in 48 Theile getheilt, und jeder Theil wurde als ein Mensch geboren, der später ein ausgezeichneter Dichter wurde. Alle 48 wanderten von dem Sitz der Götter, dem Berg Meru nach Madura im Tamilland, und sie wurden hier von dem Pandya-König sehr freundlich aufgenommen; im Tempel wurde ihnen eine besondere Halle, das Dichter-Collegium, erbaut. Um andere, anmassende Leute abzuwehren, baten sie den Gott des Tempels, ihnen eine Bank zu schenken, die keinem geringeren Dichter, als sie selbst wären, Platz gewähre. Und so gab ihnen Sandara eine wunderbare Bank, weiss wie das Mondlicht, nur eine Elle lang und breit, aber mit der Fähigkeit ausgestattet, sich so weit zu verlängern, dass immer alle anwesenden Mitglieder des Dichtercollegiums (die Sankattar) sich darauf setzen konnten, aber sonst niemand.

Nur einmal, so erzählt eine andere Sage[9]), liess die Bank einen Nicht-Akademiker zu. Als der grösste aller Tamil-Poeten, der Paria Tiruwalluwar, kam, und sein herrliches Werk, den Kural, auf die Bank neben die darauf sitzenden Akademiker legte, da schrumpfte der Sitz plötzlich so zusammen, dass nur noch

Digitized by Google

das Buch darauf Platz hatte, die 48 akademischen Herren aber sammt und sonders in den Teich hinabpurzelten.

Wie in einem drawidischen Nationalmuseum sind im Tempel von Madura alle bildenden Künste, Architektur, Plastik und Malerei in sehr charakteristischer Weise vertreten. Die verwirrende und überwältigende Menge von Eindrücken, die man bei aufmerksamem Durchwandern des Tempels in sich aufgenommen hat, klärt sich bei ruhiger Rückschau zu einem Gesammtbild, das die drawidische Kunst nicht gerade auf stolzer Höhe stehend erscheinen lässt. Wenn es auch ausserordentlich schwer ist, dem so durch und durch verschiedenen Denken und Fühlen eines fremden Volkes gerecht zu werden, so gelten doch gewisse allgemeine ästhetische Gesetze für jede ächte Kunst, und die Drawidas verstossen überall gegen dieselben.

Den drawidischen Kunstwerken fehlt die wahre Grundlage; sie haben keine grossen Ideen, weil das Volk keine solchen hat. Weder Religion, noch Poesie, noch Geschichte bieten der Kunst erhabene Gestalten und Gedanken dar. Unheimliche Dämonen und finstere Mächte sind dem Drawida die höchsten Gewalten, die er nicht verehrt, sondern fürchtet, die ihn nicht erheben, sondern niederdrücken. Selbst die höchsten, mächtigsten Götter, Wischnu und Siwa, können die Kunst nicht auf reine Höhen emporheben. Welch hohe Gestalten sind doch in der christlichen Kunst Gott-Vater, der Heiland, die Gottesmutter! Als die höchste und reinste Verklärung alles Menschlichen sind und bleiben sie immer die idealsten Vorwürfe künstlerischen Schaffens. In den indischen Göttern dagegen und besonders in dem, dem Drawida-Charakter weit näher stehenden Siwa verkörpern sich vielmehr die niedrigen Triebe des Menschen, die unbändige Leidenschaft, der Zorn, die Zerstörungswuth; der Gott thut dem Menschen nur Gutes nach praenumerando entrichteten Gegenleistungen von Opfern und Geschenken. So liefert die Religion der bildenden Kunst keine künstlerischen Ideale.

Aber ebenso wenig zeigt ihr die Poesie würdige Gestalten. Der Drawida ist nicht für epische Dichtung beanlagt. So inhaltsschön und formvollendet die drawidische Sentenz-Poesie der besten Tamil-Dichter, vor Allen des Tiruwalluwar ist, so wüste und leer ist die Epik dieses Volkes. Und auch die von Norden her importirten Gestalten der beiden grossen indischen Epen sind mit ihren Zauberthaten mehr phantastische Arabesken, als gesunde Menschen von Fleisch und Blut, wie sie die wahre Kunst braucht. Dieser Mangel an epischen Vorbildern beruht auf dem Mangel an grossen

Digitized by Google

geschichtlichen Gestalten, auch hier findet die bildende Kunst keinen grossen, würdigen Stoff. Das Volk hatte nie ein nationales Bewusstsein, ihm war es gleichgültig, ob ein bedeutender Mann oder ein Schwächling auf dem Throne sass, das Volk war und blieb doch nur die grosse Masse der Knechte und Sklaven.

So ermangeln die Drawidas überall des idealen Bodens, auf dem allein die Kunst gedeihen kann; sie hatten keine hohen Gedanken und darum auch keine hohe Kunst. Die Architektur litt noch an einem anderen, besonderen Mangel. Das Volk war von jeher in eine Unmasse von streng voneinander geschiedenen Kasten zersplittert, es gab keine gemeinsamen Volkshandlungen, keine religiöse Gemeinde, keine politische Versammlung. Nur an besonders heiligen Orten strömten viele Menschen zusammen, aber jeder Einzelne verrichtete sein Gebet oder seine fromme Uebung für sich, an einem der vielen Altäre, auf den Steinstufen der grossen Teiche, an den Flussufern. Es war daher kein Bedürfniss vorhanden für grosse bauliche Räume, es war an solchen heiligen Orten nur nöthig, für die grosse Menge der Pilger Unterkunft zu schaffen. Dafür dienten in dem furchtbar heissen Klima Südindiens luftige, von allen Seiten offene, auf Steinpfeiler gestellte Schattendächer; zu vielen hunderten stehen kleinere und grössere offene Pfeilerhallen, die Mandapam, nicht nur innerhalb der Tempelmauern, sondern auch in der Stadt, ja schon weit hinaus vor dieser auf den Landstrassen. Zu gleichem Zweck dienen in den grossen Tempeln die langen Pfeilergänge, die bei ihrer Schmalheit leichter den Wechsel der Luft gestatten, als breitere Räume. Wenn sich die »Tausend-Pfeiler-Hallen« zu verhältnissmässig grosser Breite entwickeln, so sind sie doch weniger aus praktischem Bedürfniss, als aus grossprecherischem Stolz entstanden. Hallen mit tausend Pfeilern gehörten nun einmal zu der Ausstattung eines Tempels erster Ordnung, und da man eine solche Halle doch nicht gut als lange Corridore mit zwei Reihen Pfeilern bauen konnte, musste man in die Breite gehen, freilich auf Kosten des Behagens und der künstlerischen Wirkung; sie sind mit ihrer Dunkelheit und ihrer schwülen, schlecht ventilirten Luft nichts weniger als ein angenehmer Aufenthalt.

Mit der Pfeilerhalle, und sei sie auch noch so ausgedehnt und pfeilerreich, hat die Architektur construktiv noch keinen wesentlichen Schritt über die primitivsten Versuche der Baukunst hinaus gethan. Zu den ältesten Bauwerken in den verschiedensten Theilen der alten Welt gehören die Steintische, megalithische Schutzhäuser für die Todten, auf Steinpfeiler gestellte Deckplatten. Und im Grunde ist

Digitized by Google

auch das Mandapam, die Tausend-Pfeiler-Halle nichts anderes, als ein vergrösserter Dolmen. Auch hier herrscht noch allein das alte construktive Princip, quantitativ ist der alte Bau mächtig gewachsen, qualitativ ist nichts neues hinzugekommen, oder an seine Stelle getreten. Ja die Herausbildung dieser Hallen aus der primitiven Dolmenform spricht sich noch in dem zähen Festhalten der monolithen Stützen aus: die Pfeiler sind mit allem ihrem übertrieben reichen plastischen Schmuck fast immer aus einem einzigen Stein herausgemeisselt.

Mit dem Festhalten des uralten Construktionsprincips ist von selbst eine Raumbeschränkung in der Richtung der Höhe und Breite gegeben: sowohl die Tragpfeiler als auch die Deckplatten können naturgemäss eine gewisse Grösse (Länge) nicht überschreiten. Zwar hat die Breite der Pfeilerhallen viel gewonnen durch eine grössere Anzahl von Consolen und Kragsteinen, die gestatten, die Pfeiler weiter auseinander zu rücken, als es sonst die Länge der quergelegten Deckplatten ermöglichen würde, aber immerhin ist die Länge dieser Pilgerhallen immer so unverhältnissmässig viel grösser, als die Breite und Höhe, dass sie als Corridore erscheinen, als Zugänge, die zu nichts hinführen.

Die starke Ausbildung der eigentlich nebensächlichen Theile ist ein ästhetischer Fehler. Denn die Hauptsache des Tempels, die Götterzelle, bleibt ein ärmlicher, kleiner, schmuckloser Raum. Sie wächst nicht, ihrer Bedeutung entsprechend, mit dem übrigen Tempel, und wenn ihr auch ein goldenes Dach aufgesetzt wurde, so verschwindet sie doch fast unter dem Uebermaass der immer neu hinzugefügten und immer höher emporwachsenden Gopuras auf den weiter und weiter hinausgerückten Umfassungsmauern. Dadurch wird die ästhetische Wirkung in hohem Grade beeinträchtigt. Die Thüren über den Aussenthoren fallen schon von Weitem am meisten in die Augen. Statt dass die ganze Anlage concentrisch nach der Mitte, ihrem wichtigsten Theile, hinwiese, erschöpft sich das ästhetische Interesse an den anspruchsvollen Nebendingen der Peripherie, und es nimmt ab, je mehr man sich dem Allerheiligsten nähert.

Dasselbe gilt vom plastischen und malerischen Schmuck des Tempels. Das Haus des Gottes ist innen ganz kahl, Pfeilerhallen und Thorthürme dagegen ganz übermässig mit Ornament überladen. An den Pfeilern und dem Gebälk der Hallen ist meistens auch nicht das kleinste Fleckchen frei von plastischem und gemaltem Zierrath. Maasshalten, das vornehme Wesen der griechischen Kunst, geht der orientalischen Kunst wie dem orientalischen Charakter überhaupt ab.

Digitized by Google

Der Einzelne behängt sich mit so viel auffallendem Schmuck, als es seine Mittel und die Grösse der schmuckfähigen Theile des Körpers überhaupt nur gestatten, und maasslos, wie die wuchernde Natur in den Wirrnissen des Dschungels, ist die ornamentale Ausschmückung der Tempel nach Ausdehnung und Inhalt. Diese Kunst prahlt. Der Bauherr will zeigen, wie vieles er zu leisten im Stande ist und des Bildhauers höchster Ehrgeiz ist nicht, Schönes zu schaffen, sondern die grösste Fertigkeit im Ueberwinden technischer Schwierigkeiten zu zeigen. Einen ganzen Felsenberg abzutragen und dabei einen vollständigen monolithischen Tempel mit allem Detail auszusparen, das war ein Kunststück der Drawidas, auf das andere Völker nicht verfielen. Auch die so beliebten Yalifiguren, die Reitergruppen und Göttergestalten an den Pfeilern sind mit diesen und dem darauf ruhenden Gebälk aus einem einzigen Steinblock herausgearbeitet. Im Tempel von Tschilambaram waren früher, zu Langlès' Zeiten, zwei weit voneinander entfernte Pfeiler mit ihren Kapitälen durch eine steinerne Kette verbunden, die zusammen mit jenen Pfeilern aus einem einzigen Felsen von wenigstens 20 Metern Länge herausgeholt sein mussten. An einem der Pfeiler der Corridore im Tempel von Madura hält das Pferd eines der Reiterbilder eine fast kindskopfgrosse Steinkugel in dem nur wenig geöffneten Maul, aber diese Kugel ist ringsherum losgelöst und frei beweglich, wie die bekannten, ineinander geschachtelten chinesischen Elfenbeinkugeln. So ist das Streben der Bildhauer fast nur aufs Technische, das Handwerksmässige gerichtet, der innere Gehalt der Drawida-Skulptur ist dürftig. Der Künstler sucht nicht das Schöne, sondern das Auffallende, selbst wenn es hässlich ist. Uebertriebene Haltung und Bewegung, abscheulich verzerrte Gesichter, vielköpfige und vielarmige Körper, phantastisch gestaltete Thierwesen, Combinationen von Mensch und Thier, das sind die immer wiederkehrenden Motive der drawidischen Skulptur. Befriedigender ist die einfachere plastische Flächendekoration: wie zwischen der unruhigen Wirrniss des Buschdschungels Gruppen von schöngezeichneten und farbenprächtigen Blüthen dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt gewähren, so weilt auch hier der Blick erfreut und dankbar auf dem oft geschmackvollen, eleganten, geometrischen oder stylisirten Flächenornament, das die Wände da bedeckt, wo ihm die anspruchsvolleren Skulpturen den Raum nicht weggenommen haben.

Die Unruhe des plastischen Schmuckes wird noch durch die grelle Bemalung mit den auffallendsten Farben gesteigert — Tüncherarbeit, ungeschickt, schreiend, roh. Auch die Wandbilder an den Mauern rings um den Teich der goldenen Lilie erheben sich auf

Digitized by Google

kein höheres Niveau: sie sind an Inhalt ebenso dürftig wie die Skulpturen, technisch aber stehen sie weit unter ihnen.

Verlässt man den Tempel durch den Thorweg unter dem grossen Gopura an der Westseite und betritt man die nur durch die Strasse davon getrennte Säulenhalle, das Pudu Mandapam oder Tirumal's Tschaultri, so ist man wohlthuend überrascht durch die schönen Raumverhältnisse: die »neue Halle« ist nicht ein einzelner schmaler, langer Gang, nicht ein niedriger, dunkler, dumpfiger Wald zahlloser Pfeilermengen, sondern eine hohe, breite, dreischiffige, von vier Pfeilerreihen getragene Halle, nicht ganz dreimal so lang als breit. An den mittleren Pfeilern der beiden inneren Reihen sind die überlebensgrossen Figuren des Stifters dieser Halle, Tirumal's, und seiner neun unmittelbaren Vorgänger, sämmtlich Mitglieder der Naik-Dynastie, in Stein gemeisselt; andere Pfeiler sind mit den beliebten Motiven des Löwen des Südens, der Reiter, der Krieger etc. geschmückt. Oben springen die Kragsteine in ähnlicher Häufung vor und die Deckplatten schliessen die Halle in gleicher Weise ab, wie in den Corridoren des Tempels. Die Skulpturen dieses Baues sind noch sauberer und eleganter gearbeitet, als die des Tempels, aber die bedeutende ästhetische Wirkung des Pudu Mandapam besteht nicht hierin, sondern in den glücklichen Verhältnissen der Raumdimensionen. Auch die Zeitgenossen Tirumal's konnten sich dieser Wirkung nicht entziehen: selbst der Gott versprach, zehn Tage in jedem Jahr seine dunkle Kammer verlassen und dafür in dieser Prachthalle seine Residenz aufschlagen zu wollen. Jetzt dient Tirumal's Mandapam nur profanen Zwecken: der ganze Raum ist bis zum letzten Winkel mit Händlern erfüllt, die in diesem Pracht-Bazar die allerverschiedensten Waaren, meist Luxussachen, verkaufen. Das Ganze ist in seiner Verbindung von schöner Architektur und bewegtem Leben ein Bild, werth von einem Hildebrand'schen Pinsel festgehalten zu werden.

Tirumal's Tschaultri bindet sich, wenn es auch ein höher entwickeltes Schönheitsgefühl bekundet, doch noch ganz an den Styl des grossen Tempels. Aber wie eine ganz andere architektonische Welt erscheint Einem das, was noch von Tirumal's Königspalast übrig ist. Dort behilft sich die Construktion noch mit den ureinfachsten Mitteln, Steinpfeilern und aufgelegten Deckplatten, hier wölben sich auf runden, 40 Fuss hohen Granitsäulen saracenische Hufeisenbogen, auf ihnen ruhen Simse mit reinen Renaissance-Formen, der Raum ist oben abgeschlossen von hohen Tonnen- und Kuppelgewölben.

Die Architektur dieses Palastes steht in Madura unvermittelt, als

Digitized by Google

etwas ganz Neues da. Keine Spur eines Profanbaues aus früherer Zeit ist im Drawida-Land mit Sicherheit nachzuweisen. Es ist

Fig. 6. Halle in Tirumal's Palast.

nicht anzunehmen, dass die früheren mächtigen Herrscher aus der Pandya-Dynastie, die schon an Kaiser Augustus Gesandtschaften schickten, um Verbindungen mit Rom anzuknüpfen, oder die Vor-

Digitized by Google

gänger Tirumal's aus dem Naik-Geschlechte in Lehmhütten wohnten, aber es ist sehr wahrscheinlich, dass ihre Königsburgen nicht über den Stil und das Construktionsprincip des grossen Tempels hinausgingen, und dass dabei Holz verwandt wurde, das sehr bald dem Klima und den Termiten zum Opfer fiel. Erst der prachtliebende, überreiche Tirumal baute sich einen riesigen steinernen Königspalast; aber während er bei seinen Tempelhallen und Gopuras streng an den durch die Religion fixirten alten Bautypen festhielt, liess er im Profanbau neue Ideen und fremde Einflüsse frei schalten. Die Wirkung des Muhamedanismus, mit dem das Madura-Reich in vielfache Berührung gekommen war, zeigt sich in den Formen der saracenischen Bogen über den Säulen, weit mehr aber verschaffte sich bei diesem Bau der Geschmack und der Rath der vielseitigen Jesuitenmissionäre Geltung, denen Tirumal freundlich zugethan war. Der Renaissance-Charakter des Palastes, der in Construktion und in Ornamentirung entschieden hervortritt, ist wohl auf ihren Einfluss zurückzuführen.

Der Königspalast muss ursprünglich eine ganz gewaltige Ausdehnung gehabt haben, aber bei Weitem das Meiste ist jetzt verschwunden oder liegt als wüster Trümmerhaufen da. Schon sieben Jahre nach dem Tode des prachtliebenden Herrschers liess der entartete Enkel Tirumals, Tschoka Nâtha, den grössten Theil des herrlichen Palastes demoliren. Er hatte aus Furcht von den Muhamedanern seine Residenz nach der starken Festung Tritschinopoli verlegt. Es geschah aus Eifersucht auf den Ruhm seines Grossvaters, vielleicht auch zum Theil aus pekuniärer Bedrängniss, wenn er das Material für seinen, in der neuen Residenz zu erbauenden Palast einfach aus dem Prachtbau in Madura wegnehmen liess. Jahre hindurch brachten täglich lange Züge von Ochsenkarren die gewaltigen Granitblöcke, die schönsten schwarzen Marmorsäulen, die prächtig gearbeiteten Steinskulpturen nach der neuen Hauptstadt Tschoka Nâtha's, der die alte Herrlichkeit in Trümmer schlug, um ein Bauwerk zu schaffen, von dem Niemand sprach und das jetzt ganz verschollen ist.

Viele Trümmerhaufen bedecken einen grossen Theil Madura's, und die Meinungen gehen darüber auseinander, ob die eine oder andere Schuttmasse zum Palast Tirumals gehört habe, oder nicht. Nur wenige, um einen grossen Hof gelegene Räume sind der gröbsten Zerstörung entgangen, aber man kann sich doch noch aus ihnen, wenn auch die feinere Ausschmückung sehr gelitten hat, eine Vorstellung von der Grossartigkeit und der hohen Schönheit der

Digitized by Google

alten Königsburg bilden. In neuerer Zeit sind die Haupträume restaurirt worden: der Hof, von schönen Säulengängen umgeben, die sich an der einen Schmalseite zu einer säulenreichen Vorhalle vertiefen, eine stolze, hohe, weite Halle, von glatten Monolithsäulen aus Granit getragen, ein prachtvoller, achteckiger Kuppelsaal und eine Reihe anderer schöner Räume, die jetzt für Verwaltungs- und Justizzwecke Verwendung finden. Meist herrschen Renaissance-Formen vor, hier und da treten auch gothische und saracenische Motive auf, drawidischer Skulpturenschmuck (Yalis etc.) ist maassvoll verwendet, und so gewinnt das Ganze, wenn es auch nicht stilvoll einheitlich ist, doch einen eigenartigen Reiz.

Die frische Kühle des Morgens war sehr bald gewichen und die Hitze wurde gegen Mittag fast unerträglich. Ich musste leider auf eine andere Sehenswürdigkeit Madura's aus der Zeit des prachtliebenden Königs verzichten, auf den Besuch des Teppa-Kulam-Teiches und der Insel, auf der das, von einem hohen, Gopura-ähnlichen Thurm überragte Mausoleum Tirumal's steht. Graal hat das Lichterfest, das alljährlich auf diesem Teich gefeiert wird, beschrieben [10].

Am Abend setzte ich meine Reise nach Madras weiter fort. Wir passirten in der Nacht Dindigul, Tritschinopoli, Tandschur, die beiden ersten Orte überragt von alten malerischen Festungen auf steil aus der Ebene aufsteigenden Felsbergen. Erst als wir mitten im fruchtbaren Delta des Kaweri dahinfuhren, kam die Sonne herauf. Im Gegensatz zu dem Land zwischen Tutikorin und Madura war hier alles Land sorgfältig angebaut. Aber auch hier machte sich die Trockenzeit geltend, nur einzelne Wasseradern führten von dem höher gelegenen Südarm des Flusses über das sanft abfallende Land hinab zu dem grösseren nördlichen Arm, der den Namen Kolerun führt; ihre Ufer waren mit einem schmalen Saum frischen Grün's eingefasst, das übrige Land lag ausgetrocknet da und erwartete sehnsüchtig den ersten Regen des Nordostmonsuns, der auch dem Fluss neues Wasser zuführt. Der Kaweri hat, da seine Zuflüsse das Plateau von Maisur durchströmen und seine Quellen bis an die Wasserscheide der Westghats hinaufreichen, den grossen Vortheil, dass er von beiden Monsunen reichlich mit Wasser gespeist wird, und dass daher seine Ufer und besonders sein Delta neun Monate im Jahr mit Hilfe grossartiger Dämme und Schleussen ausgiebig bewässert werden können. Aber jetzt, im November, war der Fluss auf seinem grössten Tiefstand angelangt, selbst der wasserreiche Nordarm des Deltas, der Kolerun, war eingetrocknet bis auf

Digitized by Google

einen ganz schmalen Streifen klaren, seichten Wassers, das langsam nach dem Meere hinschlich. Eine endlos erscheinende Gitterbrücke führt über das kies- und sandreiche trockene Flussbett, das ausser jenem Wasserfaden nur noch einzelne stagnirende Tümpel enthält.

Das Berieselungsland hört in kurzer Entfernung nördlich vom Kolerun auf, und sehr bald betritt man wieder das Gebiet wüsten Landes, dürrer Felder, ausgetrockneter Teiche. Es könnte auffallend erscheinen, dass diese Landstriche Südost-Indiens so ausgebrannt, steppenhaft dürr daliegen, wenn man die gar nicht so geringen jährlichen Niederschlagsmengen kennt, die von den zahlreichen (225) meteorologischen Stationen der Präsidentschaft Madras aufgezeichnet werden(11). Selbst in den beiden ausgedörrtesten Distrikten, Tinnewelly und Madura, übersteigt die jährliche Regenmenge die der meisten Orte Deutschlands, sie erreicht dort die von Botzen und Linz, in Tandschur erhebt sie sich auf die Höhe des regenberühmten Salzburg, in Süd-Arcot bis zu der Triest's und in Tschingelpat beträgt sie ziemlich genau das Doppelte von der Niederschlagsmenge von Kiel. Aber die Verhältnisse liegen dort doch ganz anders, als bei uns. Zunächst ist der Regenfall sehr ungleich vertheilt: die drei letzten Monate des Jahres (Nordostmonsun) liefern durchschnittlich reichlich zwei Drittel aller Niederschläge, die neun ersten Monate kaum ein Drittel. Dann aber ist die Verdunstung auf dem sonnendurchglühten Boden und in der unerträglich heissen Luft so stark, dass von den leichteren Regenfällen nur der geringste Theil dem Boden zu Gute kommt, während die heftigen, wolkenbruchartigen Güsse rasch in die Flüsse und in das Meer ablaufen. Die Holz- und Humus-Armuth des Landes ist der Grund, warum der Boden nur so wenig Feuchtigkeit längere Zeit festhalten kann. Nur der zähe Fleiss der Tamils hat diese Gegenden aus dürrer Steppe und armseligem Buschdschungel in mässig gut, zum Theil vorzüglich angebautes Land verwandelt; das Wasser, das die Natur verschwendet, spart der Mensch sorgsam auf und führt es in der Zeit der Trockenheit den verdurstenden Feldern zu.

Wenige Flüsse, wie der Tambraparni und der Kaweri, reichen mit ihren Ursprungsgebieten in die Region des Südwestmonsuns hinüber, zum Theil auch auf waldreiche Höhen hinauf: sie liefern, von beiden Monsunen gespeist, während des grössten Theiles des Jahres reichlich fliessendes Wasser, das durch Stauwehre und Kanal- und Schleussensysteme über das flache Land geleitet wird und hier zweimalige Reisernten einzuheimsen ermöglicht. Andere Flüsse reichen nicht so weit hinauf und sie versiegen während der trockenen

Digitized by Google

9 Monate fast gänzlich. Auch ihr Wasser wird durch Stauwehre und Kanäle in ein System künstlicher Teiche geleitet, die, durch die Ostmonsunregen gefüllt, für kleinere Ackerbezirke Vorrathswasser für einen einmaligen Wuchs Getreide aufsammeln. Wieder andere Einzelteiche hängen nur von einem, durch einen Damm abgesperrten Bach, oder ausschliesslich direkt von Regen ab.

Da wo ein Aufsammeln von Wasser in Teichen nicht ausführbar ist, holt sich der Landmann dasselbe durch Brunnen herauf, die zum Grundwasser, oder zu einem unterirdischen Wasserlauf hinabgetrieben sind. Ihre Tiefe ist natürlich sehr verschieden, manche von ihnen sind durch harten Granit oder Gneiss mit regelrechter bergmännischer Sprengarbeit bis zu grosser Teufe niedergebracht. Der Stand des Wassers bestimmt wesentlich die Art der Schöpf-Apparate. Handelt es sich nur darum, Wasser um wenige Fusse zu heben, zum Beispiel aus einem Tümpel in einen etwas höheren Bewässerungsgraben, so stellen sich zwei Männer einander gegenüber und fassen je zwei Stricke in die Hand, die in ihrer Mitte an zwei einander gegenüberstehenden Seiten eines schüsselartigen Schöpfgefässes befestigt sind. Sich niederbeugend füllen sie das letztere mit Wasser, dann wird das Gefäss mit raschem Schwung in die Höhe geschnellt, umgekippt und sein Inhalt auf das höhere Niveau ausgegossen. Unermüdlich wiederholen die in der Sonne wie Bronce glänzenden Gestalten der Tamils viele Stunden lang die einförmige Bewegung.

Ist das Wasser weniger oberflächlich, aber doch nicht bis über vier Meter tief, so wird ein doppelarmiger Schöpfbrunnen, das Pikotta, benutzt, ein einfacher Apparat und einer der charakteristischsten Züge in der Landschaft des südindischen Flachlandes. Auf senkrechten Pfosten dreht sich balancierähnlich ein langer Balken, an dessen einem Ende ein Bambusstab mit dem Eimer herabhängt. Ist das Wasser nur um einen geringen Betrag zu heben, so genügt ein Mann zur Bedienung: er hebt den Kübel, giesst ihn aus und lässt ihn wieder zurückfallen, wobei ihm die Arbeit durch das Gegengewicht eines schweren, auf dem Ende des anderen Hebelarmes aufgebundenen Steines oder grossen Thonklumpens erleichtert wird. Bei grösserem Ausschlag der Bewegung sind zwei Mann in Thätigkeit, der eine am Kübel, der andere auf dem Horizontalbalken, auf dessen freiem Arm er hin und her marschirt und durch Verschieben seines Gewichtes den Kübel zum Steigen oder Sinken bringt. Leiterähnliche Gitter aus Bambus zur Seite des Balanciers dienen dem Manne auf demselben zum Anhalten bei dieser Art von Tanz auf dem Schwebebaum. Man

Digitized by Google

liebt es auch, die Brunnen in der Nähe schattiger Bäume anzulegen oder solche neben den Brunnen zu pflanzen, so dass der Arbeiter

Fig. 7. Piketta bei Madras.

sich eines gewissen Schutzes vor den brennenden Sonnenstrahlen erfreut. Ist der Brunnen tiefer, so laufen zwei oder selbst drei Mann auf diesem Schwebebaum hin und her. Diese Art von Schöpfbrunnen

Digitized by Google

ist in ihrer Anlage und bei dem geringen Preis der Menschenarbeit auch in ihrem Betrieb billig, sie ist daher bei den Kleinbauern sehr beliebt und überall dort verbreitet, wo es sich nicht um grössere Tiefe des Brunnens handelt.

Ist das Wasser dagegen aus noch grösserer Tiefe heraufzuholen, vier bis zwölf Meter, so werden Zugochsen verwendet. Ueber dem Brunnen ist, von zwei Pfosten gehalten, eine vertikale Rolle aufgehängt. Das darüber laufende, je nach der Tiefe des Brunnens längere oder kürzere Seil trägt an seinem einen Ende einen grossen ledernen Kübel, der bis zu einem Kubikmeter Wasser fasst, am anderen Ende einen Haken, der leicht am Joch der Ochsen aus- und eingehängt werden kann. Neben dem Brunnen ist ein Behälter aufgemauert, in den das Wasser ausgegossen wird; von ihm führen Kanäle auf das zu bewässernde Land. Gegenüber schliesst sich an den Brunnen die radial gestellte Bahn für die Zugochsen an. Sie ist am Brunnen hoch aufgemauert, am anderen Ende in den Boden eingegraben, und ihre Länge richtet sich nach der Tiefe des Wasserspiegels. Die Ochsen ziehen, vom Brunnen wegschreitend, den Kübel herauf; während sie umkehren, giesst ein Mann das Wasser aus diesem in den steinernen Behälter, dann wird, während sie zurückkehren, der Lederkübel wieder hinabgelassen und das Spiel beginnt von Neuem. Die Neigung der Bahn ist oft recht bedeutend, und die Thiere werden dann besonders durch das steile häufige Hinaufklettern sehr angestrengt.

Trotz der sehr entwickelten Irrigation war die Landschaft doch um diese Zeit ganz verbrannt und ausgedörrt. Der regenbringende Monsun war längere Zeit ausgeblieben als gewöhnlich, schon fast vier Wochen, und Alles wartete mit Sehnsucht auf seinen Eintritt. Nur die Trockenpflanzen, Schirm-Acazien (Acacia latifrons), holzige, saftarme Opuntien (O. Dillenii), baumartige, seltsam gestaltete Euphorbien (E. antiquorum), Yukkas, Agaven überdauern die Dürre. Die letzteren haben sich aus ihrer regenarmen mexikanischen Heimath gut akklimatisirt. Sie sind, ebenso wie die Opuntien, längs der Bahn vielfach als Hecken angepflanzt; ihre Blüthenstengel sind meistens an der Spitze abgeschnitten, häufig auch, jedenfalls künstlich, in kurzen Schraubenwindungen gekrümmt, ja manchmal selbst in einen Knoten geschlungen; hie und da treibt ein abgeschnittener Stumpf einen neuen kleinen Blüthenstengel. Es sind jedoch weder die Blätter noch die Armleuchter der Blüthen so schön entwickelt, wie an der Riviera.

In der Nähe von Porto novo und Kuddalor nähert sich die

Digitized by Google

Bahn bis auf wenige Meilen der Küste; der Einfluss der letzteren macht sich bemerklich in dem Auftreten von Palmyrapalmen-Gruppen, die am besten in trockenem, etwas salzhaltigem Boden und in salzhaltiger Luft gedeihen. Im Uebrigen bleibt der Charakter der mehrfach von trockenen Flussbetten durchzogenen Landschaft, wie er schon auf der Fahrt von Tutikorin hervorgetreten war, unverändert. Eine weite Ebene, aus der isolirte Felsberge hervortreten, in der Ferne einzelne längere Bergzüge, kahl oder doch nur spärlich bewachsen, öfters intensiv roth gefärbt. Auch die Oberfläche des Landes ist auf beschränkten, von der Umgebung gewöhnlich scharf abgesetzten Stellen ziegelroth (Laterit). Mit diesem Material sind auch die schönen, in der Umgebung grösserer Orte mit mächtigen, luftwurzelreichen Feigenbäumen besetzten Landstrassen macadamisirt. Die Nähe der Städte und grösseren Tempel macht sich auch bemerklich durch die grössere Zahl von Mandapams und weiss-roth gestreifte Häuserwände.

Bei Tschingelput verliess ein Theil der Mitreisenden den Zug, um über das pagodenberühmte Kondschiwaram und Arkonam nach Norden (Bombay) zu reisen. Unsere Bahnlinie zog sich von da an längere Zeit zwischen parallelen, niedrigen Höhenzügen hin. Kurz vor Madras erscheint zur Linken auf einem isolirten Felskegel eine kleine christliche Kirche, St. Thomas' Mount, die Stelle, auf die die Legende das Martyrium des Apostel Thomas verlegt. Alles gewinnt nach und nach ein belebteres, mehr städtisches Aussehen: Gärten, Villen, hie und da grössere Parkanlagen, dazwischen grössere Strecken Acker- und Wiesenland abwechselnd mit breiten Wasserflächen, Teichen, Kanälen. In der Ferne taucht ab und zu ein grösseres Gebäude, ein Kirchthurm auf, aber nirgends ist etwas, das wie eine Stadt aussähe, und so ist man, ehe man es merkt, nach fast 24stündiger Fahrt mitten im Herzen von Madras auf dem sehr einfachen Bahnhofe von Egmore angekommen.

Digitized by Google

II. KAPITEL.

VON MADRAS NACH TRAWANKOR. TANDSCHUR. TRITSCHINOPOLI. TINNEWELLY. DIE KANIKAR.

Beim Heraustreten aus dem Bahnhofe von Madras umwogte mich ein lebhaftes Gewühl, viele Droschken, Karren, fast nackte Kulis, ganz bekleidete Muhamedaner, Alles drängte und stiess und schrie durcheinander auf den Fremden los, der kein Wort von dem babylonischen Wirrwarr verstand, und ebenso wenig verstanden wurde. Ich war froh, als ich endlich mich und mein Gepäck in einem Wagen untergebracht hatte und auf stillerer Strasse dem Gasthofe zufuhr. Ich hatte aufs Geradewohl ein in Murray's Reisehandbuch genanntes Gasthaus, Elphinstone's Hôtel gewählt, einem stattlichen Palast mit grosser, von fast haushohen Monolithsäulen getragener Einfahrt. Ein Nabob (spr.: Nuwâb) hatte ihn ursprünglich als Residenz für sich errichten lassen, aber noch vor der Vollendung des Baues war ihm das Geld ausgegangen, und so kam das Gebäude in die Hände von Eingeborenen, die ein Hôtel daraus machten. Das Innere entspricht wenig der anspruchsvollen Aussenseite: aus den grossen Sälen sind durch etwas über mannshohe Bretterverschläge kleinere Fremdenzimmer abgespalten, deren Einrichtung man kaum ein besseres Prädikat geben kann, als »dürftig«. Auch die übrigen Hôtels von Madras, wie überhaupt die meisten Gasthöfe Indiens sind kaum besser ausgestattet; es wird grosses Gewicht auf die Grösse und den Schmuck des Speisesaals, wie auch auf die Menge der Speisen gelegt, Comfort in den Zimmern und der Bedienung dagegen wird sehr als Nebensache angesehen. Eine Menge brauner, in weisse Hosen, lange Röcke und Turban gekleideter Gestalten lungert überall herum; zum Theil sind es Privatdiener der im Hôtel wohnenden Fremden, zum Theil Kellner und Aufwärter des Gasthofs, zum Theil stellenlose Leute, die hier eine Herrschaft suchen. Ich wählte mir aus den Letzteren einen aus, der mich, der Landessitte entsprechend, speciell im Hôtel

Digitized by Google

bedienen sollte. Leider verstand er so wenig englisch, dass ich ihn nach acht Tagen, als er vorgab, fieberkrank zu sein und nach Hause reisen zu wollen, gerne wieder entliess.

Auch vor dem Thore des Hôtels lauerte eine dienstbereite Schaar Eingeborener dem Fremden auf. Auf dem weiten, von Bäumen eingefassten Wiesenplatz vor dem Gasthofe stand für die Gäste bereit wohl ein Dutzend ganz eleganter Coupé-ähnlicher Wagen, an allen vier Wänden mit Jalousien geschlossen, die reichlichen Durchzug der Luft gestatteten. Aber die Pferde entsprachen nicht den Wagen, sie waren recht ruppig, und die Kutscher nicht viel besser; die Preise sind aber auch sehr niedrig, drei Rupien, nach damaligem Cours $4\frac{1}{2}$ Mark für den ganzen Tag. Bei den riesigen Entfernungen der übermässig weitläufigen Stadt ist ein Wagen für den Fremden ganz unentbehrlich. Wenn man sich nur mit den Kutschern, die kein Wort Englisch können, verständigen könnte! Fragt man einen, ob er Englisch verstehe, so lautet die Antwort unfehlbar: Yes Sir! Aber damit ist denn auch seine Sprachkenntniss zu Ende. Nachdem ich mir unter dem ganzen Vorrath von Kutschern den ausgesucht hatte, der mich noch am meisten zu verstehen schien, sagte ich ihm, er solle mich zum deutschen Consulat fahren. »Yes Sir«. Nach langer, langer Reise hält mein Kutscher in der Black town vor einem stattlichen Hause mit der Aufschrift: Volkhart brothers. Es war zwar nicht das Consulat, aber da ich auch an dies Haus einen Empfehlungsbrief hatte, konnte ich denselben gleich abgeben und einen der Herren bitten, meinem Kutscher deutlich zu machen, dass ich zum deutschen Consulat fahren wolle. Haben Sie jetzt verstanden, frage ich ihn. »Yes Sir«. Wieder durch ein paar Strassen und dann hält mein Mann vor einem Hause, über dem die italienische Flagge weht; ein Schild zeigt an, dass hier das italienische Consulat ist. Ich gehe hinein: im Erdgeschoss sind alle Thüren verschlossen. Eine Treppe hinauf: hier sitzt in einem offenen Zimmer ein beturbanter, stattlicher Mann mit intelligentem Gesicht, stark vorspringender Adlernase, kräftig schönem, schwarzem Bart. Ich trage ihm in wohlgesetzter italienischer Rede meine Irrfahrten vor und bitte ihn, meinem Kutscher den rechten Weg angeben zu wollen. Aber je länger ich rede, um so grösser schaut er mich an, zuletzt schüttelt er den Kopf und sagt etwas, von dem ich nur das Wort Hindustani verstehe. Ich frage ihn, ob er nicht englisch spreche? Hindustani heisst es wieder. Es ist absolut Nichts zu machen. Wieder hinunter, über den Hof in das Hinterhaus: Alles zu. Ich suche auf der Strasse Hilfe, da weht mir am Hause gerade gegenüber die deutsche Flagge entgegen und

Digitized by Google

innen, im Hausflur prangt auch das deutsche Consulats-Schild. Also endlich! Aber auch hier wieder verschlossene Thüren, Alles wie ausgestorben, nur im Hofe ein paar herumlungernde Tamils, die aber auch wieder kein Wort Englisch verstehen. Mit vieler Mühe machte ich meinem Kutscher begreiflich, dass er mich zu des Consuls, Herrn Gerdes' Privatwohnung fahren solle, die er glücklicher Weise kannte. Dort erst erfuhr ich, dass ganz Madras wegen des Geburtstags des Prince of Wales sich einen willkommenen Feiertag auferlegt hatte, und dass desshalb alle Geschäfte und auch die Consulate geschlossen waren.

Madras ist so oft beschrieben worden, dass ich darauf verzichten kann, vielfach Gesagtes hier zu wiederholen. Mein Aufenthalt in der Hauptstadt der südlichen Präsidentschaft dehnte sich über 14 Tage aus. Ich benutzte ihn zu fleissigem Durchstreifen der weit ausgedehnten Stadt, die wenigstens im Black town-Viertel viel Geschäftsleben und in einzelnen Strassen ein etwas kräftigeres drawidisches Lokal-Colorit besitzt. Alles stand ganz unter dem Bann eines hohen Besuchs: Prinz Albert Victor, der älteste Sohn des Prince Wales und der muthmassliche spätere Kaiser von Indien, kam auf seiner grossen indischen Reise gerade während meines dortigen Aufenthaltes nach Madras, das natürlich in grosser Aufregung war, zuerst über die Vorbereitungen zu seinem Empfang, und dann, als er angekommen war, über die ihm zu Ehren gegebenen Festlichkeiten. Nur zwei stille Winkel wurden kaum von jener Aufregung berührt, und dorthin zog ich mich gern aus der Unruhe der Stadt zurück, das Museum und der deutsche Club. Das erstere blüht erfreulich auf unter der einsichtigen Leitung Herrn Thurston's, der leider zur Zeit meiner Anwesenheit noch nicht von seiner Expedition zur Untersuchung der Perlmuschelbänke in der Bucht von Manaar zurückgekehrt war. Man findet im Museum eine gute, anschauliche Uebersicht der Naturgeschichte des Landes, manche interessante Objekte enthält die ethnographische und archäologische Abtheilung, vor Allem aber war mir die Bibliothek von Nutzen, in der die Literatur über Südindien gut vertreten ist.

Die meisten Abende verbrachte ich bei meinen Landsleuten. Die ganze deutsche Colonie bestand nur aus 17, in freundschaftlicher Harmonie zusammenhaltenden Deutschen, Kaufleuten, Geistlichen, Gelehrten, dem Consul Gerdes: sie alle kamen mir mit warmer Herzlichkeit entgegen und die Stunden, die ich mit ihnen im behaglichen Club oder im wohlthuend ungezwungenen Verkehr im Hause zubrachte, leben bei mir in freundlichem Andenken fort.

Digitized by Google

Nach einigen Schwierigkeiten hatte ich die Erlaubniss erhalten, Körpermessungen an den Gefangenen im grossen Zuchthaus von Madras anzustellen. Unter ihnen befand sich eine sehr interessante Gruppe, etwas über 100 Barmanen und Schans, die in legitimer Vertheidigung ihres Vaterlandes gefangen worden waren. Was die Engländer als höchste Tugend schätzen und preisen würden, wenn sie selbst sich einem in ihr Land eindringenden Feind gegenüber stellen müssten, belohnen sie hier, wo sie selber diese Feinde sind, mit Zuchthaus. Die Kriegsgefangenen wurden hier ganz wie die gemeinen Verbrecher gehalten. Die meisten von ihnen waren Reisbauern gewesen, andere waren Handelsleute, einer ein Mattenflechter, ein anderer ein Salzmacher, auch ein Buddhamönch war unter ihnen, der zugleich als Doktor und als Tätowirer fungirt hatte. Durchschnittlich von etwas geringerer Körperlänge, besassen sie doch einen untersetzten, breiten, massiven Knochenbau und eine viel kräftigere Muskulatur, als die schlanken, schlaffen Hindus. Der Schädel, dessen Form wegen des abrasirten Haares deutlich hervortritt, ist rund, breit und kurz, das Hinterhaupt fällt steil ab, das Gesicht ist breit, ebenso die stumpfe Nase, die Backenknochen treten stark hervor. Am Auge findet man die charakteristischen Mongolenfalten, unter denen das Fleischwärzchen am inneren Augenwinkel und bei offenem Auge auch das obere Lid ganz oder fast ganz verschwinden. So erscheinen die Barmanen physiognomisch sehr verschieden von den Hindus. Die Haut ist entschieden heller, als die des echten Drawida; da wo sie gewöhnlich nicht von der spärlichen Kleidung bedeckt ist, ist sie zwar etwas gedunkelt, aber auch hier erkennt man noch deutlich einen ausgesprochenen Stich ins Gelbliche. Die Handteller sind, wie bei allen etwas stärker pigmentirten Rassen, heller als der Handrücken. Das Haar wird den Gefangenen von

Fig. 8. Barmane Tamão im Gefängniss zu Madras.

Digitized by Google

Zeit zu Zeit rasirt, aber bei manchen von ihnen zeigten doch die in dichtem Rasen hervorsprossenden bürstenähnlich straffen, schwarzen Haare die Ueppigkeit des Wachsthums, mit der die Spärlichkeit des Bart- und Körperhaares auffallend contrastirte. Die Farbe der Iris war bei allen kastanien- bis dunkelbraun.

Kein einziger Barmane war ganz frei von Tätowirung. Am constantesten war der mittlere Theil des Körpers, vom Gürtel bis herab zu den Knieen wie ein Teppich dicht bedeckt mit blau durch die Haut hindurch schimmernden Tätowirungen, bei einem von ihnen erstreckte sich dieser Hautschmuck auf beiden Beinen bis hinab

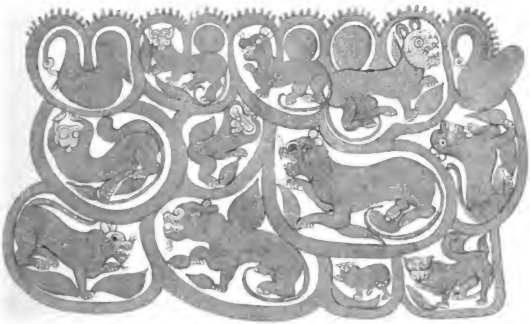


Fig. 9. **Tätowirung auf dem linken Knie des Barmanen Páön aus Opu.**
Nach einer von ihm selbst angefertigten Zeichnung.

zum unteren Ende der Wade; es sah aus, als ob die Leute schon gemusterte eng anliegende Hosen trügen. Menschen, Thiere und Combinationen von beiden bildeten die Hauptmotive; sie waren felderweise umrahmt und die Felder stiessen lückenlos aneinander. Nur bei einem einzigen von allen Barmanen beschränkte sich der farbige Hautschmuck auf eine kleine Fläche über der einen Hüfte: der Schmerz war für ihn zu gross geworden und er hatte auf die Fortsetzung und Vollendung der Arbeit verzichtet. Die Anderen nannten ihn wegen seiner Feigheit »das Weib« und sie behandelten ihn mit wenig Achtung.

Ausser den blauen Leib-, Hüft- und Oberschenkel-Tätowirungen waren auch noch öfters auf Brust und Rücken, Schulter und Unterschenkel in rother Farbe Muster eingestichelt, meistens geometrische Figuren, gitterförmige Rechtecke, Quadrate, Kreuze etc., in einzelnen Fällen

Digitized by Google

auch Thiermuster von der Art der vorhin beschriebenen. aber hier mit rother Farbe ausgeführt. Dann hatten von 33 Barmanen, die ich darauf untersuchte, 4, also 12 Procent an der Innenseite des Oberarms, einzelne auch auf der Brust kleine, runde, glatte Scheibchen (Goldmünzen) von der Grösse eines silbernen Zwanzig-Pfennigstückes eingeheilt; ähnliche, aber dickere Fremdkörper unter der Haut mochten wohl Edelsteine sein. Die Barmanen geben offenbar über diese Dinge, und über die Art, wie sie unter die Haut gekommen waren, nicht gerne Auskunft.

Zwei von diesen Gefangenen verstanden sich auf die Kunst des Tätowirens, der eine, Poàn aus Opu, ein buddhistischer Mönch und »Doktor«, zeichnete mir eine grössere Anzahl von schönen Mustern auf Papier.

Ebenso wie sich die Barmanen durch ihre körperlichen Besonderheiten leicht als Fremdlinge unter den Drawidas erkennen liessen, waren sie auch in ihrem geistigen Wesen durchaus von diesen verschieden. Hier war Nichts von der gewöhnlichen apathischen Stumpfheit der Hindus, ihr offenes, freundlich-gutmüthiges Wesen nahm sogleich für sie ein und die Gefängnissbeamten rühmten ihre Bescheidenheit, Willfährigkeit, Arbeitsamkeit. Es war mir schmerzlich, dass ich für die mir so sympathischen Menschen die Ursache einer vergeblichen Hoffnung und einer grausamen Enttäuschung wurde. Die Nachricht, dass der englische Prinz nach Madras gekommen sei, war bis in das Gefängniss gedrungen, und da die Barmanen für meine eingehenden körperlichen Untersuchungen keinen anderen vernünftigen Grund sich denken konnten, combinirten sie dieselben mit dem, die ganze Stadt aufregenden Ereigniss. Sie redeten sich ein, dass für sie, die sie ja keine gemeinen Verbrecher wären, eine Amnestie erlassen werden würde, dass aber die Körpermessungen dazu dienen sollten, das Signalement für jeden Einzelnen festzustellen, damit sie für den Fall, dass sie noch einmal im Krieg gegen England erwischt werden würden, erkannt und um so schwerer bestraft werden könnten. Die Armen! Wie mir der Gefängnissvorsteher sagte, waren, während sie von goldener Freiheit und schöner Rückkehr in die Heimath träumten, schon die Schiffe unterwegs, die sie in wenigen Tagen abholen und sie nach Port Blair auf den Andamanen, der Verbannungsstation der schwersten Verbrecher, bringen sollten. Eine solche Verbannung in die Fieberhölle jener Mangrove-Küste ist gewiss das allersicherste Mittel, politische Feinde, die ihr Vaterland vertheidigten, unschädlich, und Rückfälle unmöglich zu machen. Nur wenige von ihnen werden ihr

Digitized by Google

Vaterland wiedersehen und auch diese nur siech und für immer in ihrer Kraft gebrochen.

In Madras konnte ich das Programm meiner weiteren Reise mehr im Einzelnen feststellen. Es lautete: mit der Bahn nach dem, am Ostfuss der Ghats gelegenen Tinnewelly, dann über das Gebirge nach Trawankor, längerer Aufenthalt in diesem Staat und in Kotschin, zuletzt Besuch der Anämalä und der Nilgiri Berge und ihrer interessanten Bergstämme.

Nach zweiwöchentlichem Aufenthalt in Madras reiste ich wieder auf derselben Strecke, auf der ich gekommen war, nach Tinnewelly, fast im äussersten Süden der Halbinsel. Die wenigen Tage hatten genügt, die Landschaft erheblich zu erfrischen: die ersten Regen des Nordostmonsuns waren gefallen. In der Nacht hatte sich der bis dahin wolkenlose Himmel, von dem die Sterne in ungetrübtem Glanz herabfunkelten, in wenigen Minuten pechschwarz verfinstert, und nieder strömte wolkenbruchartiger Regen. Ebenso plötzlich, wie er gekommen, hörte dieser nach einer Viertelstunde wieder auf und ebenso schnell verschwand auch wieder die schwarze Wolkendecke. Dabei kein Lufthauch, kein Blitz oder Donner, nur in der Ferne etwas länger andauerndes Wetterleuchten. Später gab es auch an den Nachmittagen mehrmals ähnliche Regengüsse, die Vorboten des Monsuns, der eigentlich in Madras schon am 19. Oktober, also schon fünf Wochen früher fällig gewesen war. Das Erscheinen des Monsuns war überhaupt in diesem Jahr unregelmässig: meistens setzt er mit starken Gewittern und Sturm, öfters mit verheerenden Wirbelstürmen ein, und die Geschichte der Koromandel-Küste weiss von vielen, furchtbar schweren Verlusten an Schiffen und Menschen zu berichten, die von diesen Monsunstürmen veranlasst wurden. Auch in diesem Jahr hatte während meines Aufenthaltes in Madras ein ungewöhnlich niedriger Barometerstand Sturm prophezeit, die Kanonen des Fort St. George hatten ihre Warnungsschüsse abgegeben, die Schiffe waren aus dem noch nicht ganz fertigen und darum noch immer unsicheren Hafen herausgedampft auf die offene See, aber der Sturm blieb aus, es kamen nur mässige Winde und die Schiffe kehrten bei rasch steigendem Barometer wieder in den zwar unsicheren, aber bequemen Hafen zurück.

Der Regen hatte das Land wunderbar erquickt: wie ein grüner Hauch lag es über der ganzen, vorher so dürren Erde, die Reisfelder prangten in leuchtendem Smaragdgrün, selbst die Trockenpflanzen, Lappenkaktus, Akazien, Yukkas, Agaven, sahen straffer, saftreicher aus. Auf vielen Aeckern stand noch feuchter Schlamm,

Digitized by Google

der bei der sengenden Hitze schnell wieder zusammengebacken und in Schollen zerklüftet war; die Teiche waren gefüllter, auch die grösseren Flüsse führten schon ein wenig mehr Wasser als zwei Wochen vorher. Ueber einen dieser Flüsse fuhr der Zug ganz besonders vorsichtig. Die letzte Ueberschwemmung hatte die Brückenpfeiler weggerissen und man hatte nur eine sehr primitive Nothbrücke hergestellt, indem man die Eisengitter auf hohle Holzgerüste legte, die mit Steinen ausgefüllt waren. An beiden Ufern waren eine Menge von Strohhütten für die Arbeiter, Cementschuppen, Werkstätten, Schmieden etc., entstanden, wie ein Ameisenschwarm waren Weiber und Kinder geschäftig, Balken, Bretter, Cement, Steine herbeizutragen oder beim Aufbauen der neuen Pfeiler zu helfen. Die Arbeit war dringend, sie musste ausgeführt sein, ehe der von dem Monsun geschwellte Fluss von Neuem gewaltige Wasserfluthen von den Bergen herabwälzte.

Die Unmenge von Tempeln aller Art, die über das ganze Land zerstreut sind, zeigt, in wie hohem Grad der Hindu gottesfurchtig ist. Freilich nicht gottesfürchtig in christlichem Sinne: der Hindu ist nicht fromm, sondern devot, seine Gottesfurcht ist Angst vor den Göttern, sein Gebet eine Summe von Zaubersprüchen und Ceremonien, die die Götter zwingen sollen, dem Menschen zu helfen, oder ihnen wenigstens nicht zu schaden. Die Religion und ihr Cult löst sich im Hindu-Polytheismus in eine Menge von Specialitäten auf, jeder Einzelne hält seinen besonderen Gott, an den ihn sein religiöser Berather, der Guru überwiesen hat, für den höchsten, aber dabei richtet sich im einzelnen Fall das Gebet auch an die verschiedensten anderen Götter, oder auch an die niederen Geister, die für die Erfüllung dieses oder jenes Wunsches besonders befähigt sind. Von diesem Heer männlicher und weiblicher Mächte höherer und niederer Ordnung hat jede Gottheit wieder ihre besonderen Cultstätten. Hier erheben sich stolze, mit Skulpturenschmuck überladene Gopuras über grossartigen Tempelanlagen mit Tausendpfeilerhallen, zahlreichen Mandapams und ausgedehnten Stufenteichen; dort steht unter irgend einem heiligen Baum, einer Akazie, einer Tamarinde, einem Ficus ein roth angestrichener Stein, vor ihm ein brusthoher Laterithaufen, der Altar, auf dem dem bösen Dämon blutige Opfer dargebracht werden, und zwischen diesen Extremen finden sich alle möglichen Abstufungen von Tempelbauten. Einfach-ärmliche Tempelchen ziehen die Aufmerksamkeit besonders an, nicht durch die Grösse der Bauwerke, aber durch ihre reiche Ausstattung mit allerlei Gethier. Es sind die Tempel des Schutzgottes

Digitized by Google

Ayenar, des auf wunderbare Weise erzeugten Sohnes von Wischnu und Siwa, der allen niederen Dämonen vorgesetzt ist, um ihrer Bosheit gegen den Menschen Einhalt zu thun. Der Gott beschützt ganz besonders die Fluren (Gramam) der Dörfer und Städte, er ist einer der Gramadevatas. Wenn am Abend die Dunkelheit herabsinkt, dann reitet er, begleitet von seinen beiden Weibern Puranä und Pudkalä, und gefolgt von einem Heer von Geistern heraus, rings um die Felder und Weideplätze, um alle Unholde zu verscheuchen. Wehe dem Menschen, der der wilden Jagd in den Weg kommt! Er läuft Gefahr, selbst für einen bösen Geist gehalten und erschlagen zu werden. Darum geht auch ein Hindu in Südindien um keinen Preis am Abend oder in der Nacht in die Nähe der etwas abseits von den Dörfern, in der Nähe eines Gebüsches oder kleinen Waldes gelegenen Ayenar-Tempel. Tags über thront hier der Gott, an Gesicht und Händen roth bemalt, mit Perlen reich geschmückt, auf dem Kopf die Krone, in der Rechten das Scepter, auf der Stirn das Siwazeichen. Rechts und links von ihm sitzen auf untergeschlagenem Bein seine beiden Frauen, der übrige Raum ist erfüllt mit den Bildern der Anführer seines Heeres. Vor dem Tempel aber, zu beiden Seiten des Altars, auf dem die blutigen Opfer dargebracht werden, sind die Reitthiere aufgestellt, auf denen die wilde Jagd am Abend auszieht, Pferde von der Grösse eines Kinderspielzeuges bis zu 4 und 5 Meter Höhe, die kleinen aus Thon gebrannt und grell bunt glasirt oder bemalt, die grösseren aus Mauerwerk und Cement, oder ganz in Stein gehauen. Auch Elephanten mit hoch erhobenem Rüssel, Hirsche, Löwen etc. sind Mitglieder dieser heiligen Menagerie. Und aussen um die Umfassungsmauern dieser Heiligthümer steht dann noch eine Menge ähnlicher Bildwerke, thönerne Männer und Frauen, Böcke, Pferde, Reiter etc., ex voto-Gaben, die bei Krankheit, Unfällen oder sonstigem Unglück dem helfenden Gott versprochen worden waren.

Spät am Abend, nach langsamer Fahrt kam der Zug nach dem pagoden-berühmten Tandschur. Ich besuchte Tempel und Stadt in der Frühe des anderen Morgens. Sehr entschieden tritt Einem auf dem Weg vom Bahnhof zur Stadt der Gegensatz von berieselungsfähigem und nicht bewässertem Land vor Augen. Der Festungsgraben, den man überschreitet, wird von einem Arm des Kaweri mit Wasser versorgt: so weit das dem Land zu Gute kommt, prangt Alles in saftiger Fülle, aber sobald man die Brücke überschritten hat, steigt das Terrain sanft an und der Boden wird felsig und steril.

Tandschur ist eine grosse, alte Festung mit halbkreisförmiger,

Digitized by Google

jetzt stark verfallener Umwallung und einer, südlich von ihr gelegenen kleinen, rechteckigen Citadelle. Malerisch bauen sich über dem in Felsboden eingeschnittenen Festungsgraben die Backsteinmauern der Wälle und Bastionen auf, über die zwei mässig grosse Gopuras und der hochaufstrebende Pyramidenthurm über dem Allerheiligsten des grossen Tempels in der Citadelle hinwegschauen. Dieser letztere bildet ein grosses stark oblonges Viereck, das durch eine Quermauer in einen kleineren Vorhof und den eigentlichen Tempelhof abgetheilt wird. Ueber den Thorwegen, die durch die Mitte der einen Schmalseite und der hinter ihr gelegenen Quermauer hindurchführen, erheben sich zwei nicht allzu hohe, in ihrem pyramidalen Theil mit reichbewegtem architektonischem Relief verzierte Gopuras. Sobald wir den inneren dieser Pyramidenthürme durchschritten haben, liegt der grosse Tempelhof in harmonischen Raumverhältnissen vor uns, geradeaus, in der Mitte des Hofes zunächst eine offene, mit breiten Steinplatten gedeckte, dreischiffige Pfeilerhalle mit dem berühmten Stier Siwa's und hinter ihr der inhaltliche und architektonische Mittelpunkt des Ganzen, das Gotteshaus mit dem hoch und stolz zum Himmel anstrebenden Thurm. Aus einem einzigen Block Granit oder Gneiss ist der elephantengrosse Stier Nandi gearbeitet. Den Kopf dem Wimana zugewendet leckt er sich, behaglich hingestreckt und wiederkäuend, die Schnauze. Die Frommen haben ihn über und über mit Butter gesalbt und mit Oel übergossen, und da diese Huldigung nun schon eine ganze Anzahl von Jahrhunderten Tag für Tag fortdauert, hat sich über dem Stein eine dicke braunschwarze Kruste gebildet, die mit ihrem Glanz leicht glauben machen kann, dass man ein riesiges Bronzebildwerk vor sich hat. Jedenfalls entspricht die Farbe wenig dem officiell schneeweissen Fell des göttlichen Stieres.

Jenseits des grossen Ochsen erhebt sich der Tempel Siwa's. Eine Anzahl Stufen führt zu einer niedrigen Pfeilervorhalle, gegen deren Betreten die anwesenden Brahmanen auf das Lebhafteste protestirten. Das hinter dieser Vorhalle gelegene Wimana steigt zunächst zwei Stockwerke hoch gerade auf, und darüber erhebt sich der pyramidale Thurm, der in einer Höhe von fast 200 Fuss mit einer Kuppel abschliesst. Die Thurmpyramide setzt sich aus einer grösseren Anzahl von Stufen zusammen, die sämmtlich mit Pilastern und Muschelgiebeln, sowie mit maassvoll vertheiltem figürlichem Schmuck verziert sind. Letzterer ist, trotzdem die Pagode Siwa geweiht ist, doch nur dem Kreise Wischnu's entnommen, ein Zeichen weitherziger Toleranz der verschiedenen Lehren.

Digitized by Google

Der mittlere Gebäudezug scheidet den Tempelhof in eine nördliche und eine südliche Abtheilung; die letztere enthält kaum ein nennenswerthes Gebäude, dagegen stehen im nördlichen Hof mehrere kleinere Nebentempel (für Ganescha, Durga etc.), und unter ihnen eine Perle drawidischer Architektur, die Pagode des Kriegsgottes Karttikeya oder Skanda, Siwa's Sohn, der an der Spitze von 330 Millionen Göttern das Riesengeschlecht der Asuras ausrottete. Er heisst der »Glänzende«, der »Demantgleiche«, Subhramanya, aber die Brahmanen lassen sich gern eine andere Etymologie gefallen, nach der er der den Brahmanen Gutgesinnte, Subrahmanya, ist. Auch sein Tempel besteht aus dem Wimana mit dem von einer Kuppel bedeckten Pyramidenthurm, einer Vorhalle und einem bedeckten Säulengang. Alles ist von kleineren Dimensionen als beim Haupttempel, aber von einer Zierlichkeit architektonischer Ausführung, die diesen Tempel zu einem wahren Schmuckstück drawidischer Baukunst macht.

An einem grossen Theil der äusseren Umfassungsmauern läuft, den Tempelhof aussen begrenzend, ein etwas erhöhter Umgang hin, in dem mehr als 100 grosse Lingams (Phallus) und Yonis aufgestellt sind, die ersteren prellsteinähnliche oben abgerundete Steincylinder, die auf kreisförmigen, in der Mitte etwas vertieften, an einer Seite ausgussähnlich verlängerten Untersätzen (Yonis) stehen. Alle diese Sinnbilder der Schöpferkraft Siwa's sind dick mit Oel und Butter begossen, so dass auch sie mehr wie Bronze, als wie Stein aussehen.

Die Pagode von Tandschur wirkt mächtig auf den Beschauer — mächtiger, als irgend einer der anderen grösseren und reicheren drawidischen Tempel — durch die Grösse, Klarheit und Wahrheit ihrer Anlage. Mit richtigem Gefühl hat hier der Baukünstler das Hauptgewicht auf das Gotteshaus gelegt, und dies erstickt nicht unter den wie Unkraut wuchernden Nebendingen, sondern es erhebt sich frei und stolz zum Himmel, weit hinaus in die Lande den Ruhm Siwa's verkündend. Keine Tausendpfeilerhalle, keine unruhigen Corridore drängen sich anspruchsvoll vor; rings um das Allerheiligste ist Alles mit ruhiger Klarheit, in schönen grossen Raumverhältnissen angeordnet, auch die beiden Gopuras sind, verglichen mit dem 200 Fuss hohen Tempel, bescheiden-niedrig. Ebenso ist der bildnerische Schmuck nicht aufdringlich, sondern maassvoll vertheilt. Gerade genug, nicht zu viel. So steht die Pagode von Tandschur da als ein Werk aus der Blüthezeit drawidischer Kunst unter den letzten Königen des Tschola-Reiches (11.—13. Jahrhundert). Die prätentiösen Gopura-Bauten, die die Schönheit der

Digitized by Google

meisten anderen Drawidatempel erdrücken, gehören dem Rückgang der Kunst unter den Naiks des 16. und 17. Jahrhunderts an. Die letzten Tscholakönige bauten Tempel, würdig des Gottes, die Naiks dagegen anspruchsvolle, eitle Thorthürme.

Die von Burnell studirten Tamil-Inschriften der grossen Pagode von Tandschur zeigen, dass diese von dem grössten der Tschola-Könige, Wira Tschola (1064—1114) erbaut worden ist. Es war ein günstiger Umstand, dass der Tempel von der festen Mauer eines kleinen Forts eng umklammert wird, so dass für spätere Absichten, neue Mauern und Schauthürme hinzuzufügen, kein Raum vorhanden war.

Das kleine Fort von Tandschur umschliesst noch eine andere allerdings bescheidenere Merkwürdigkeit, die vom Missionär Schwarz gebaute protestantische Kirche. Man muss, um von der Pagode zu dem ganz dicht dabei gelegenen christlichen Gotteshaus zu gelangen, erst aus dem Fort heraustreten und durch einen zweiten Eingang wieder hineingehen; der grosse Siwa duldet nicht einen gemeinsamen Zugang zu einem anderen Gotteshaus. Als ich, gefolgt von einer grossen Schaar müssiger Hindus, auf das Glacis heraustrat, hatte ich ein kleines Pröbchen von Hindu-Muth. Ein mageres Kühchen, das sich der goldenen Freiheit und des goldenen Sonnenscheins erfreute, kam in ungeschickten Sätzen auf uns zugesprungen. Wenn Gott Siwa seinen Leibstier auf die sündige Menschheit losgelassen hätte, hätte meine Begleitung, allen voran mein Madrasboy, nicht in wilderer Flucht ausreissen und sich ängstlicher verstecken können, als sie es vor diesem harmlosen Kühchen that, das heilsfroh war, ungestört neben mir vorbeizukommen.

In der sehr einfachen Kirche der protestantischen Mission ist ein von Flaxmann gearbeitetes Marmorrelief zur Erinnerung an den von Allen hoch verehrten Gründer der Kirche in die Wand eingelassen: Schwarz auf dem Todtenbett, am Kopfende sein Gehilfe Kohlhoff, hinter dem Bett der Radscha und zwei seiner Würdenträger mit turbanähnlichem Kopfputz. Der Fürst kehrt sich nicht an die strengen Vorschriften seines Glaubens, er legt die Hand auf das Haupt seines hingeschiedenen Freundes. Im Vordergrund stehen vor dem Fussende des Bettes vier indische Christenknaben; schade, dass die Segnungen, die das Christenthum den indischen Heiden brachte, nicht durch ästhetisch Besseres symbolisirt sind als durch die Hosen und kurzen Jacken, die neben dem feinen schönen Faltenwurf der Hindu-Tracht furchtbar steif und hässlich aussehen.

Digitized by Google

Auch in Tandschur spricht das Aussehen der Stadt noch beredt von der schönen Zeit selbständigen Lebens unter den einheimischen Fürsten. Die meisten Häuser sind aus Stein erbaut und reich mit Ornament ausgestattet; häufig sieht man Steinsäulen mit sauber gearbeiteten Capitälen, Balustraden, schönem Holzschnitzwerk. Manche Wohnhäuser sind zweistöckig; europäischer Renaissance- und Barock-Stil hat auch hier vielfach seinen Stempel aufgedrückt.

Wie die hohe Thurmpyramide der Pagode weithin das Haus des Gottes anzeigt, so erhebt sich auch ein mächtiger Thurm über dem Haus des weltlichen Herrschers, der Residenz der früheren Fürsten und dem Wohnsitz des letzten Sprosses derselben, der durch die systematische Annexion des fürstlichen Besitzes seitens der Engländer in ihren Vermögensverhältnissen bis auf ein Minimum reducirten Prinzessin von Tandschur. Es war ein armseliger Ehrgeiz dieser Fürsten der Mahratta-Dynastie, mit der Kunst Wira Tschola's in die Schranken treten zu wollen; kommt man dem Thurm näher, den sie über ihrer Residenz erbaut haben, so fällt derselbe gegen das Wimana des Tempels kläglich ab. Hier ist nur eine ärmliche, geschmacklose Anhäufung dicker Pfeiler, plumper Säulen, schwerer Capitäle; Alles erinnert sehr an unser Barock und ist auch wohl davon beeinflusst worden, ist ja doch der Palast in seinen Haupttheilen im vorigen Jahrhundert erbaut, als Engländer und Franzosen im Kampf um den Besitz Indiens nahe Beziehungen zu den eingeborenen Herrschern unterhielten, und als die Protestanten ihre Missionen in diesen Theilen des Landes gründeten.

Auch im Innern erreicht der Palast bei Weitem nicht die künstlerische Höhe der Residenz Tirumal's in Madura. Man durchschreitet, von der Strasse kommend, zuerst einen weiten Hof, in dem mehrere grosse Elephanten, Paradestücke bei officiellen Festlichkeiten stehen, weiter passirt man, als ob man in eine Festung einträte, massive grosse Thore und lange, gewölbte Gänge (in einem derselben erschallte greuliche Musik der fürstlichen Hofkapelle), und kommt endlich in einen von Säulen umstellten Hof mit übermässig verzierten Wänden. Eine Ecke desselben ist eingestürzt und liegt in Trümmern. Dann betritt man das stattliche Telugu Darbar, einen grossen Saal, dessen Wände mit Portraits verschiedener Fürsten von Tandschur bedeckt sind, dessen Hauptkunstwerk aber die von Flaxman gearbeitete überlebensgrosse Marmorstatue des Radscha Scharfodschi ist, des Gönners des Missionärs Schwarz. Der Fürst steht in etwas steifer Haltung da, die Hände wie zum Gebet zusammengelegt, das Gesicht etwas weichlich in Modellirung und Ausdruck.

Digitized by Google

Eine zweite grössere Halle, die man nach dem Durchschreiten von anderen gewölbten Gängen erreicht, das Mahratta Darbar, hat schön geschnitzte Holzsäulen und an den Wänden gleichfalls eine Anzahl durch einheimische Künstler gefertigte Portraits von Fürsten Tandschur's. Die Zeichnung ist mit sicherer Hand geführt und ausdrucksvoll, die Farben sind weich ineinander vertrieben, nach Art der chinesischen Gemälde auf Reispapier; wie bei diesen ist auch dort die Linienperspektive mangelhaft und von Luftperspektive nicht die Rede.

Von weit grösserem Werth als alle diese Kunstwerke sind die in der benachbarten Bibliothek aufbewahrten 18000 Sanskrit-Manuskripte, die fast zur Hälfte auf Palmblätter geschrieben sind. Die meisten von ihnen sind von Radscha Scharfodschi erst in unserem Jahrhundert in Benares gesammelt worden. Alle Zweige indischer Literatur sind hier vertreten; zum grossen Theil sind die Werke noch unbekannt, und man darf wohl noch manche Aufschlüsse über die Entwickelung des religiösen Lebens und der philosophischen Schulen von dem genaueren Studium dieser Manuskripte erwarten. Jedenfalls ist diese Sammlung der reichste Schatz, den der Palast von Tandschur birgt.

Beim Durchwandern der Stadt besuchte ich eine der Werkstätten für die eigenthümlich inkrustirten Metallwaaren, durch die Tandschur sich einen Namen unter den indischen Industriestätten gemacht hat. Auf Metallgefässe werden Reliefs aus einem anderen Metall aufgelegt, auf Kupfer Figuren von Silber oder Zinn, auf Gefässe von Messing solche von Kupfer. Die Umrisse werden erst in das Metallgefäss eingeritzt, der Grund für die Einlagen vertieft und die Ränder unterschnitten; dann wird das andere Metall aufgelegt, durch Ueberhämmern der Ränder befestigt und durch Stempel und Meissel, zuletzt mit dem Gravirstichel in Relief ausgearbeitet. Die dargestellten Objekte sind der indischen Mythologie, besonders dem Legendenkreis Wischnu's entnommen, und zwischen den Figuren wird stylisirtes Pflanzenornament eingelegt. So gering der künstlerische Werth in Composition und Zeichnung dieser schwülstigen Figuren ist, so haben doch die mit dieser Technik hergestellten Krüge (Lotas), Vasen, Schüsseln, Teller etc. durch den Farbencontrast der verschiedenen Metalle eine hübsche dekorative Wirkung.

Gegen Mittag fuhr ich mit der Bahn hinüber nach dem nahe gelegenen Tritschinopoli, immer ein paar Meilen entfernt von dem Südarm des Kaweri, und deshalb ausserhalb des Berieselungsgebietes, durch ganz flaches, sonnenverbranntes dürres Land. Kurz vor unserem

Digitized by Google

Ziel tauchte zur Linken ein steiler, hoher Granitfels, der »goldene Fels« auf, rechts zeigten sich dann in der Ferne die Felsen von Tritschinopoli selbst. Die Station liegt eine ganze Wegstunde von der Stadt entfernt, mit der sie durch eine gute Strasse verbunden ist. Man kommt an den ausgedehnten Gebäuden der protestantischen Mission vorbei und an ihrer Kirche mit hohem, gothischem, zierlich durchbrochenem Thurm, einem ungewohnten Motiv in dem Tropenbild, in dessen Hintergrund der finstere Fels wie eine Akropolis über der heidnischen Stadt aufsteigt.

Der Name der letzteren erweckt so, wie ihn die Engländer schreiben (Trichinopoli), die Vorstellung, als ob die Trichinen hier irgend eine Rolle gespielt hätten, und als ob ihnen zu Ehren der Ort so genannt worden sei. Aber die Stadt hatte ihren Namen schon lange bevor diese Würmer bekannt waren, er ist eine englische Corruption des indischen Tirisirapalli, die Stadt des Dreiköpfigen (Riesen Rakschasa), und er verdankt seine Entstehung wohl den drei grossen Felshäuptern in und vor der Stadt. Nördlich fliesst nahe bei Tritschinopoli der südliche Hauptarm des Kaweri-Deltas vorüber; zwischen ihm und der Stadt erheben sich am nordöstlichen Winkel derselben die beiden senkrecht abstürzenden Felsmassen, die ihr ein so charakteristisches Gepräge geben. Der niedrigere, näher am Fluss gelegene Fels trägt massive Mauern, über die grössere Gebäude und das mässig hohe Gopura eines oben stehenden Tempels hinüberschauen; auf dem höheren steht etwas über seiner Mitte auf einer kleinen Plattform eine offene Halle, deren weissgetünchte Pfeiler ihr von Weitem das Aussehen einer griechischen Tempelruine geben. Ganz oben aber thront, dem Parthenon ähnlich, eine grosse Säulenhalle. Sie schaut stolz herab auf die am westlichen Fuss des Felsens gelegene Stadt mit ihrem grossen, verkehrsreichen Bazar, auf das Gewimmel des dunkelhäutigen Volkes in den Strassen, auf die vielen kleinen Tempel, auf einen ungewöhnlich grossen Teich, in dessen Mitte eine kleine Insel einen zierlichen Pavillon mit roth- und weissbemalten Säulen trägt.

Gleich hinter der Stadt überschreitet die Strasse zunächst einen grösseren Bewässerungskanal und führt dann auf 600 Meter langer Steinbrücke von 32 Bogen über den jetzt schon wieder ziemlich wasserreichen Kaweri zu der zwischen diesem Flussarm und dem Kolerun gelegenen Insel. Welch gewaltiger Gegensatz zwischen der verbrannten Pflanzenarmuth jenseits der Stadt und der überreichen Fülle saftigster Vegetation im Berieselungsgebiet! Srirangam, »himmlische Wollust«, haben die Brahmanen dies Pflanzenparadies und den

Digitized by Google

darauf gebauten Wischnutempel genannt, und es muss wirklich für sie eine himmlische Wollust sein, wenn sie diesen Reichthum ihr eigen nennen und wenn sie auf die langen Züge gläubiger Pilger schauen können, die ihnen von überall her goldene Spenden mitbringen. Der ganze Weg von der Brücke bis zum Wischnutempel von Srirangam führt ununterbrochen durch das herrlich frische Grün junger Saaten und Sträucher und Bäume dahin; zahlreiche Pfeilerhallen zu beiden Seiten der Strasse geben den Pilgerschaaren Unterkunft, und dazwischen stehen fast mannshohe, auf zwei aufrechten Pfosten ruhende Steinbänke zum Absetzen der Lasten und Erleichtern der müden Schultern. Wenn man sich dem Tempel mehr nähert, dann pflanzen sich sorgfältiger gearbeitete Pfeilerpavillons auch in die Mitte der vortrefflich gehaltenen breiten Strasse hinein, und immer häufiger werden die Buden, in denen Lebensmittel, Opferspenden und Andenken an den heiligen Ort zum Verkauf ausliegen.

Der grosse Wischnutempel von Srirangam zeigt in hohem Grade die centrifugale Anlage, die beim Tempel von Tandschur so glücklich überwunden war, aber bei der Pagode von Madura schon so störend hervortrat. Wie sieben ineinander gefügte Schachteln umschliessen ihn in immer weiterem Umkreis sieben fast quadratische Mauervierecke, das äusserste mit einer Mauerlänge von nicht weniger als $3^{1}/_{4}$ Kilometer. Jede Seite jeder Mauer war eigentlich bestimmt, in ihrer Mitte ein Gopura über dem Durchgang zu tragen, in Wirklichkeit sind aber nur 15 solche Thürme vorhanden und von diesen mehrere unvollendet. Wie aber jede neue äussere Umschachtelung eine Zunahme des Tempelreichthums bedeutet, so sind auch die Gopuras, je mehr sie sich von dem kleinsten centralen Tempelhof entfernen, um so massiger und um so anspruchsvoller in ihrer Dekoration. Nur die vier inneren Mauerquadrate sind in erster Linie für den Cult des Gottes bestimmt, die drei äusseren Ringe sind ebensoviele Brahmanendörfer mit Bazaren und Logiranstalten für die Pilger. Ist man unter einem der äusseren Gopuras eingetreten, so wird die Erwartung, ins Heiligthum des Gottes eingetreten zu sein, sofort getäuscht, man ist in eine, wie von hohen Festungsmauern eingeengte Stadt hineingerathen, nichts als Strassen und Häuser. Und diese zeigen in ihrem soliden Steinbau und in ihrer Ausschmückung, dass ihre Besitzer es zu etwas gebracht haben. Man braucht sie nur anzusehen, diese fetten, behäbig selbstbewussten Gestalten der Heiligen in den sauberen Kleidern aus feinem Stoff, die über und über mit reichem Schmuck behängten Frauen. Auf den flachen Dächern spielen und tanzen wohlgenährte Kinder, auf der Strasse zwischen umherwandelnden

Digitized by Google

weissen Kühen tummeln sich lustig kleine Knaben und Mädchen herum, ganz nackt bis auf ein kleines Silberherzchen, das von einer um die Lenden geschlungenen Schnur aus geflochtenem Silberdraht herabhängt und mit seiner Bedeckung sich auf das Allernothwendigste beschränkt. Die Bazare sind so angeordnet, dass in einer Gegend immer nur eine Art von Gegenständen verkauft wird, in einer Strasse z. B. nur Bronze- und Messingsachen, in einer anderen nur Tuch- und Schneiderartikel, dann wieder nur Esswaaren etc. In ihnen drängt sich in dichten Haufen die Menge der Einheimischen und der Besucher, alle mit dem heugabelähnlichen Wischnuzeichen auf der Stirn, selbst den Kolossen der Tempelelephanten, die da und dort umherstehen, sind diese Zeichen in entsprechender Vergrösserung auf der Stelle, wo der Rüssel anfängt, aufgemalt. Ausserdem sind sie noch seitlich über den Jochbeinen mit rothen Tupfen verziert und der Saum beider Ohren ist rosaroth gefärbt mit runden schwarzen Punkten. Die auf den Nacken dieser Ungeheuer sitzenden Lenker (Mahauts) lieben es, wenn ein Europäer kommt, die Thiere bis unmittelbar an ihn heran zu treiben, doch hüten sie sich. wenn man ruhig stehen bleibt, es bis zur Berührung kommen zu lassen, nur lassen sie dann den Elephanten dem Fremden mit schmetterndem Ton fast direkt ins Ohr hinein trompeten.

Die drei innersten Höfe sind dem Europäer verschlossen, der Zutritt ist ihnen nur zu einigen Heiligthümern des vierten Hofes gestattet. In diesem wird das innere und äussere Gopura durch einen bedeckten Pfeilergang verbunden, der durch seine Gliederung in ein höheres Mittel- und zwei niedrigere Seitenschiffe und durch die schöne Perspektive der zahlreichen weitgestellten Pfeiler von erfreulicher Wirkung ist. In diesem vierten Hof steht auch die Tausend-Pfeiler-Halle, niedrig, dunkel, heiss; die Pfeiler, deren Zahl stark hinter der nominellen Angabe zurückbleibt, sind zwar Monolithe, aber so in der Form von übereinandergesetzten grösseren und kleineren Würfeln gearbeitet. dass sie den Glauben erwecken, als ob sie aus einzelnen Stücken aufgemauert wären. Steile, enge Treppen führen hinauf auf das von flachen grossen Steinplatten gebildete Dach dieser Halle. Man hat von oben einen Umblick über den ganzen Tempel, auf die Mauerzüge, über die schlanke Palmen herüberschauen, auf die Menge von Häusern, die die äusseren Höfe ganz erfüllen, auf die 15 mächtigen Gopuras. Das Ganze ist in hohem Grad unruhig und unharmonisch, ein baulicher Wirrwarr, aber kein schönes Kunstwerk. An der Aussenwand der Nordseite der Tausend-Pfeiler-Halle sind mehrere Pfeiler in dem Stil der Madura-Skulpturen

Digitized by Google

bearbeitet; sie stellen auf hoch aufspringenden Rossen sitzende Reiter dar, die gegen wilde Thiere kämpfen und dabei von kleineren, unter den Pferdebäuchen stehenden Männern unterstützt werden. Das sind aber auch die einzigen bemerkenswerthen Skulpturen des Tempels, der im übrigen nur dürftig mit plastischem Schmuck ausgestattet ist: auch die vielen Figuren auf den Gopura-Pyramiden sind ärmlich, roh, aus Cement zusammengekleistert. Die Wirkung, die ihrer künstlerischen Form abgeht, soll durch übertriebene Bemalung erzwungen werden. Mehrere dieser Gopuras sind in den grellsten Farben, augenscheinlich in neuester Zeit frisch angestrichen, auf pompejanisch-rothem Untergrund prangen fleischrothe, blaue, grüne Götter und Dämonen in entsprechend schreiend gefärbten Kleidern. Es ist als ob sich der Gegensatz der Mono- und Polychromisten bis in diesen abgelegenen Winkel der Welt ausgedehnt habe: in den Durchgängen derselben Gopuras wurde auf Bambusgerüsten die eintönigste Weisstünche rei in intensivster Weise betrieben, um dem Prinzen Albert Victor, der in einigen Tagen erwartet wurde, eine Freude zu machen; Alles putzt Staub ab, kratzt Flecken weg, tüncht und pinselt mit Kalkmilch Flächen, Pilaster, Figuren an. Und leider nicht zum ersten Mal. Wie oft mag Alles schon in gleicher Weise übertüncht worden sein! Denn alle Schärfe der Arbeit ist verwischt, alle Vertiefungen verschmiert, alle Feinheiten zugedeckt, wenn überhaupt jemals solche vorhanden gewesen sind. Nur jene Reitergruppen haben bis jetzt ihre natürliche Steinfarbe und Oberfläche erhalten und sie heben sich wohl gerade deshalb so vortheilhaft gegen die anderen Bildwerke des Tempels ab.

Ein kleiner, gleichfalls in diesem Hofraum gelegener Krischna-Tempel zeigt, dass die Malerei auch in Srirangam nicht höher stand, als in Madura. Es sind hier in Bildern die verschiedenen Heldenthaten Wischnus in seiner Verkörperung als Krischna dargestellt, der gerade deshalb wohl dem Hindu so sympathisch und so populär geworden ist, weil sich in seinen Scherzen mit den Kuhhirtinnen etc. so viel von der schwachen Menschennatur wiederfindet. In einem Bild hat er seinen geliebten Gopis, als sie badeten, die Kleider weggenommen, und diese hoch in einem Baum aufgehängt. Er selbst sitzt im Blätterdach und freut sich diebisch darüber, wie die Mädchen, die sich die Hüften mit dicken, grünen Blätterschürzen umwunden haben, bittend die Hände zu ihm hinaufstrecken. Eine der Hirtinnen klettert sogar am Baumstamm in die Höhe, um mit einer Art Krücke, die sie in der Hand hält, die Kleider herunter zu häckeln. Stil und Ausführung dieser Bilder stehen noch unter denen der neuruppiner Bilderbogen.

Digitized by Google

Von den Elephanten, die mich fortwährend antrompeteten, dicht auf dem Fuss gefolgt, verliess ich den Tempel, vor dem mich ein wohlgenährter, wohlgekleideter «armer Brahmane» um ein Almosen anbettelte. Hier im Paradies, in «der himmlischen Wollust» der Brahmanen!

Eine englische Meile östlich von Srirangam liegt ein zweiter, nicht ganz so grosser Tempel. Er ist nicht dem Wischnu, sondern dem Siwa geweiht, der hier den besonderen Beinamen «Dschambukischwara» führt, d. h. grosser Herr der Dschambu-Bäume (Eugenia jambolana). Der Wischnutempel verdankt sein Gedeihen dem Umstand, dass dort der grosse Lehrer und Reformator des Wischnu-Glaubens, Ramanudscha, lange Jahre gelebt haben soll. Die Sivaiten hatten für ihren Tempel keinen Magneten, der in ähnlichem Grade Pilger und Gaben anzog, und deshalb geht es ihnen weit weniger gut, als den Wischnu-Brahmanen. Die britische Regierung liefert jährlich 9500 Rupien an die Vorsteher des Dschambukischwara-Tempels ab, aber das Geld kommt nur den Menschen zu Gute, nicht den Gebäuden, und diese verfallen von Jahr zu Jahr mehr. Schon die Strecke, die durch herrlichen Palmenwald zum Tempel führt, ist fast leer, die Hütten an ihrer Seite ärmlich, die Bazare dürftig, Mandapams sind nur in geringer Zahl und in einfacher Ausführung vorhanden. Auch im Tempel selbst ist nur der äusserste Hofraum von wenigen bescheidenen Brahmanen-Häusern besetzt. Die vier inneren concentrischen Höfe dienen Cultzwecken, der zweite von aussen enthält einen hübschen Teich und die Tausendpfeilerhalle (in Wirklichkeit sind nur 800 Pfeiler da). Die innersten Höfe umschliessen kleine Tempel, Mandapams und Teiche, der centrale den dem Siwa geweihten Haupttempel.

An Bildhauerwerken ist dieser Tempel noch ärmer, als der von Srirangam; in einer Kapelle ist ein Standbild der Göttin Kali aufgestellt, das an Ekelhaftigkeit dem von Madura nichts nachgiebt. Der ganze Tempel macht, eingewiegt von den im Wind schwankenden Kronen der Kokospalmen, die in den Höfen wachsen und die rings den ganzen Tempel umgeben, in seiner Ruhe, der Klarheit seiner Composition einen viel wohlthuenderen, poetischeren Eindruck, als der lärmende Jahrmarktstempel drüben mit seinem weltlichen Treiben.

Auch hier folgten mir die Tempelelephanten, deren Zahl sich aber bei dem armen Tempel nur auf zwei belief, ein grosser und ein kleiner, auf dem Fuss, um mir ebenfalls die Ehre des in die Ohrentrompetens anzuthun. Da sie Eigenthum des Siwa-Tempels waren, war ihnen das Zeichen ihres Gottes, drei grosse weisse Quer-

Digitized by Google

striche aus heiliger Kuhmist-Asche quer über die breite Stirn hinüber aufgemalt.

In einem der Mandapams des Tempels, in dem plump gearbeitete Steinbilder von Subhramanya und Ganescha aufgestellt sind, wurde gerade Schule gehalten: etwa 2 Dutzend Knaben hockten auf ihren Fersen am Boden, der Lehrer stand vor ihnen und hörte ihnen gerade ein Pensum aus dem Kural von Tiruwalluwar ab, das er ihnen Tags zuvor aufgegeben hatte[12]). Die Jungen waren sehr eifrig und ganz bei der Sache. In einer anderen Halle übten erst halberwachsene Tempelmädchen einen zierlichen Reigen mit graciösen Verschlingungen, indem sie dabei sangen und bei den betonten Takttheilen Stäbchen, die sie in den Händen hielten, aneinanderschlugen. Die Mädchen werden schon als kleine Kinder in die Tempel gegeben; besonders die Siwa-Tempel sind reichlich mit ihnen versehen, übt doch Siwa selbst die Kunst des Tanzens bei jeder Gelegenheit in ausgiebigstem Maasse. Ursprünglich sollen diese »Sklavinnen des Gottes«, Deva-dasi, die als dem Gotte angetraut gelten, Muster von Frömmigkeit und Reinheit gewesen sein. Jetzt haben sich die Zeiten sehr geändert, und die Tempel beziehen aus der Preisgebung dieser Deva-dasi grosse Summen. Den Mädchen wirft ausserdem ihr Gewerbe auch noch so viel privatim ab, dass viele von ihnen Schmuck im Werth von vielen Tausenden von Rupien in Nasen und Ohren, um Hals, Arme und Beine, an Fingern und Zehen anlegen können.

Ein zweiter, kleinerer Siwa-Tempel steht auf der Westseite des grossen Felsens von Tritschinopoli, und zwar auf halber Höhe desselben, während die Spitze eine kleine Pagode des Ganescha, Siwa's Sohn, trägt, der im Süden häufig bloss kurzweg der »Sohn«, Pilleyar, genannt wird. Steile Treppenstufen, unten überdacht, weiter oben offen und direkt in den Felsen eingehauen, führen zu beiden Heiligthümern hinauf. Durch eine, mit Bildhauerarbeit reich verzierte Pfeilerhalle, die am Fuss des Felsens, an einer sehr belebten Strasse gelegen ist, gelangt man in bequemer, später steiler Steigung nach oben. Dieser Treppenweg war vor 40 Jahren der Schauplatz eines schweren Unglücks. Alljährlich im August wird im oberen Tempel ein von vielen Hunderten besuchtes Fest gefeiert. Auch im Jahr 1849 hatte sich bei dieser Gelegenheit eine grosse Menschenmenge auf der Spitze des Felsens angesammelt. Am Abend aber, als das Fest zu Ende war, eilte Alles, schnell nach unten zu kommen, die Vordersten stürzten auf der Treppe, die Zurückgebliebenen drängten von oben nach, und in der Panik, die Alle ergriff, war kein Halten mehr; Alle, die auf der Treppe waren, stürzten und

Digitized by Google

verwickelten sich zu einer einzigen grossen Masse, auf der der Druck der ganzen Menschensäule lastete. Erst in der Nacht um drei Uhr war die Passage wieder frei: man hatte mehr als 250 furchtbar verstümmelte und mit ihren gebrochenen Gliedern in unförmliche Massen verwandelte Leichen aus dem Knäuel von Verunglückten herausgezogen.

Als ich, von den beiden grossen Tempeln auf der Insel zurückgekehrt, noch die beiden Heiligthümer auf den Felsen besuchen wollte, war die Zeit leider schon so weit vorgerückt und die Dämmerung sank so rasch herab, dass ich kaum hoffen konnte, den Siwatempel auf halber Berghöhe noch bei genügendem Licht zu sehen, oder gar mich an der weiten Rundsicht von dem grossen Mandapam auf der Spitze des Felsens zu erfreuen, und ich kehrte daher auf dem ersten Absatz des furchtbar heissen bedeckten Treppenganges, da wo eine horizontal um den ganzen Felsen herumlaufende Strasse diesen schneidet, um; ich konnte so wenigstens noch auf der Fahrt zur Bahn von dem reichen, von auf- und abwogenden Volksmengen erfüllten Bazar aus die schöne Rückschau auf die hochragende Akropolis mit der im Widerschein des Abendrothes aufleuchtenden Pfeilerhalle des Pilleyar geniessen. Als schon Alles von tiefer Dunkelheit eingehüllt war, erglänzte noch wie ein blitzender Stern von der Spitze des Felsens ein weithin hellstrahlendes Licht.

Der Zug brachte mich am Mittag des folgenden Tages (27. Nov.) nach Tinnewelly, dem Endpunkt der Südbahn. Da in der Stadt selbst kein Rasthaus für Reisende existirt, sondern nur in den, jenseits des Tambraparni 1½ englische Meilen entfernten Palamkotta, fuhr ich mit einer der am Bahnhof aufgestellten Ochsenkutschen hinüber. Ein originelles Gefährt: ein langer Holzkasten, in dem nur vorn und hinten ein querer Sitz ist; da man aber von der Rückwand aus hineinsteigt, ist der Rücksitz aufklappbar, so dass man durch ihn hindurch gehen muss. Die Seiten der Kutsche haben schlitzähnliche Langfenster, die Aussicht durch dieselben wird aber unten durch die beiden horizontalen Spritzbreter, oben durch die weit herab geneigten Schattenbreter stark eingeengt. Dieser Kasten ruht auf zwei Rädern und wird von zwei kleinen Buckelochsen gezogen, die einen ganz respektablen Trab laufen. Im einfachen, reinlichen Travellers Bungalow von Palamcotta war ich ganz gut aufgehoben, nur waren die Muskitos lästig, ein Anzeichen der Nähe des Tambraparni und seines Berieselungsgebietes.

Digitized by Google

Ἄριστον μὲν ὕδωρ, das bewährt sich auch wieder hier, an der Südspitze Indiens. Wie weiter östlich der Kaweri, so wird auch hier der kleinere von den Ghats herabkommende Tambraparni[13]) von beiden Monsunen gespeist, und er führt daher während mehr als 10 Monaten im Jahr genügendes Wasser für eine sehr ausgiebige Berieselung. So weit sein Bewässerungsgebiet reicht, herrscht Wohlhabenheit, ein gewisser Grad von Bildung, Sauberkeit und Ordnung. Auch hier haben sich die Brahmanen diesen fetten Bissen nicht entgehen lassen und sich als Herren des reichen Landes festgesetzt, hier zeugen Städte und stattliche Dörfer mit ihren schmucken, ziegelgedeckten Häusern, mit ihren Kokos-, Bananen- und Mango-Gärten vom Reichthum der Bewohner, hier erheben sich die grössten und reichsten Pagoden des Distrikts zu Ehren Siwa's, des grossen Gottes von Südindien. Die Gegend von Tinnewelly ist in kleinerem Maassstab eine Wiederholung des überaus fruchtbaren Deltas von Tandschur. Wehre und Schleussen leiten das Wasser aller von den Bergen herabkommenden Flüsse in eine Menge von Kanälen und Stauteichen, und aus diesen werden die Reisfelder, so weit das Wasser reicht, gespeist. Von alter Zeit her sind sieben grosse gemauerte Wehre (Anikats) über den Tambraparni gelegt; in unserem Jahrhundert haben die Engländer noch einige Meilen oberhalb der Mündung des Flusses ein achtes grosses Wehr, das Sriwäkantham Anikat, hinzugefügt; von jedem Wehr gehen auf einer oder auf beiden Seiten des Flusses Kanäle, die in neuerer Zeit mit Regulir-Schleusen ausgestattet worden sind, ab. Jeder Kanal bewässert durchschnittlich auf etwa 5 englische Meilen Entfernung während des grössten Theils des Jahres direkt das Land; darüber hinaus setzt sich an ihn, wie die Beeren einer Traube an ihren Stiel, noch eine Anzahl (bis zu 20) grösserer Vorrathsteiche, die, in Zeiten hohen Wassers gefüllt, den unterhalb liegenden Feldern noch genügend Wasser für eine oder zwei Ernten schnell reifenden Reises zuführen. Der Tambraparni unterscheidet sich darin von den Wasserläufen des Kaweri-Deltas, dass er bei verhältnissmässig raschem Fall sein Bett immer tiefer einschneidet, während die beiden grossen Seitenarme jenes Flusses, die das Delta zwischen sich fassen, das ihrige immer mehr erhöhen. Das Wasser wird daher beim Tambraparni aus den Kanälen, dort aus den Flussarmen selbst auf die Felder geleitet. Der Erfolg ist der gleiche. Mit nie versagender Regelmässigkeit gibt jedes Jahr in dem durchschnittlich eine englische Meile breiten Bewässerungsgebiet des Tambraparni zwei reichliche Reisernten, in der Zeit des SW-Mon-

Digitized by Google

suns eine Dreimonats-Reis- und in der des NO-Monsuns eine Fünfmonatsreis-Ernte, von denen die erste im September, die zweite im Februar eingeheimst wird.

Dass ein solches Centrum von Fruchtbarkeit und Gedeihen schon in alten Zeiten seine Wirkungen ausübte, zeigt die Bedeutung des alten Hafenplatzes an der Mündung des Flusses. Der Periplus, sowie Ptolomäus nennen Kolkoi als ein bedeutendes Emporium des grossen Pandion-Reiches, zugleich als den Sitz berühmter Perlenfischereien. Aber die Anschwemmungen des Flusses haben das Ufer in der seichten Bucht von Manaar weit hinaus vorgeschoben und heute liegt Korkai, das alte Kolkoi, drei bis vier Meilen landeinwärts auf dem Trocknen. In der späteren Geschichte hat das Gebiet des Tambraparni keine grössere selbständige politische Rolle gespielt; dafür waren die Pandya- und Tschola- und Naik- und die muselmännischen Reiche zu mächtig.

Sobald man das Bewässerungsgebiet des Flusses verlässt, betritt man das trockne Land, eine wahre Steppe da, wo der Boden aus Sand oder Lehm (Laterit) besteht, dagegen noch mässig anbaufähig im Bereich der schwarzen, humusreichen Erde, die das Wasser länger zurückhält. Besonders auf diesem schwarzen Boden ermöglichen auch viele hunderte von Sammelteichen an kleineren Bächen und noch viel mehr Brunnen den Anbau selbst anspruchsvollerer Pflanzen, wie Tabak, Gemüse, spanischen Pfeffers; vortrefflich gedeiht hier auch ohne besondere Bewässerung die Baumwolle, die Grundlage der lebhaften Textilindustrie dieses Bezirkes. Sandiger Boden aber liegt zum grossen Theil ganz öde da, als dürftiges Weideland oder als vollständige Wüste. Nur wo vom Gebirg herabkommende kleinere Bäche die Aufsammlung von Wasser gestatten, schliessen sich an die Stauteiche kleine Oasen frischgrüner Reisfelder an; sonst wächst hier unmittelbar während der Regen des Nordostmonsuns nur Getreide genügsamster Natur, Trockenreis und Hülsenfrüchte, sowie Akazien, Tamarinden und Palmyrapalmen, die durch ihren Zucker Tausenden von Palmbauern, den Schanar's Unterhalt geben.

Man hat auf dem kurzen Weg von Tinnewelly nach Palamkotta einen gedrängten Auszug des ganzen Distriktes vor sich. Das erste Stück der Strasse liegt ganz auf dem reichlich bewässerten Thalboden an der linken Seite des Flusses. Ringsum saftigstes Grün des üppig wachsenden Reises, dessen Anbau diesen Feldern einen Werth von 1500 Rupien für den Acker gibt. Dann überschreitet man auf langer Brücke den Fluss. Ein herrliches Bild bietet sich dem west-

Digitized by Google

wärts schauenden Blick. Das Flussbett, noch grossentheils trocken und nur von einem schmalen Band hellgrünen klaren Wassers durchzogen, ist reich belebt durch die Menge der in dem heiligen Nass Badenden; an den Rändern des Wassers stehen Schaaren von Dhobis, die die Wäsche bearbeiten, indem sie sie mit weithin klatschendem Lärm immer und immer auf die grossen Steine aufschlagen. An den Ufern erheben sich zahlreiche, auf erhöhte Terrassen gestellte Pfeilerhallen, von weitem griechischen Tempeln ähnlich; darüber hinaus rechts und links das leuchtend grüne Band der jungen Reissaaten. Den Hintergrund bildet die blaue Kette der Ghats mit ihren steilen Felsgipfeln, unter denen der Agastya mit seinem abgestumpft zuckerhutförmigen Kegel am meisten imponirt.

Dann kommt man beim Weitergehen in die Reisregion des rechten Ufers; in den frischgepflanzten Feldern jätet eine Menge fast ganz nackter Männer und wenigstens über den Hüften ganz unbekleideter Weiber dunkelster Hautfarbe Unkraut aus, oder es wird der Reis aus den Saatbeeten auf die neu bearbeiteten sumpfigen Felder übergepflanzt. Weiter überschreitet man den Haupt-Bewässerungskanal, und von nun an steigt die breite, mit kräftigen indischen Feigenbäumen besetzte Strasse langsam zu dem etwas höher gelegenen Palamkotta auf, dessen sonnverbrannte, dürre Umgebung grell absticht gegen das saftige Grün der Felder im tieferen Theil des Thales.

Wie die Natur, so zeigen auch die beiden Städte die grössten Gegensätze. Beide sind an Einwohnerzahl nahezu gleich (Tinnewelly hat 21 000, Palamkotta 18000 Einwohner), aber dort haben sich vorzugsweise die reichen Grundbesitzer, viele Brahmanen und Wellalas festgesetzt, hier leben mehr die Aermeren und die Leute niederer Kaste. Freilich ziehen es viele, selbst ganz reiche Brahmanen vor, fern von ihrem Besitz ihr Leben im Brahmanenparadies, im ultramontanen, jenseits der Berge gelegenen Trawankor, dem »Land der Frömmigkeit« (Dharma bhumi), zu verbringen. Dort werden sie auf Staatskosten reichlich und gut gefüttert, ihre Söhne besuchen die vom Maharadscha unterhaltenen guten, niederen und höheren Schulen, sie selbst kommen aber nur einmal oder zweimal über das Gebirg herüber, um sich den Pacht für ihre Reisfelder zu holen oder um den Reis zu verkaufen. Aber immer noch bleiben Brahmanen genug in der Hauptstadt des Distriktes selbst übrig. Wie behäbig und selbstbewusst spaziren sie einher unter ihren Sonnenschirmen, die für sie mehr ein Zeichen ihrer Würde, als Schutz gegen Hitze bedeuten, die blendend weisse Kleidung mit einigen

Digitized by Google

koketten Falten verziert, die keine andere Kaste nachmachen darf. Sauber und freundlich schauen die Häuser unter dem Grün der Bananen und dem Schatten der Kokospalmen aus ihren Betelgärten heraus, an etwas höher gelegenen Stellen bildet der Mango und andere Schattenbäume schöne sonnengeschützte Parks. Alles hat hier den Stempel von Reichthum und Vornehmheit. Und nicht nur die Menschen und ihr Besitz, sondern auch die Götter. Nur selten trifft man hier auf die Heiligthümer untergeordneter Dämonen, dagegen erheben die Gopuras ihr stolzes Haupt über dem Siwa-Tempel, der im ganzen Distrikt hohe Verehrung geniesst. Mandapams an den Strassen, zum Ausruhen nicht nur der Menschen, sondern auch der Götter, wenn sie bei ihren Processionen herumgetragen werden, ein schöner Teich, Teppa Kulam, mit einer Pavillon-Insel und bequemen Steinstufen zeigen schon die fromme Gesinnung der Einwohner und bereiten auf den grossen Tempel vor. Dieser ist zwar an Ausdehnung nicht mit denen von Madura oder Srirangam zu vergleichen, aber er ist durch seine grössere Einfachheit klarer, als jene. Ein grosses Mauviereck ist durch eine Mittelmauer in zwei grosse Höfe getheilt und jeder derselben enthält einen, wieder von einem kleineren Mauviereck umschlossenen Tempel, von denen der eine dem Siwa, der andere seiner unter dem Namen Parwati angebeteten Gemahlin geweiht ist. Nebentempel, Mandapams, Steinstufenteiche, auch eine sehr in die Länge gezogene und schmale Tausendpfeilerhalle fehlen nicht. Architektonisch schön ist die Vorhalle am Hauptthor des Siwatempels: eine Anzahl Holzsäulen trägt reichgeschnitztes Bildwerk, zum Theil sehr anstössiger Natur. Im Eingang selbst sind die typischen Figuren des Yali, kämpfender Reiter auf hochaufbäumenden Rossen etc. dargestellt. Sie alle sind mit gelber Tünche gleichmässig überstrichen, auch wieder, um dem in wenigen Tagen hier erwarteten Prinzen eine kleine Freude zu machen. Vor dem Tempel wurden mehrere massive, schwere Tempelwagen geputzt und zu feierlichem Umzug hergerichtet; auf einem von ihnen war ein besonders hohes und solides Balkengerüst aufgeschlagen, das dazu dienen sollte, eine Menge buntfarbiger hölzerner Thiere zu tragen, grüne Pferde, silbrig glänzende Löwen Südindiens, mit schimmerndem Flitterkram geschmückte Figuren, Gandharwas, himmlische Musikanten, fliegende Genien etc. Die meisten Stücke lagen noch um den Wagen herum auf dem Boden; eines von ihnen, ein fliegender und tanzender Engel mit ausgebreiteten Flügeln und stark ausgespreizten Beinen, wurde gerade mit einem Flaschenzug hinauf gewunden.

Digitized by Google

Ganz andere Bilder sieht man in Palamkotta. Der erste Blick zeigt, dass man es hier nicht mit einer Stadt der vornehmen Gesellschaft zu thun hat. Die Menschen, die Einem hier begegnen, gehören zum überwiegend grösseren Theil niederen Kasten an, sie sind Zuckerbauer (Schanar, die den süssen Saft der Palmyrapalme, des Baumes der Steppe, abzapfen und eindicken), Handwerker (Kammalar), Feldarbeiter, besonders aus der Marawar-Kaste, dann aber leben hier auch die niedrigsten von Allen, viele Puläar und Parias.

Fig. 10. Puläar Paolo (Christ) aus Withra.

Die Kleidung ist an Umfang sehr reducirt, weniger sorgfältig angelegt, oft schmutzig, in Haltung und Gang drückt sich die durch Jahrtausende vererbte Unterwürfigkeit gegen höher Gestellte aus. Die Häuser sind bescheiden, aus Lehm zusammengeklebt, viele nur mit Stroh gedeckt, ihre Wände sind zum grossen Theil durch die geschäftigen Hände der Weiber mit duftenden Kuhfladen bedeckt, die wenigstens für das Auge eines Europäers nicht gerade als Schmuck der Strasse dienen können. Sie sind, getrocknet, in dem baumarmen Lande ein sehr geschätztes Feuerungsmaterial. In den Aussentheilen der Stadt umzieht gewöhnlich eine Lehmmauer das ganze Gehöft mit Haus, Viehkraal und den nächsten Feldern. Die Strassen sind nicht mit Mandapams für die Pilger besetzt, wohl aber mit zahlreichen, anderthalb Meter hohen Steinbänken (Somey tangi, d. h. Lastträgern) zum Aufsetzen der Traglasten beim Ausruhen.

In einem so trocknen Land sind die Brunnen von grösster Bedeutung: am Abend sieht man Schaaren dunkelhäutiger Mädchen und Frauen zu den Pikottas wandern, alle mit einem blanken Messinggefäss auf der einen Hüfte, und einem aus der zähen lederartigen Blattscheide von Palmen zusammengebogenen leichten Kübel in der

Digitized by Google

Hand. Dieser wird an einer Leine in den Brunnen hinabgelassen; er dient als Wasserschöpfer. Der Drehbaum der Pikotta in der

Fig. 11. Bereitung des Feuerungsmaterials (Kuhdünger).

durstenden Stadt steht auf einem aus Stein und Holz construirten Gerüst. Ein Steinpfeiler trägt zunächst einen starken Querbalken

Digitized by Google

und dieser wieder ein starkes, leiterähnliches, aufrecht stehendes Holzgestell, auf dessen oberster Sprosse sich der Drehbalken bewegt. Ein schweres Gegengewicht ermöglicht es einer einzelnen Person, den Apparat zu handhaben.

An allen Ecken, in allen Strassen stehen Steine, Götterbilder oder Tempel einfachster Art; ein grösserer viereckiger Platz nahe der Stadtmitte ist das Haupt-Rendez-vous aller niederen Götter und ihrer Cultstätten. Die Mitte des Platzes schmückt ein kräftiger Tamarindenbaum auf einer etwas erhöhten Erdterrasse; um ihn herum eine Menge von 1 bis 2 Fuss hohen, roh ausgeführten Steinbildern von Cobras (Brillenschlangen), alle aufgerichtet, den Hals stark verbreitert, manche von ihnen zu zwei, drei, oder fünf nebeneinander in einem Stück. Die letzteren heissen Aintale nagam, fünfköpfige Schlangen; sie bilden oft den Hintergrund und mit ihren fünf, nach vorn vorgestreckten Köpfen eine Art Baldachin über Götterfiguren. Rings um den Platz steht eine grössere Anzahl von Tempeln, die den Lokalgöttern, den Feldflurgeistern etc. geweiht sind; dazwischen sind Steinbilder rohester Form gesetzt, oft nur ein länglicher, unbehauener, roth angestrichener Stein, oder ein abgestutzt pyramidenförmiger Altar etc. Nicht weit von diesem Platz erhebt sich auch ein Siwatempel, von einem Mauerviereck mit niedrigem Gopura umschlossen; er ist klein und wenig sorgfältig und sauber gehalten. Auch hier stehen ein paar plumpe Götterwagen mit Holzschnitzwerk neben dem Tempel. Dieser selbst zeigt die typische Anordnung in einfachster Ausführung; eine von Pfeilern gestützte Vorhalle, dahinter der Tempel selbst mit einem Vorraum und der Göttercella, über der ein niedriger Dachthurm aufsteigt. Da mir der Durchgang durch die Vorhalle von Niemandem verwehrt wurde, versuchte ich es auch, in den eigentlichen Tempel einzudringen, aber kaum hatte ich den dunklen Vorraum betreten, als mir aus dem Allerheiligsten ein so lautes, zornig erregtes, schnatterndes Geschrei entgegentönte, dass ich gern auf weiteres Vordringen verzichtete. Wahrscheinlich war der Tempel schon durch mein Eintreten in den Vorraum entweiht und es bedurfte wohl gründlicher Reinigungsceremonien, um die Befleckung wieder von ihm zu nehmen.

Ganz am äussersten Ende von Palamkotta liegt das Zellengefängniss, in dem ich eine grössere Anzahl Körpermessungen vornehmen konnte. Es ist nach dem Radiärsystem gebaut und enthält 300 Zellen für schwere Verbrecher. Unter allen Kasten versorgen die Marawar das Gefängniss am reichlichsten mit Zuchthäuslern.

Digitized by Google

Sie sind die Nachkommen eines einst bedeutenden Volksstammes, der in Ramnad, zwischen dem Pandya- und Tschola-Reiche seine alten Wohnsitze hatte. Die aus ihnen hervorgegangenen Bezirkshauptleute, die Poligar, haben den Naik-Herrschern von Madura wichtige Dienste geleistet. Als aber die Macht dieser Dynastie gebrochen war, wurden im Süden Indiens und besonders im jetzigen Distrikt Tinnewelly die Poligar die wirklichen Herren des Landes, das von Räubern und Dieben arg heimgesucht war. Rings um die Burg eines solchen Feudalherrn begaben sich Dörfer und Städte in dessen Schutz, damit er mit seinen bewaffneten Marawar Raub und Plünderung von ihnen fern hielte; sie gaben ihm dafür regelmässigen Tribut, der, wenn er einmal ausblieb, auf die grausamste Weise eingetrieben wurde. Die Marawar selbst wohnten zerstreut in den einzelnen Dörfern, wo ihnen gegen Ueberlassung eines Stückes Landes der Schutz des Ortes gegen kleinere Diebe übertragen war. Es kostete den Engländern in der zweiten Hälfte des vorigen und im Anfang unseres Jahrhunderts nicht geringe Anstrengung, bis sie die Marawar entwaffnet und die Macht der Poligars gebrochen hatten, die allmählich zu friedlichen Grossgrundbesitzern wurden (Zemindars). Die Marawar arbeiten jetzt zum grössten Theil auf den Feldern bei reicheren Bauern, viele von ihnen fungiren auch jetzt noch als Dorfwächter. Aber die turbulenten Instinkte der früheren Zeit sind bei ihnen noch immer nicht ganz ausgerottet und sie sind als dreiste Einbrecher berüchtigt. Die Lehmmauern der Häuser, durch die leicht ein Loch gebrochen werden kann, kommen ihnen dabei sehr zu Statten.

Der Gefängnissvorsteher, ein Muhamedaner, war weder auf die Marawar, noch auf die Brahmanen gut zu sprechen. Von letzteren waren nur wenige in seinem Gefängniss, darunter aber ein Mörder, der in den nächsten Tagen gehenkt werden sollte. Der Beamte hatte sich zum Zeitvertreib in seinen Mussestunden einen kleinen Galgen construirt, an dem mit einem einzigen Zug vier Puppen gehenkt werden konnten. Sie waren, um mit dem nöthigen Ruck auf das Seil zu stürzen, von Blei gegossen. Wie die Astronomen beim Venusdurchgang sich schon vorher das ganze Detail der Beobachtung an ihrem Modell eingeübt hatten, so ging auch an jener Maschine das Hängen am Schnürchen, und es war alle Aussicht vorhanden, dass der Brahmane nicht allzu lange zu zappeln haben werde.

Auch in Tinnewelly erfreute ich mich, wie überall in Indien, des freundlichsten Entgegenkommens der Distriktsbeamten. Die

Digitized by Google

auf dem linken Ufer des Flusses in schönem, schattenreichem Park gelegene Villa des obersten Distriktsbeamten (Collektors), Herrn Tremenheere, sollte in wenigen Tagen den Besuch des Prinzen empfangen, und so war nicht nur der Hausherr officiell mit den äusseren Anordnungen für Festlichkeiten, Ausflüge, Jagdpartien etc., sondern auch die Hausfrau mit der Herrichtung des Hauses über und über beschäftigt. Trotzdem luden sie mich ein, wenigstens die beiden Abende ihr Gast zu sein und ich verlebte einige für mich sehr anregende und angenehme Stunden in ihrer liebenswürdigen Gesellschaft. Auch der erste Forstbeamte des Distrikts (Conservator of forests), Herr Brazier, kam mir mit grosser Feundlichkeit entgegen und ich verdanke seinem Rath die Entscheidung über meine Weiterreise nach Trawankor.

Um auf die westliche Seite der Ghats zu gelangen, gab es für mich drei Wege. Eine gute, fahrbare Strasse führt um das Südende der Berge herum ganz nahe am Cap Komorin vorbei über Nagerkoil nach Triwandram, eine zweite, gleichfalls gute Strasse geht in einem nördlichen Bogen über Kurtallam (mit einem schönen Wasserfall) durch einen tiefen Einschnitt in den Ghats auch nach der Hauptstadt von Trawankor; ein dritter Weg endlich überschreitet in gerader Linie die Berge. Er ist zwar im ganzen gebirgigen Theil nur ein einfacher Fusspfad, aber er läuft unmittelbar am Agastya Pik vorbei, und an ihm liegt ein Dorf der Kanikar, das Jagor 15 Jahre vor mir besucht hatte. Es war für mich von grossem Interesse, zu beobachten, welche Aenderungen in dem Leben dieses Waldstammes, den Jagor noch in Hütten auf Bäumen wohnend gefunden hatte, in 15 Jahren unter der Einwirkung europäischer Cultur stattgefunden hatten. Die Südspitze Indiens konnte ich mit mehr Vortheil von der Hauptstadt Trawankor's aus besuchen, wo ich mir nützliche Rathschläge und Empfehlungen von Beamten etc. zu verschaffen hoffen konnte. Gegen den nördlichen Weg, der von hoher landschaftlicher Schönheit sein soll, sprach die für den Prinzen geplante Jagdpartie; er sollte in Kurtallam sein Standquartier nehmen und von hier aus Büffel, Elephanten etc. schiessen. Für diesen Zweck waren aber schon jetzt alle erreichbaren Leute des Gebirges aufgeboten, so dass an eine ruhige Beobachtung derselben nicht zu denken war. Ich entschloss mich daher zu dem Fussweg; für das nothwendigste Gepäck hoffte ich leicht Träger zu finden. Die grösseren Stücke sandte ich mit Frachtgelegenheit nach Triwandram, fand mich aber dort bei meiner Ankunft in der Hoffnung, sie vorzufinden, sehr getäuscht. In jenen

Digitized by Google

Tagen prinzlicher Aufregung ging überhaupt alles europäische Gepäck nach Kurtallam, dort trieben sich auch meine Sachen in Gesellschaft hoher prinzlicher Koffer und Kisten eine Zeit lang herum, bis meine energische Reklamation von Triwandram aus sie erreichte. Da ich aber meine Weiterreise nicht aufschieben wollte, folgten sie mir Etappe um Etappe nach und erst nach fünf Wochen kam ich in Kotschin wieder in den Besitz meines viel entbehrten Gepäcks.

Ein zweirädriger Karren mit zwei langsamen, aber ausdauernden Ochsen brachte mich in der Nacht in etwa 12 Stunden nach Ambassamudram, dem Hauptort des gleichnamigen Kreises. Mein weniges Gepäck gab mir nur eine mangelhafte Grundlage für meine Lagerstätte und die Fahrt war daher ein fortdauernder Kampf mit den spitzen Ecken und scharfen Kanten der Kisten und Koffer und mit der nach rückwärts geneigten schiefen Ebene. Ich hatte so aber wenigstens Gelegenheit, öfters einen Blick auf die mondbeleuchtete Landschaft zu werfen, die fortdauernd die Gegensätze von berieseltem und trocknem Land zeigte. Mageres Acker- oder ganz unangebautes Land wechselte ab mit dicht bewachsenen Reisfeldern. Dann wieder erschienen Gruppen von Palmyra-Palmen, oder einzelne schroff aus dem ebenen Land aufsteigende Felsen, Wasserläufe wurden durchschritten, die jetzt ganz trocken waren, und in deren sandigem Bett die Ochsen die allergrösste Mühe hatten, vorwärts zu kommen; kurz vor Ambassamudram überschreitet die Strasse noch in seiner ganzen Breite das Irrigationsgebiet zu beiden Seiten des Tambraparni und auf langer Brücke den Fluss selbst.

Die Stunden drückenster Hitze brachte ich in dem Forstgebäude (forest office) zu; ein Schreiben Herrn Brazier's in Palamkotta hatte einen dort wohnenden Förster angewiesen, mir behülflich zu sein. Er war ein Tamil, aber ein sehr verständiger, gut unterrichteter älterer Mann, der geläufig englisch sprach, und dem ich manche Belehrung verdanke.

Ambassamudram ist ein grosses Dorf von etwas über 8000 Einwohnern, grossentheils von armen Webern bewohnt, die die im Distrikt gezogene Baumwolle verarbeiten, aber einen harten Kampf mit der Concurrenz der englischen Maschinen kämpfen. Die Gottesfurcht ist hier wohl reichlich ebenso gross, wie in Palamkotta; der Ort hat eine Menge von Tempeln und Tempelchen der verschiedensten Art und Grösse, von dem ziemlich grossen, mit einem hübschen Gopura verzierten Siwatempel bis zu den primitivsten Strohdächern, die den Regen von einem roth angestrichenen Stein abhalten. Die Zahl der Götzenbilder ist Legion; überall trifft man

Digitized by Google

auf mit Oel oder Butter gesalbte Steine, rohe Steinbilder, Kobraskulpturen, thönerne Reiter und Pferde des Ayenar; die Riesen unter diesen Götterfiguren sind aber 2, 8 bis 10 Meter lange Relieffiguren aus Lehm am östlichen Ende des Dorfes, plumpe, 1 bis anderthalb Meter über dem Boden aufragende Gestalten. Der Regen hat an der Form dieser Bildwerke arg gehaust, doch kann man noch Kopf, Rumpf, Arme und Beine in ihren Haupt-Umrissen ganz gut erkennen. Sie stellen einen Mann und ein Weib vor, besondere Schutzgötter der Weber, die gerade in diesem Viertel von Ambassamudram dichtgedrängt wohnen. Jährlich einmal wird das grosse Fest dieser Götter gefeiert; vorher wird, was der Monsun von ihnen verdorben hat, erst wieder von den Webern sorgfältig ausgebessert, so dass sie bekleidete menschliche Gestalten darstellen. Dann werden sie mit grellen Farben bemalt, beim Fest mit Blumen geschmückt, Feuerwerk wird abgebrannt, Früchte dargebracht; die Opfer gipfeln in einer Hekatombe von Schafen: für jedes Haus, in dem ein Weber wohnt (und ihrer sind mehrere Hunderte), ist es Ehrensache, an diesem Tag vor den beiden Figuren ein Schaf schlachten zu lassen. Das Blut soll knöcheltief auf dem Boden stehen. Wenn die Götter die Seelen der Schafe verzehrt haben, werden die Leiber der Letzteren von den Webern mit nach Haus genommen und verspeist. Die Götter sind befriedigt und die Menschen hoffen auf bessere Zeiten — leider schon seit langer Zeit immer vergebens.

Gegen fünf Uhr, nachdem die Haupt-Hitze vorüber war, setzte ich meine Fahrt weiter fort. Die Strasse nach dem sechs Meilen entfernten Papanassam führt in sanfter Steigung aufwärts. Einzelne Gneisshügel, stellenweise felsenmeerähnliche Wildnisse schwarzer Steinblöcke treten zur Seite der breiten, schönen, von alten Feigenbäumen überwölbten Strasse aus dem dürren Boden hervor. Viele Weiber und Mädchen mit Lasten trocknen Holzes auf den Köpfen kamen uns entgegen; die Regierung erlaubt nur gegen eine kleine Abgabe, für die Traglast $2^1/_2$ bis 3 Pfennige nach unserem Geld, dürres Holz aus dem Walde zu holen.

Es war schon Nacht, aber herrlich klarer Mondschein, als wir an der heiligen Stätte, dem vielbesuchten Wallfahrtsort Papanassam, an dem Steilabbruch des östlichen Gebirgsrandes ankamen. Schon eine geraume Strecke vor dem Haupttempel beginnen zu beiden Seiten der Strasse die Reihen der Mandapams, die wie eine griechische Tempelstadt, hell vom Monde beschienen, sich vom dunklen Waldhintergrund abhoben. Die meisten dieser Pfeilerhallen sind von den

Digitized by Google

einzelnen Kasten als Ruheplätze und Nachtquartiere für ihre Mitglieder erbaut. Alljährlich im Februar, bei dem grossen Fest des Tempels, kommen die einzelnen Vorsteher der Kaste in ihren Mandapams zusammen, und es wird dann Rechnung abgelegt und Beschluss über Alles gefasst, was die Kaste angeht. Bei diesem Fest werden dann auch die Mandapams jedes Jahr von Neuem, natürlich gegen entsprechende Remuneration, von den Herren Brahmanen geweiht, indem das Bild Siwa's bei der grossen Procession für kurze Zeit in jedem derselben aufgestellt wird, um überall die gebührenden Opfer und Huldigungen in Empfang zu nehmen.

Von zauberhafter Wirkung ist der, vom Mond hell beschienene Tempel mit dem wie Silber glänzenden Gopura. Mächtige Feigenbäume erheben sich vor seinem Eingang und unter ihrem tiefdunklen Schatten bewegen sich weissgekleidete Brahmanen wie weisse Gespenster hin und her. Aus dem Tempel schimmern ein paar Lichtchen herüber und man hört in der Stille der Nacht das Glöckchen der Abendfeier im Innern des Gotteshauses.

Gleich hinter dem Tempel wendet sich der Weg links dem Fluss zu, und an dessen Ufer liegt ein nach Lage und Bauart besonders malerisches Mandapam, das keiner einzelnen Kaste zugehört, sondern von einem Grossgrundbesitzer, dem Zemindar von Urkad, zu allgemeinem Gebrauch gestiftet worden ist, und deshalb auch mir offen stand, ohne dass ich fürchten musste, durch meine Anwesenheit den Ort für die später Kommenden zu entweihen. Auch hier wird bei den Processionen am Tempelfest das Siwabild aufgestellt und dem gütigen Stifter dafür eine seinem Vermögen entsprechende Steuer auferlegt. Das Mandapam ist eine Halle mit Rückwand und zwei Reihen von Pfeilern, die einen vorderen und einen etwas erhöhten hinteren Längsraum, Schlafplätze für die Pilger bilden. Das Gebäude steht dicht am Flussufer, und zwei Dämme führen von ihm hinüber zu einem Pavillon, der auf einer grossen Felsmasse im Fluss selbst erbaut ist. Seine obere, flussaufwärts gerichtete Seite ist chornischenähnlich abgeschlossen, während der untere Theil ein Tempelchen bildet, das in seiner allgemeinen Form und in seiner Lage dicht am Wasser sehr an den so malerischen Tempelpavillon von Philä am Nil erinnert. Zwölf Aussensäulen tragen das flache, massive Steindach; im Innern aber steht in der Mitte eine quadratische, ein paar Fuss erhöhte und von vier Säulen umstellte altarähnliche Plattform. Auch die Umgebung erinnert an die schöne Nilinsel: in der dämmerigen Beleuchtung weitet sich der

Digitized by Google

Raum, die aufgestaute Wasserfläche scheint sich seeartig zu verbreitern und ihr Spiegel wirft das Bild des Vollmondes glitzernd zurück; weiter unten thürmen sich dunkle Felsblöcke im Wasser übereinander und von ferne glänzen die schimmernden Mauern des Tempels und die zierlichen Formen der Pfeilerhallen herüber. Ich liess mir auf dem Altar, auf dem sonst Siwa's Bild niedergesetzt wird, mein Feldbett aufstellen, und der grimmige Gott erzürnte sich nicht, dass ich seine Ruhestätte in Beschlag nahm; er sandte mir von den Bergen herab milde, erfrischende Luft und sanftes in Schlaf lullendes Rauschen des nicht fernen, grossen Wasserfalles. Seit langem erfreute ich mich in der schwülen Hitze der südindischen Nächte keiner so erquickenden Ruhe, wie hier als Gast des Heidengottes.

Der Himmel hatte sich am andern Morgen bezogen; nur goldige Streifen am Horizont im Osten unter der grauen Wolkendecke zeigten, wo die Sonne heraufkam. Im Tageslicht traten dann auch die Verschiedenheiten von Philä hervor, die ganz andere Gebirgsumgebung, der kleinere Fluss mit dem durchsichtigen, klaren Wasser, die reiche Vegetation, die Verschiedenheit der Säulen und Hallen und der allgemeinen Tempelformen. Aber all das konnte mir die Erinnerung an die schöne Mondschein-Illusion des vorigen Abends nicht stören, die mich an die Ufer der herrlichen Nilinsel zurückversetzte und mir die glücklichen Stunden zurückrief, die ich 15 Jahre früher dort verlebt hatte.

Zu dem etwa einen Kilometer entfernten Wasserfall führt ein Fusssteig, der zunächst Reisfelder durchschneidet, dann aber, weil schroffer Fels unmittelbar an den Fluss heran tritt, mehrmals steil am Berg hinauf- und hinabklettert. Im ersten Abschnitt dieses Weges kommt man an einem, dem heiligen Agastya geweihten Tempel vorbei, aber der fromme Brahmane, der ihn zu hüten hat, lag wohl noch in süssem Schlaf, die Thüre war verschlossen. Etwas weiter überschreitet man einen kleinen Kanal, der die Reisfelder mit Wasser versorgt; dicht dabei steht ein Altar aus Erde in Form einer Stufenpyramide; und auf der obersten Stufe derselben erhebt sich über einem Thonring (Yoni) mit kreisförmiger Rinne und vorgezogener Ausgussschnaube ein Lingam. Ein gutes Symbol ewiger Wiedergeburt der Natur, die mit nie fehlender Regelmässigkeit nach jeder Aussaat immer wieder ihre Gaben spendet. Einen schmutzigen Beigeschmack scheint das Symbol für den Hindu nicht zu haben; sie stilisiren es immer stark, während sie sonst an ihren Tempeln und besonders an ihren Tempelwagen nicht vor den allernaturalistischsten Darstellungen schamlosester Art zurückschrecken.

Digitized by Google

Auf steilen Stufen geht es dann über grosse Gneissblöcke hinauf, und an der anderen Seite des Felsens sogleich eben so steil wieder hinab an das Flussufer. Die Oberfläche des Steins sieht dunkel gesprenkelt aus, als ob einzelne Regentropfen dunkle Flecken aufgespritzt hätten; bei genauerem Zusehen aber entdeckt man, dass das ganze Gestein durch und durch mit trüb-rostfarbigen Granaten durchsetzt ist. Eine andere Kletterpartie über einen zweiten, dicht an den Fluss herantretenden Felsenkopf brachte mich an das Ufer des von hohen Felsen eng umschlossenen Kessels, auf dessen einer Seite aus eng und tief eingeschnittenen Rinnen zwei Wasserströme 30 bis 40 Meter tief hinabstürzen, das Kaliani Tirtum (Heiraths heiliges Wasser) und das Wane tirtum (Lebens heiliges Wasser). Der Felsenkessel mit den beiden Wasserfällen ist jetzt schon, bei der geringen Wassermenge, ein ganz hübsches Bild, gewaltig aber muss es wirken, wenn bei hohem Wasserstand die ganze Hinterwand des Kessels ein einziger Wassersturz und der Grund ein einziger Whirlpool wird, dessen Niveau, gestaut in der engen Schlucht des abfliessenden Stromes, 4 bis 5 Meter höher hinaufreicht als jetzt bei niedrigem Wasser. Ein solcher Anblick muss für den aus der heissen dürren Ebene heraufgewanderten Pilger ergreifend und der Eindruck unauslöschlich sein. Viele Tausende kommen bei dem grossen Fest heran, um sich hier in der heiligen Fluth von Papanassam, dem »Sündenwegwischer«, rein zu baden. Dann drängt sich die Menge der Kommenden und Gehenden in gefahrvollster Weise. Man hat an den letzten zum Kessel hinabführenden Stufen seitlich in den Felsen Löcher eingehauen, um daran Schutzbarrièren nach der Flussseite zu anzubringen, aber trotzdem kommen noch immer gar nicht so selten Unglücksfälle vor.

Oberhalb des Falles ist das Wasser durch einen Kanal nach einer in geringer Entfernung auf dem rechten Ufer von Europäern errichteten Baumwollspinnerei abgeleitet. Wir waren am Abend vorher einigen grossen Karren mit Baumwollballen für diese Fabrik begegnet.

Da die vom Tempel dem Gebirge zuführende Strasse nicht weit vom Wasserfall vorüber führt, beschloss ich nicht erst den Umweg wieder zum Tempel zurück zu machen, sondern direkt zum Weg hinauf zu kletten. Es war kein leichtes Stück Arbeit, über die steilen zerklüfteten Felsen, über die mit Wurzeln, Schlingpflanzen, Dornengebüsch dicht bedeckte Wand. Mein Förster half mir dabei in sehr freundlicher Weise: er bog Zweige zur Seite, hieb andere ab, zeigte mir besondere Schwierigkeiten und half mir sie überwinden.

Digitized by Google

Endlich kamen wir an die Kante des Plateaus, über dessen steilen Abbruch der Tambraparni hinabstürzt. Noch ein paar hundert Schritte durch mannshohes Gras, durch Gestrüpp, über Felsblöcke, dann kamen wir auf einen Fusspfad, der fast eben auf dem Plateau hinlaufend uns bald an die Karrenstrasse brachte. Nach ein paar Meilen ganz ebenen Gehens tritt von rechts ein stark zerklüfteter Gneissberg dicht an den Weg heran; die zerborstenen Felsmassen täuschen überraschend das Bild einer mittelalterlichen Ruine mit dickem viereckigem Thurm und ein paar anderen grösseren Gebäuden vor, die aus ihrer Waldumgebung hervorschauen. Auch den Eingeborenen fielen diese eigenthümlichen Formen als etwas Besonderes auf, sie haben dem Berg den Namen Murukandondu gegeben.

An seinem Fusse liegen dicht am Weg ein paar äusserst primitive Tempel und Altäre. Unter einem Baum stehen drei an den Stamm angelehnte steinerne Schlangenbilder, zwei mit je einer, eins mit fünf (Aindale nagam) aufgerichteten Kobraschlangen, alle rauchgeschwärzt, ölübergossen, das eine in der Mitte quer durchbrochen und mit seinem Obertheil nach hinten übergefallen. Vor dem stehen gebliebenen Stumpf lag die Schale einer der Länge nach gespaltenen Kokosnuss, deren Höhlung mit Stückchen verkohlten Holzes, Asche und aromatischem Harz von Hopea odoratissima gefüllt war; den Schlangen war hier ein Weihrauchopfer dargebracht worden.

Ein paar hundert Schritte weiter kommt ein wirklicher Tempel, aber freilich ein höchst einfacher und kleiner. Zwei Räume, ein vorderer für die Menschen, der andere für die Gottheit, bilden das Heiligthum. Die Vorkammer hat ein paar Fuss hohe, ursprünglich wohl dicht geschlossene Lehmwände, von denen aber der Regen nur sehr spärliche Reste stehen gelassen hat, so dass die rohen Pfähle, die das Strohdach tragen, frei in der Luft stehen. Dieser Raum ist ganz leer; in dem daran stossenden, etwas sorgfältiger mit Lehmwänden umschlossenen Allerheiligsten steht das Götterbild. Eine kleine, in Rotangbändern sich drehende Gitterthüre gewährt Einblick und Zugang in den fast finsteren Raum, der der Mariammen, der »Mutter des Todes«, der Göttin der Pocken, des Scharlachs, der Masern etc. geweiht ist. Ihr Bild ist ein roh bearbeiteter Stein, der fast ganz in einen rothen Lappen eingewickelt ist; nur der Kopf mit dem schwarz geölten Gesicht und den mit rother Farbe pastös angestrichenen Haaren und Ohren schaut aus der Umhüllung heraus. Sechs Schnüre jetzt vertrockneter Blumen-Guir-

Digitized by Google

landen sind um die Schultern geschlungen. Vor der Göttin sind zehn bis zwölf kleine geflochtene Körbchen mit rother Farbe, oder auch mit Asche und Kohlenstückchen aufgestellt, neben dem Bild ein paar Eisenstäbe, an denen Oellämpchen aus Thon hängen. Auch ein Thongefäss von seltener Form, eine Schale mit Fuss und weit geschweiftem Henkel, bildet eine der Opfergaben. Von der Decke hängen mehrere zierlich geflochtene viereckige Körbchen und eine sehr schön geflochtene grössere Tasche herab.

Zum Heiligthum gehören noch zwei, 10 Schritt vor dem Tempel aufgestellte, etwas über einen halben Meter hohe Steinbilder, ein männliches (Schnurrbart) und ein weibliches (Brüste); von letzterem ist nur noch die obere Hälfte vorhanden. Sie sind sehr plump gearbeitet, dick eingefettet, und stellen zwei der wichtigsten dienenden Geister der Mariammen, den Wira Bhadra und die Mattandschi dar.

Das ganze Plateau ist von niedrigem, vor wenigen Jahren regelrecht angepflanztem Teakholz bewachsen, über das nur sehr vereinzelte höhere alte Bäume hervorschauen. Der Fuss tritt fortwährend auf die raschelnde Masse der am Boden liegenden graugrün eingetrockneten Riesenblätter. Vor uns verdecken drei steile Felsenspitzen den stolzen Gipfel des ganzen Gebirgszuges, den Berg des heiligen Agastya.

Vier englische Meilen hinter Papanassam kreuzten wir auf einer Fähre von zwei durch eine Brücke verbundenen Kähnen den Hauptzufluss des oberen Tambraparni, den von dem Nordabhang des Agastya herabkommenden Seriar. Das schöne, klare, hier ganz ruhig strömende Gebirgswasser liess noch in einer Tiefe von fünf bis sechs Fuss jedes Steinchen und jedes Stück gesunkenen Holzes auf dem Boden klar erkennen. Nach einigen weiteren Meilen gelinden Ansteigens senkt sich dann der Weg hinab zum Tambraparni selbst, dessen Rauschen schon früher zu uns heraufgedrungen war. Hier steht ein kleines Waldhaus, der Forest bungalow von Arriar, bewohnt vom Forstassistenten, Herrn Fisher-Marshall, an den ich Empfehlungsbriefe aus Ceylon abgeben konnte, und der mich mit grosser Liebenswürdigkeit aufnahm. Seit langer Zeit in nahem Verkehr mit den Gebirgs- und Waldstämmen, war er in der Lage, mir viele werthvolle Auskunft über deren Leben und Treiben zu geben. In seiner Gesellschaft setzte ich am Nachmittag meine Wanderung flussaufwärts weiter fort, immer durch herrlichen Wald ansteigend. Freilich hatte diese tropische Waldespracht nicht ganz den Beifall des Forsttechnikers; die waldzerstörende Ackerwirth-

Digitized by Google

schaft der in früherer Zeit hier hausenden Kanikar machte sich noch in dem ungleichen Wachsthum des Waldes und in der grossen Mannigfaltigkeit der verschiedensten um ihr Dasein kämpfenden Pflanzenarten geltend, während bei alten gleichmässigen Beständen nur wenige Arten, die kräftigsten, sich zu sicherer Existenz durchgekämpft hatten.

Für den Forst-Laien, der die Landschaft mehr nach ihren ästhetischen Gesichtspunkten betrachtete, brachte gerade die grosse Verschiedenheit in Grösse und Form und Färbung einen Reiz mehr in das reiche Naturbild. Besonders wo Bäche überschritten wurden, verdichtete sich das Blätterdach zu fast ganz geschlossenen, tief schattigen Gewölben, unter denen ich an den über dunkle Felsmassen zerstäubenden Wasserfällen, auf dem dicken weichen Polster von Moosen und Blüthenpflanzen gerne gerastet hätte, wenn nicht das ganz ansehnliche Stück Weges, das noch vor uns lag, zur Eile gedrängt hätte. Dann führte der Weg wieder an grösseren Felsen vorüber, oder an Haufen übereinander geworfener Gneissblöcke, die ebenso wie die bei Papanassam stark mit Granatkrystallen durchsetzt, an manchen Stellen auch in vorgerückten Stadien der Kaolinisirung begriffen waren. Schönblühende grosse Begonien schmückten das düstere Gestein mit dem frischen Grün der schiefen Blätter und dem durchsichtig-feinen Roth ihrer Blumen. Wo sich der Wald lichtete, öffnete sich von der erreichten Höhe aus dem rückschauenden Blick eine weite Aussicht über die bräunlich kahle, wie ein weites Meer hingestreckte Ebene im Osten mit ihren Felseninseln; mehr im Vordergrund liessen sich im Einzelnen die schroffen Formen der Randberge der Ghats erkennen, die jäh wohl 1000 Fuss und mehr aufstiegen, die Heimath scheuer, von den Jägern fälschlich wegen ihrer grossen Hörner Ibex (Eibex) genannter Bergziegen (Hemitragus hylocrius).

Kurz hinter Arriar Bungalow fand der Karrenweg, den die Regierung für die Abfuhr des Holzes angelegt hatte, sein vorläufiges Ende, und mein Gepäck wanderte auf die Schultern einiger aus jenem Bungalow mitgenommener Kulis. Rasch sank die Sonne über die Berge hinab, aber statt ihrer warf der fast volle Mond seine Silberlichter durch die Baumschatten auf den Weg. Es war nach dem heissen Tag eine herrliche Wanderung in der Frische des Abends, durch die tiefe Waldesstille, die nur unterbrochen wurde, wenn der Luftzug das gedämpfte Rauschen des tief unter uns über Schnellen und Stürze hinab eilenden Flusses herüber wehte. Endlich lichtete sich das Dunkel und freundlich anheimelnd strahlte uns die Lampe des

Digitized by Google

auf einer kleinen Lichtung errichteten Forstbungalow's von Kanikitti entgegen. Ein behagliches Junggesellen-Heim inmitten der grossen Natur. Alles war so schmuck und blank und ordentlich, als ob die Hand einer Hausfrau hier waltete. An den Wänden prangten die langgehörnten Trophäen des leidenschaftlichen Jägers, auf Gestellen an den Wänden nicht nur die naturwissenschaftliche Literatur des Fachmanns, sondern auch die Werke der grossen englischen Prosaiker und Dichter und — für einen Engländer in Indien eine seltene Merkwürdigkeit — die Ilias und Odyssee in Übersetzung und Ovid und Horaz in der Urschrift. Was mag der gelehrte Tamir Muni (14), der wie Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, hier in dem nach ihm benannten Berg weilt, dazu sagen, wenn sich am Fuss seines Zaubersitzes die alten griechischen und römischen Klassiker niederlassen!

Am folgenden Morgen kamen auf die Aufforderung Herrn Fisher-Marshalls mehrere Kanikar aus ihrer benachbarten Niederlassung Pattenkadu behufs anthropometrischer Aufnahmen hinauf zum Forsthaus, am Nachmittag machte ich ihnen in ihrem Dörfchen meinen Gegenbesuch. Ein Förster, ein Kanikar und ein Waldläufer begleiteten mich. Der erstere trug die Autorität Ihrer britisch-indischen Majestät, der zweite meinen photographischen Apparat, der dritte mich selbst über die grösseren Bäche und über den Tambraparni, auf dessen rechtem Ufer die Kanikar-Niederlassung lag.

Man kann den Waldpfad, den sich die Kanikar hinauf zum Forsthaus getreten hatten, nicht gerade bequem nennen. Endlose Rotangs mit den scharfen langen Dornen an der Unterseite der Rippen ihrer tief fingerförmig gespaltenen Blätter zerreissen Kleider und Haut. Andere Schlingpflanzen angeln mit ihren stark pfropfenzieherartig gewundenen Haftorganen nach Allem, was ihnen in den Weg kommt, riesige Wurzeln laufen über den Weg, um sich zu den weit vorspringenden Strebepfeilern der Hopea odorata(15) zu vereinigen, weiter abwärts bilden rund abgewitterte Felsblöcke und dichtes Wurzelgewirr schwierig gangbare Treppenstufen. Wenn man über eine mächtige, schräg in die Luft vorgestreckte Baumwurzel oder über dicke umgestürzte Bäume hinübervoltigirt, bleibt man mit Hut und Kleidern in Dornen hängen, oder stösst sich den Kopf an knorrige Baumäste an. Endlich dringt man bis zur Thalsohle vor; waldfreie Stellen sind hier mit 3 bis 4 Meter hohem Gras bewachsen, aber dies ist zusammengewühlt, als ob sich ein ganzes Rudel Elephanten darin herumgewälzt hätte!

Wir kamen zuerst an einen Seitenbach des Tambraparni. Er war zu tief, um ihn zu durchwaten, zu breit, um hinüberzuspringen,

Digitized by Google

und so musste sich unser Waldläufer bis zu den halben Oberschenkeln heraufkrempeln. Huckepack gings hinüber, freilich mühselig und wankend genug, denn der schlanke Hindu war eigentlich solcher Last nicht gewachsen. Ein kleiner Rücken scheidet diesen Bach vom Hauptfluss, dessen Ufer mit ganz besonderen Steeplechase-Hindernissen gespickt sind, mit Wassertümpeln, Wurzeldickicht, grossen und kleinen, runden, glatten Felsblöcken etc. Aber dann erst kam das Hauptreiten über den Fluss, der mehr als knietief über schräg abgeschliffene glitscherige Steinflächen, oder über scharfe, steil aufragende Felsriffe hinwegfliesst. Einmal waren Ross und Reiter bedenklich nahe am Hineinplumpsen, doch lief Alles noch gut ab. Am anderen Ufer wieder ein gleich lohnendes Feld für Kletterkünste, wie drüben, dann noch einmal ein Ritt durch einen Seitenbach, und endlich sind wir an dem steilen Abhang angekommen, an dem weiter oben, aber noch immer auf stark abfallendem Grund das augenblicklich von den Kanikar angebaute Feld liegt, ein viereckiges, 7 Acker grosses Stück Land, das mit brusthohem Zaun aus Dschungelholz eingefasst ist. Ein armdicker, mit Schlingpflanzen angebundener Ast steigt an der äusseren Seite des Zaunes schräg hinauf und ein gleicher Ast auf der inneren Seite wieder hinunter, der einzige Zugang zu dem eingefriedigten Land. Dieses ist furchtbar unordentlich angebaut. Kartoffeln, Tabak, Curcuma, Yams, Caladium, Bananen etc., alles ist ganz unregelmässig durcheinander angepflanzt; dazwischen liegen dicke gefällte Baumstämme, tief von Insekten zerfressen, mit verkohlten Stümpfen abgebrannter Äste; andere geschwärzte todte Stämme stehen noch aufrecht, überall ragen zwischen den Pflanzen grosse und kleine Steinblöcke hervor.

Etwa in der Mitte der Rodung — wenn man diese Art der Waldlichtung so nennen darf — stehen drei sehr einfache, mit Rohr gedeckte Hütten, Wachthäuser aus der Zeit der ersten Anpflanzung, wo schon gesäet, aber die Umzäunung noch nicht geschlossen war, so dass noch Stachelschweine und Wildschweine durch Wachtposten vertrieben werden mussten. Nahebei sind ein paar höchst primitive Altäre errichtet, ganz lockere Bambusgestelle, das eine länglich rechteckig, 1 Meter hoch, 1 Meter 20 Centim. lang, aber nur 20 Centim. breit; zwischen den dünnen in den Boden gesteckten Bambusstäbchen sind zwei horizontale Böden gleichfalls aus Bambus eingeschoben. Das andere Gestell besteht aus vier etwas stärkeren Bambusstäben, die oben zu einer Spitze zusammengebogen sind und zwischen denen gleichfalls ein horizontaler Boden in einer Höhe von 80 Centim. über der Erde eingefügt ist. Auf diesen Böden werden

Digitized by Google

bei allen Ernten kleine Fruchtspenden für die Gramadevatas, die Schutzgötter des Feldes, hingelegt: kein Kanikar würde etwas von seinem Feldertrag essen, wenn er nicht vorher den höheren Mächten seinen Erntetribut gespendet hätte. Das Feld und sein Ertrag sind gemeinsamer Besitz der ganzen Ansiedelung, alle Arbeit wird gemeinsam gethan, der Häuptling bekommt, auch wenn er nicht mit auf dem Feld gearbeitet hat, doch seinen Antheil an der Ernte (wie mir der Förster sagte, das Doppelte der Übrigen); in gleichem Verhältniss nimmt er auch an der Vertheilung des Lohnes für die Waldarbeiten, an dem Erlös für etwa verkaufte Früchte etc. Theil.

Am oberen Rand des Feldes setzt die Überschreitung des Zaunes gleiche seiltänzerische Fertigkeit voraus, wie am unteren. Dann steigt man noch eine kurze Strecke durch flacheres Grasland zum Dorf hinan. Dicht an dem Fusspfad, der von jedem der Kanikar jeden Tag begangen wird, liegt, nur etwa 60 Schritt von der ersten Hütte des Dörfchens entfernt, das grasfreie, längliche Grab eines Kanikar; 8—10 zerbrochene rundbauchige Thontöpfe, wie sie beim Kochen in ganz Indien verwendet werden, sind in unregelmässiger Vertheilung auf das Grab gelegt. Früher war ein Todesfall immer die Veranlassung, dass ein ganzes Dorf seine Ansiedelung aufgab, um weit entfernt eine neue Rodung anzufangen. Jetzt hat man die Scheu vor den Todten soweit überwunden, dass der einzige Zugang, der von den Feldern und vom Thal herauf zum Dorfe führt, dicht am Grab vorbei, ja fast über dasselbe hinwegführt.

Bis vor wenigen Jahren waren die Kanikar auch in diesem Theil des Gebirges ein sehr unstetes Völkchen. War eine Rodung ein oder zwei Jahre lang betrieben, so gab man sich nicht die Mühe, die aus den Baumwurzeln neu aufsprossenden Schösslinge und das sonstige Unkraut weiter zu bekämpfen, man fing lieber eine neue Rodung an, am liebsten an Bergabhängen, aus denen eine Quelle hervorbrach, oder an denen wenigstens ein Bach nicht zu weit entfernt vorbeirieselte. Auf der verlassenen Lichtung entwickelte sich dann unregelmässiges Gebüsch, später unordentlicher Wald. Noch jetzt kann man, über grosse Waldflächen hinschauend, deutlich sehen, wo die Kanikar früher ihren Feldbau getrieben haben: im schönen Hochland plötzlich eine niedrigere Stelle, mit anderen Bäumen und Pflanzen bewachsen, als die Umgebung. Standen auch solche alte Rodungen nahe zusammen, so vermied man doch gern einen unmittelbaren Anschluss: man liess zum Windschutz zwischen beiden Rodungen einen Streifen höheren Waldes stehen.

Diese Art von primitivem Feldbau wenig in der Kultur vor-

Digitized by Google

geschrittener Stämme wurde in ganz Indien bis vor Kurzem geübt; im nördlichen Indien heisst sie Dscham, im südlichen Kumari (»die Jungfrau«, jungfräuliches Land), im Distrikt Salem Panakad, an der Malabar-Küste Panam, in Ceylon Tschina. In den mehr unabhängigen Staaten ist diese Waldverwüstung noch jetzt in flottem Gang, im britischen Theil des indischen Festlandes dagegen haben ihr die Forstschutzgesetze ein Ende gemacht. Im Distrikt Tinnewelly hat die Regierung die Kanikar veranlasst, sich an bestimmten Orten festzusetzen, und so sind auch die beiden Kanikar-Dörfer, Pattenkadu und das kleinere, fünf Meilen davon entfernte Pambanar entstanden. Beiden wurde ein bestimmtes Stück Land zum Feldbau angewiesen. Die erstere dieser beiden Ansiedelungen (das von mir besuchte Dorf) besitzt im ganzen ein Dorfland von 150 Acker, von denen in regelmässigem Umtrieb immer 6—7 Acker unter Cultur standen; das verlassene Land verfällt, bis der Turnus wieder dorthin gelangt, dem Dschungel. Ausserhalb des Dorflandes neue Rodungen vorzunehmen, ist dem Kanikar streng verboten; als Entschädigung für diese Beschränkung beschäftigt die Regierung die Leute dieses Stammes als Waldarbeiter und gibt ihnen dafür täglich vier Annas, den vollen Tagelohn, den die viel kräftigeren und leistungsfähigeren Arbeiter aus der Ebene erhalten, obgleich die Arbeit der Kanikar im Ganzen recht mangelhaft sein soll. Disciplin und Subordination sind diesen Wilden noch recht schwer verständliche Begriffe, sie arbeiten, wenn sie gerade Lust haben, lassen sich aber nicht dazu zwingen, wenn es ihnen nicht gefällt. Mitten in dringender Arbeit hören sie oft plötzlich auf, um nach Hause zu gehen, oder sie setzen sich hin, zünden sich eine selbstgefertigte Cigarre an, faullenzen eine oder zwei Stunden und nehmen dann ihre Arbeit wieder auf. Aber trotzdem werden sie von den Beamten doch grundsätzlich freundlich behandelt, und wenn sie auch sehr wenig geleistet haben, bekommen sie doch ihren vollen Tageslohn.

Im Dorf wurden wir schon von dem männlichen Theil der Bewohner erwartet. Es waren durchweg kleine, armselige, magere Gestalten, mit schwächlicher Muskulatur, dünnen Armen und Beinen. Wie die ganze Erscheinung von der Noth des Daseins spricht, so zeigt auch die rauhe trockene Haut die Spuren des harten Lebens im Wald, alte grössere und kleinere Narben und eine Menge kleinerer Beulen, die Folgen von Blutegelbissen. Man hört an der Küste oft erzählen, dass in den Bergen Nachkommen von Negersklaven aus der Zeit portugiesischer Herrschaft leben: bei den Kanikar ist von einer solchen Negerabstammung nichts zu erkennen. Wohl ist das

Digitized by Google

tiefdunkle Haar oft kraus, manchmal zu einem unlösbaren Filz zusammengewirrt, aber das einzelne Haar ist nie so eng spiralig gekrümmt, und die regelmässigen Röllchen, die auf den Negerköpfen oft wie Pfefferkörner aussehen, fehlen hier ganz. Für die Haartracht herrscht keine einheitliche Regel. Manche haben aus dem Unterland die Tamilsitte angenommen, sich das Haar ringsum abzuschneiden und nur auf dem Scheitel und oberen Hinterkopf einen längeren Schopf stehen zu lassen, andere tragen das Haar hinten in einen

Fig. 12. Kanikar Tschinna Mallen aus Pattenkadu.

Knoten gebunden, wieder andere haben sich um Stirn und Hinterhaupt eine Schnur von drahtähnlich feinen, glatten Schlingreben in doppelter Windung gelegt und an den Schläfen sind zwei Lockenpartien abgetheilt, die über die Schnur wie lange Judenlocken herabhängen. Im Übrigen aber haben die Gesichter nichts Jüdisches. Die Haut ist im Ganzen recht dunkel, wenn auch nicht dunkler, als bei vielen Tamils der Ebene; Bart und Körperhaar sind auch bei älteren Individuen, bei denen das Kopfhaar früh zu ergrauen scheint, nur spärlich entwickelt. Die Nasen sind oft mittelbreit, in einzelnen

Digitized by Google

Fällen aber auch sehr breit, die Zähne springen nicht, wie beim Neger, stark nach vorn vor. Wenn letztere auch öfters durch Betel braun gefärbt sind, so sieht man doch nie so tief braunschwarze Inkrustationen, wie bei eingefleischten Betelkauern des Tieflandes. Die braunen Augen schauen freundlich drein, der ganze Gesichtsausdruck ist gutmüthig heiter, der Mund immer zum Lachen geneigt. Vom Schmuck sind auch die Männer grosse Freunde, kleine rothe Glasperlen werden abwechselnd mit 3 Centim. grossen Ringen aus Muschelschalen in vielfachen (10—20) Strängen gerne um den Hals geschlungen. In den Ohren hängen Ringe mit Plättchen aus Messing oder Silber; der Häuptling von Pattenkadu, Pirmal Kani, trug in seinen weit durchbohrten Ohrläppchen ein paar dicke goldene Ringe. Am meisten aber waren mit Schmuck an Hals, Armen und Beinen ein paar nackte kleine Kinder überladen, die sich schüchtern aus ein paar Hütten herauswagten, aber gleich wieder in dieselben zurückstürzten, sobald ich ihnen nur den Kopf zudrehte. In den Hausthürritzen bemerkte man die Umrisse herausblinzelnder Weiber, die aber ebenfalls sofort verschwanden, wenn ich nach ihrer Richtung hinschaute.

Während des Gesprächs geschah es oft, dass gerade die Männer, an die mein Dolmetscher eine Frage gerichtet hatte, launenhaft sich plötzlich umdrehten, hinkauerten und sich eine Cigarette anzündeten, die sie sich frisch aus selbstgezogenem getrocknetem Tabak und aus einem konisch darumgewickelten Stückchen eines welken, halbfrischen Bananenblattes extemporirt hatten. Der Rauch roch weniger nach Tabak, als nach dem der Ackerfeuer bei der Kartoffelernte. Ebenso plötzlich, wie sie sich zum Rauchen wendeten, hörten sie dann auch wieder auf, um im Kreis der Übrigen niederzukauern.

Für die Niederlassungen (Wohnungen) der Kanikar hat die Änderung ihrer Lebensweise, der Übergang vom nomadisirenden zum sesshaften Ackerbau tiefgreifende Folgen gehabt. So lange sie in kurzen Zeiträumen immer wieder ihre Niederlassungen wechselten und immer wieder neue, vom Menschen noch nicht berührte Waldstrecken aufsuchten, mussten sie darauf gefasst sein, Angriffe von Elephanten, Tigern etc. zu erleiden, und sie verlegten daher ihre Wohnungen bis zu einer Höhe über dem Erdboden, bis zu der kein Elephantenrüssel und kein Tigersprung hinaufreichte. Sie suchten sich hohe Bäume, auf denen horizontal abgehende starke Äste eine genügend feste Stütze für das Einbauen von Böden abgaben, und auf diesen errichteten sie ihre einfachen Ast- und Strohhütten. Ein Bambusstab, dessen Zweige seitlich kurz abgeschnitten waren, diente

Digitized by Google

als Leiter, und diese war so leicht, dass sie bequem hinaufgezogen werden konnte; die Hütte oben in der Luft wurde dadurch in eine unzugängliche Festung verwandelt. Möglicherweise hatte bei der Wahl dieser hohen Lage für die Hütten auch die Erfahrung mitgesprochen, dass das Dschungelfieber, das bei Rodungen in den Wäldern die Menschen furchtbar decimirt, in einiger Höhe über dem Erdboden dem Menschen weit weniger gefährlich ist, als dicht über dem Erdboden.

Auf der Westseite des Gebirges, in Trawankor, wo die Kanikar noch nach alter Weise ihre Panam-Kultur treiben, leben sie auch immer noch auf Bäumen, und auch auf britischem Gebiet hat Jagor ganz in der Nähe der jetzigen Ansiedelung von Pattenkadu die Baumwohnungen dieses Stammes angetroffen. Aber seither haben sie hier ihr Baumleben aufgegeben und sind bodenständig geworden. Die Elephanten und Tiger meiden die Nähe fester Ansiedelungen, und sollte von den letzteren einmal einer menschenfresserische Neigungen zeigen, so wird er immer sehr bald weggeschossen. Auch das Fieber ist für eine feste Ansiedelung, die nicht auf immer neu umgewühltem Boden steht, weniger gefährlich. Damit sind für die Kanikar die Gründe weggefallen, ihre Wohnungen in den Baumkronen aufzuschlagen; sie haben jetzt in der Mitte ihres Dorflandes ihre Dörfchen auf den Boden gebaut.

Pattenkadu liegt etwa 15 Meter höher, als der obere Rand der Pflanzung, auf einer fast flachen Stelle des Bergabhanges. Vierzehn Hütten und drei kleinere Viehställe stehen zu beiden Seiten einer etwas gebogenen, 100 bis 120 Schritt langen Strasse, auf der sich viele knurrende und bellende Hunde herumtreiben, anscheinend Bastarde von Schakal und Fox terrier. Die Dorfstrasse fällt durch ihre Ordnung auf, es steht vor den Häusern auffallend wenig Geräth herum. Jedenfalls hatte man es zusammen mit den Weibern vor meiner erwarteten Ankunft in den Hütten geborgen [16].

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich von der Strasse aus ein paar photographische Aufnahmen des Dörfchens gemacht und der aufgestellte Apparat war, während ich einer der Hütten und ihren Insassen einen längeren Besuch abstattete, im Freien stehen geblieben, aber Niemand, weder Erwachsene noch Kinder hatten das fremde Eigenthum berührt. Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Treue sind Kanikar-Eigenschaften, die von Allen gerühmt werden, die Gelegenheit haben mit den Bergstämmen zu verkehren, und die diese Kinder der Wildniss sehr vortheilhaft auszeichnen vor den Hindus.

Ich handelte von den Kanikar einige ihrer Gebrauchssachen ein

Digitized by Google

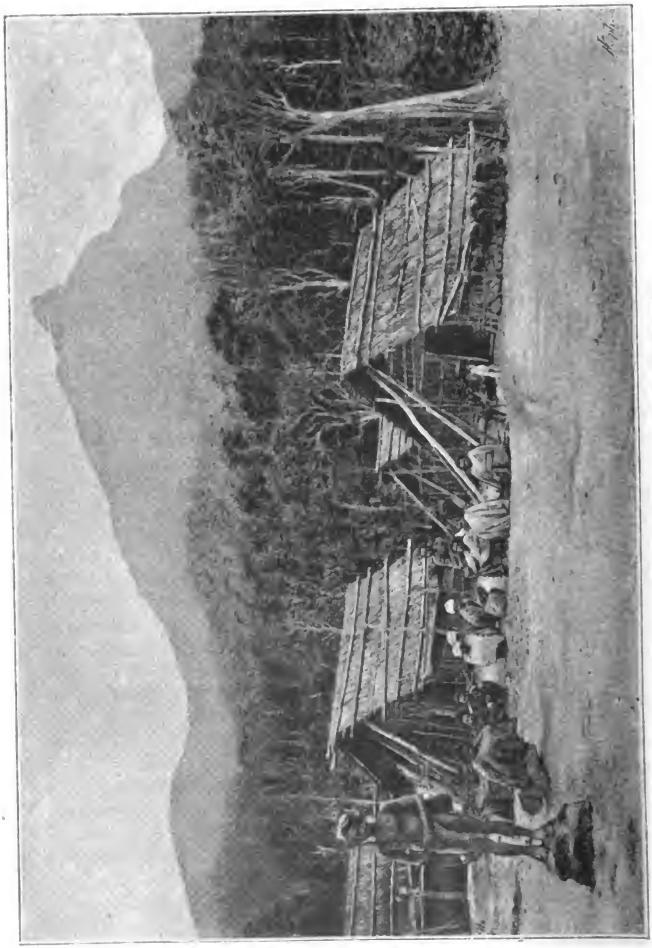


Fig. 13. Kaukardorf Pattenkado am Fuss des Agastya.

Digitized by Google

und jedesmal erregte die Wahl eines Gegenstandes grösste Heiterkeit, mochte sie auf eine rothe wollene Mütze, oder eine Fischreusse, oder auf ein Messer mit Scheide, Hackemesser, Matten, Körbchen, Bogen und Pfeil fallen. Von letzterer Waare hatte nur ein Einziger und zwar auf besondere Aufforderung des Försters einen Bogen und zwei Pfeile herbei gebracht; sie waren sämmtlich alt und offenbar lange Zeit nicht mehr im Gebrauch gewesen. Der Bogen war mit einer alten trockenen Sehne aus Baumbast bespannt, die ich gleich beim ersten etwas zu kräftigen Spannen zerriss; die Pfeile aus Bambusrohr, das viele Längsspalten zeigte, hatten keine Federn, waren aber mit Eisenspitzen versehen, die je einen spitzen Widerhaken trugen. In alter Zeit hatten sie zum Anschiessen der Fische gedient, jetzt waren sie aber schon lange nicht mehr im Gebrauch, Alles war rissig, staubig-russig. Ich bat den Besitzer des Bogens, nach einem, in einer Entfernung von 15 Schritt als Scheibe aufgestellten Holzblock zu schiessen; der Versuch misslang, nachdem die Sehne wieder zusammen gebunden war, kläglich; weder die Richtung, noch die Höhe waren gut genommen und der zu schwach abgeschossene Pfeil fiel vor und beträchtlich zur Seite der Scheibe zu Boden.

Fast ihr ganzes Geräth, sowie ihren Schmuck erhalten die Kanikar von wandernden muhamedanischen Händlern, oder auf benachbarten Märkten (Papanassam oder Kallar). Sie verfertigen weder ein eisernes Geräth, wie Messer, Aexte, Hackmesser von eigenthümlicher, sonst auf der Ostseite des Gebirgs nicht gebräuchlicher Form, noch auch Thontöpfe, Gewebe etc. Die einzige zu rühmende technische Leistung sind schöne Geflechte, die die Weiber anfertigen, Matten, Körbchen, grössere Körbe, Fischreussen etc. Auf dem Marsch trägt der Kanikar gewöhnlich ein Körbchen, das mit einem Band über der rechten, oder wenn es grösser ist, mit zwei Bändern über beiden Schultern befestigt ist, oder wenigstens ein Säckchen aus grobem Baumwollenstoff; es enthält die nöthigsten Nahrungs- und Genussmittel, etwas Reis, Yams etc., Stücke Bananenblätter, Tschunam (gebrannten Kalk von Muschelschalen) und Arecanuss, oder in Ermangelung dieser Stücke gewisse Baumrinden von zusammenziehend bitterem Geschmack. Zur Ausrüstung gehört ferner ein Schlagfeuerzeug, d. h. eine viereckige Eisenplatte, ein Quarzstück und eine Zunderbüchse; die letztere ist ein kurzes Bambusstück, das mit der wollähnlichen Masse der Bombaxbaum-Frucht gefüllt ist. Beim Feuerschlagen wird der Stein an einen Ausschnitt am Rand der Kapselöffnung gehalten und nach ein paar Schlägen fängt der Zunder gewöhnlich Feuer. Wird dies

Digitized by Google

nicht mehr gebraucht, so wird ein aus einer inneren Membran (Albuginea) vom Hirsch hergestellter, eng anliegender, kegelförmiger Deckel über die Zunderbüchse gezogen und so das Feuer ausgelöscht. Alle, auch die jüngeren Männer erinnerten sich noch der Zeit, wo das Feuer durch Quirlen von Bambusstäben auf einer Unterlage trocknen, leicht entzündbaren Holzes gewonnen wurde; doch soll diese Art der Feuerbereitung jetzt so gut wie ausser Gebrauch sein, schwedische Zündhölzer dagegen mehr und mehr in Aufnahme kommen.

Am Abend, nachdem ich wieder zum Forsthaus zurückgekehrt war, kam mein Wirth, Herr Fisher-Marshall, von einem Jagdausflug auf die steilen Felsberge, die wir am Tage vorher vor uns gesehen hatten, zurück. Er hatte einen doppelt glücklichen Tag; drei in wenigen Stunden erlegte Bergziegen sind für einen einzelnen Jäger eine seltene Beute. Ausserdem war er aber noch einer sehr grossen Gefahr entgangen; als er beim Klettern über den Fels sich an einer Baumwurzel festhalten wollte, entdeckte er noch gerade im letzten Augenblick, dass er im Begriff war, nach einer Ticpolonga, einer der gefährlichsten Schlangen, zu greifen.

Für den nächsten Morgen waren alle noch nicht gemessenen Kanikar von Pattenkadu zum Forst-Bungalow bestellt, es kamen ihrer aber nur fünf, die auch schon Tags zuvor dagewesen waren, und noch ein sechster, der seit langer Zeit am Fieber litt und gerade einen starken Anfall hatte, so dass er vor Frost mit den Zähnen klapperte. Ich gab ihm Chinin; er nahm sowohl das bittere Pulver, als auch das Wasser, das ich ihm reichte, unbedenklich von mir an, nur trank er nicht so wie wir, indem er das Glas an die Lippen setzte, sondern er goss es, ohne diese zu berühren, in den, unter starkem Vorschieben des Unterkiefers weit geöffneten Mund. Als ich die Kanikar bitten liess, mein Gepäck am nächsten Tag hinüber über die Berge bis zur nächsten Plantage zu tragen, schlugen sie es mir rundweg ab. Sie nennen sich die Herren der Berge und dürfen als solche wohl Bäume fällen und Wald roden, aber Kuli-Arbeit verrichten — nimmermehr. Ich kam dadurch in einige Verlegenheit, da hier in dieser Bergeinsamkeit keine Aussicht war, andere Träger zu bekommen. Zwar stellte mir Herr Fisher in Aussicht, dass sich der Häuptling der Kanikar einer officiellen Aufforderung, Leute zu schicken, nicht entziehen würde, aber am andern Morgen war trotzdem keiner von ihnen zu hören oder zu sehen. Ein sehr scharfer Befehl brachte gegen 10 Uhr auch nur drei der ärmlichsten Gestalten, noch nicht erwachsene Jungen herauf, viel zu wenig, um

Digitized by Google

mein Gepäck zu tragen. Da kam Hilfe in der Noth. Vom Gebirge kehrte etwa ein Dutzend Cardamom-Sucher, kräftige Schanar, zurück, um in Ambassamudram ihre Ernte an das Forsthaus abzuliefern. Jeder von ihnen hatte einen Sack mit etwa 30 Pfund der Gewürzfrucht, die einen Werth von 20 Rupien darstellten, auf dem Kopf. Wer dies Gewürz suchen will, holt sich dafür bei der Forstverwaltung einen Erlaubnissschein, er erhält bei der Ablieferung etwa die Hälfte des Verkaufswerthes, so dass bei dem Suchen durchschnittlich eine Rupie täglich verdient wird, ein sehr gutes Geschäft in einem Lande, in dem der Tagelohn eines gewöhnlichen Arbeiters $^1/_4$ Rupie beträgt. Die Früchte werden im Forsthaus von Ambassamudram abgeliefert, und dort vorsichtig im Schatten getrocknet. Für die Güte des Gewürzes ist es unbedingt nothwendig, dass beim Trocknen kein Tropfen Regen darauf fällt. Die Leute liessen sich bewegen, dass die eine Hälfte von ihnen die Ernte in Doppellasten weiter schaffte, während die anderen als Träger mit mir gingen. Nachdem sie mein Gepäck inspicirt, verschwanden sie im Wald, kehrten aber bald mit allem Nöthigen zurück, mit stark armdicken, langen Stangen und bindfadenartig dicken, aber äusserst zähen Schlingpflanzen-Reben; ebenso schnell waren meine Koffer und Kisten verschnürt und an die Tragstangen gebunden, und so konnte ich doch gegen 11 Uhr meinen Weitermarsch nach Bonaccord, der am weitesten vorgeschobenen Theeplantage am jenseitigen Gebirgsabfall, antreten.

Mein freundlicher Wirth begleitete mich noch ein Stück weit, dann zog ich mit meinen Trägern allein weiter durch den prächtigen, immergrünen Hochwald. In dieser Höhe behalten auch auf der dem Nordost-Monsun zugewendeten Seite des Gebirgs die Bäume ihr immergrünes Kleid. Nur weiter abwärts, durchschnittlich unter 2000 Fuss Meereshöhe wird die Luft während eines zu grossen Theils des Jahres so trocken, dass die Blätter der meisten Bäume, wenn diese nicht wegen zu starker Wasserverdunstung eingehen sollen, abgeworfen werden müssen (Deciduous forest). Die Grenze zwischen beiden Waldarten ist oft ziemlich scharf gezogen; an anderen Stellen dagegen reicht bald der immergrüne Wald weiter hinab, bald der blätterabwerfende weiter hinauf, je nachdem Bodenfeuchtigkeit, Scharten im Gebirge, die den SW.-Monsun weiter herüber wehen lassen, Beschattung etc. dabei mitwirken.

Man wird in dieser Höhe, selbst wenn die Sonne fast senkrecht über dem Scheitel steht, doch von der Wärme wenig belästigt. Der Körper, der wochenlang unter der lähmenden Hitze in

Digitized by Google

der Ebene litt, erfreut sich jetzt nach der langen Ruhe doppelt der Bewegung in der reinen frischen Bergluft. Der gut gehaltene Pfad, ein wahrer Promenadenweg, steigt während der ersten acht englischen Meilen fortdauernd gelinde an; oftmals kreuzt man kleine vom Agastya zur Rechten in Kaskaden herabströmende Bäche, aus der Ferne dringt ab und zu leise das Rauschen grösserer Wasserfälle herüber. Der kühn gezeichnete Gipfelkegel des Agastya, an dessen südlichem Fuss wir hinwanderten, blieb leider immer durch vorspringende Höhen verdeckt. Wir marschirten immer auf demselben dunklen, deutlich gestreiften Gneissgestein; nahe an der Wasserscheide enthielt es an ein paar Stellen Graphiteinschlüsse, an anderen Stellen war es in mürbe weisse Porzellanerde umgewandelt.

Ganz anders, wie im Bergwald Hoch-Ceylon's und im Dschungel der östlichen Tiefebene dieser Insel, war hier der Wald von vielen Stimmen belebt. Schon ganz nahe hinter dem Forsthaus hatte ich Gelegenheit, eine dicht am Weg sich abspielende Affen-Familienscene zu belauschen; ein Chor kleiner Stimmen schwatzte und schnatterte durcheinander, unbekümmert um das laute hohe Kreischen und Keifen der erregten Familienmutter, während der alte Hausvater mit oft wiederholtem tiefen Hu! Hu! Hu! zum Frieden zu sprechen schien. Obgleich, nach der Bestimmtheit der Laute zu schliessen, die ganze Gesellschaft kaum 20 Schritte vom Weg entfernt sein konnte, war doch bei dem engen Dickicht von Stämmen, Schlingpflanzen und Unterholz Nichts von ihr zu sehen. Die Thiere konnten nicht gut das Knacken der Zweige und das Geräusch der Sohlen auf den Steinen überhört haben, aber sie liessen sich dadurch nicht im Geringsten irre machen, so wenig scheu sind sie da, wo der Mensch sich ihnen nicht feindlich zeigt. Auch später hörte ich noch oft aus grösserer Entfernung das Hu! Hu! Hu! eines alten Affenvaters. Auf dem Wege selbst zeigten häufige Spuren, dass auch grössere und gefährlichere Vierfüsser hier hausen: häufig ist die Losung des Lippenbären; die des Königstigers erkennt man an der Menge von fahlgelben Haaren, mit denen sie durchsetzt ist. In dem plastischen Boden lassen sich leicht die langen Sohlen des ersteren, die über suppentellergrossen Fussabdrücke des zweiten erkennen, daneben sind aber auch die Fussspuren kleinerer Katzenarten recht häufig. Wie einen schweren Stempel drückt der Elephant seinen runden Fuss in den Boden ein; er ist hier entschieden der Herrscher der Wälder und zahlreiche Herden hausen dort oben auf dem menschenleeren Gebirge. Auf der obersten fast ebenen Strecke des Weges kann man keine 20 Schritte gehen,

Digitized by Google

ohne massenhaften Haufen kindskopfgrosser Ballen auszuweichen, die fast nur aus graugrünlichen Pflanzenresten bestehen; jedenfalls ist hier eine Lieblingspromenade dieser ungefügen Thiere. Auch die Gebüsche rechts und links erzählen von ihrer Anwesenheit; sie sind niedergetreten, starke Dschungelhölzer und Bambusrohre sind geknickt, das Gras meist durcheinander gewühlt, als ob sich ganze Herden hier gewälzt und umhergetummelt hätten.

Kurz vor der Wasserscheide, die die Landesgrenze nach Trawankor bildet, steht noch ein kleines, jetzt verschlossenes Forsthaus: ich machte vor ihm Halt, um auf die weit zurückgebliebenen Träger und das schwere Gepäck zu warten; bei dem hier eingenommenen Frühstück hatten die drei Kanikar, die bei mir geblieben waren, nicht das geringste Bedenken, Speise von mir anzunehmen und sie unter sich zu vertheilen.

Sobald man die etwas über 1200 Meter hohe Wasserscheide überschritten hat, erkennt man weniger an der Abwärts-Neigung des zunächst noch fast horizontalen Weges, als an dem tieferen und und tieferen Einschneiden der seitlichen Thäler, dass man sich schon auf der Trawankor-Seite der Berge befindet. Die Wasserscheide ist zugleich auch Wetterscheide; während sich der Himmel in ungetrübtem Blau über dem Weg vom Bungalow zur Wasserscheide wölbte, beginnt jetzt ein bewegtes Spiel der Wolken, die aus Westen heranfliegen und sich erst in grössere Fetzen und nach und nach ganz auflösen; auf einzelnen hinter der Wasserscheide gelegenen Spitzen verdichten sich noch vereinzelte kleinere Flocken oder grössere Wolkenlager, in der Tiefe der Thäler aber liegt's grau und dicht.

Der Pfad auf der Westseite des Gebirges ist so angelegt, dass er zuerst auf einem weit vortretenden schmalen Rücken noch ziemlich eben weiter läuft, dann aber an der steil abfallenden Vorderkante desselben sich im Zickzack hinab windet. Die Seitenwände dieses Bergvorsprunges, besonders die südliche, fallen steil ab und in der Tiefe haben sich dichte Wolken gelagert, die im Sonnenschein wie Silber glänzen, während graue Schatten höherer Wolken über ihre Oberfläche hinweg jagen. Steil schaut der Blick mehrere hunderte von Fussen hinab auf das lichte Wolkenmeer, aber aus noch grösserer Tiefe dringt durch dasselbe das Rauschen der Wasserstürze herauf, mit denen die Bäche dem westlichen Unterland zueilen. Je weiter man abwärts steigt, um so treibhausähnlicher, schwüler, feuchter wird die Luft.

Ebenso ausgeprägt, wie in der Atmosphäre, ist der Gegensatz

Digitized by Google

von Ost und West in der Vegetation. Zwar war der Wald auch auf der anderen Seite der Wasserscheide kräftig, ja üppig gewesen, aber es ist doch noch eine grosse Steigerung, wenn man auf den Westabhang hinüber kommt. Auf der Wasserscheide herrscht noch hohes Gras und dichtes Bambusgebüsch vor, das sich auch in der Ferne mit seinem hellen, etwas glänzenden, feinen Laub bestimmt von der dunklen Blätterwand des immergrünen Waldes auf den Gehängen der Berge abhebt. Sobald man aber etwas tiefer steigt, kommt das Moos, der Baumfarn, die Schlingpflanze, das Blatt zur vollsten Entwickelung und Herrschaft. Der Pflanzenwuchs bildet nach aussen völlig geschlossene Blätterwände, innen ein dunkles, undurchdringliches, unentwirrbares Dickicht. Und gleich am Ende des Bambusgrüns, beim Wiederbeginn des dichten Waldes winken aus der dunklen Laubumgebung mit ihren heller grünen Fiederwedeln ein paar hoch aufgeschossene Kokospalmen grüssend herüber.

Der Weg senkt sich jetzt rasch, im Zickzack auf der Schneide des Rückens oder an der weniger steilen nördlichen Wand hinlaufend. Auch an ihm zeigt sich die Wirkung des feuchten Klimas; arg hat der Regen hier gehaust, der Pfad hat auf längere Strecken hin an manchen Stellen geradezu als Bett eines Regenbaches gedient und alle weiche Erde ist herausgeschwemmt, so dass nur spitz herausstehende Steine oder grössere Blöcke stehen geblieben sind. Hier und dort erscheint der Stein zerklüftet und in kleine aufrecht stehende Pyramiden zerspalten, die gruppenweise zusammenstehen, alle bis zu gleichem Niveau aufragend und jede einzelne mit einem etwas festeren Steinstückchen bedeckt. Man kann zahlreiche Beispiele der einzelnen Stufen dieser Formentwickelung beobachten; hier ist eine Gneissplatte von etwa 1 Meter Länge und Breite auf ihrer Oberfläche, wie austrocknender Schlamm, durch seichte Furchen in eine grössere Anzahl unregelmässiger Felder getheilt, dort sind die Furchen tiefer eingeschnitten und es trennt sich schon eine Anzahl kleiner, niedriger Prismen oder Pyramiden ab; an anderen Platten ist der Process der Auflösung noch weiter vorgeschritten: nur die obersten, den Pyramiden aufliegenden Plättchen sind noch hart, die darunter liegende Masse aber ist schon so mürbe, dass sie das Körpergewicht nicht mehr trägt, wenn der Fuss darauf tritt; endlich ist die ganze Masse der einzelnen kleinen Pyramiden zu rother Erde (Laterit) verwittert, in die die Schirmspitze leicht eindringt; auf ihr liegt lose das Käppchen des helleren, harten Steinplättchens, der Rest einer quarzreicheren Schicht, oder einer Quarzader im Gneiss, die der Verwitterung zähen Widerstand entgegen stellte.

Digitized by Google

Die höheren Wolken schicken öfters Regen herab, ein paarmal recht kräftigen, dann tritt man in den Wolkennebel ein, der nur noch die nächsten Blätter und Stämmchen erkennen lässt. Und jetzt beginnt die Region der Blutegel. Schon unter dem Schatten der Bäume am Ostabhang hatten sie an feuchten Stellen mehrfache Angriffe auf die nackten Beine meiner Träger gemacht, und diese hoben alle paar Schritte, ohne im Uebrigen ihre Körperhaltung zu verändern, bald das eine, bald das andere, im Knie stark gebeugte Bein, um den eben angehefteten Wurm mit der Hand wieder abzustreifen; auf der dunklen Haut sah man nicht viel von den Blutflecken, mit denen bald die ganzen Beine bedeckt waren. Sehr possirlich war mein tapferer Boy aus Madras, als er schon am ersten Tage unseres Marsches im Wald einen Blutegel an einem seiner Fussknöchel entdeckte. Er kam auf mich zugestürzt und fragte ganz verwirrt, ob das ein giftiges Thier sei und ob er daran sterben würde? Das eigentliche Reich der Blutegel aber begann erst, sobald wir in die feuchte Treibhausluft des Westabhanges eingetreten waren; hier tropfte jedes Blatt, jeder Stein fortwährend von Nebel und Regen, und hier gab es keinen Quadratfuss Boden, keine Pflanze, keinen Stein, auf denen nicht Unmengen dieser kleinen, hin und her pendelnden, blutdürstigen, ausgespannten schwarzen Fädchen gleichenden Ungeheuer mit dem einen Saugnapf angeheftet gesessen hätten, immer bereit, sich mit dem andern sofort festzusaugen, wo Aussicht auf Blut war. Ich hatte die Beinkleider in die Stiefelschäfte gesteckt, aber dadurch nur den Angriffspunkt der Feinde höher hinauf verschoben, bis zum Hals oder zu den Händen; sie krochen wie Spannerraupen herauf, und wenn ich auch die auf der Vorderseite des weissen Anzugs heraufkriechenden Würmer leicht sehen und abschnellen konnte, so fand doch mancher seinen Weg über den Rücken zum Nacken oder zu den Händen, oder sie marschirten über den geschlossenen Regenschirm, sobald dessen Spitze den Boden berührte, hinauf zu den Fingern. Man irrt wohl nicht, wenn man das elende, anämische Aussehen und den schlechten Ernährungszustand der Bewohner dieses feuchten Dschungels wenigstens zum guten Theil auf Rechnung dieser blutsaugerischen Landplagen setzt.

Nach mehreren Meilen steilen Herabsteigens öffnet sich plötzlich zur Linken das Baumdunkel. Man hat die Wolkenbank durchschritten und überschaut nun, aus dem Wald heraustretend, eine grosse, nach der Thalsohle sich absenkende Lichtung, die kaum älter sein kann, als ein Jahr. Schwarz ragen einzelne verkohlte

Digitized by Google

Baumriesen in die Höhe, andere liegen, die grösseren Aeste nach oben ausgestreckt, auf dem braunen Boden, aber schon sind zwischen diesen Stämmen kleine grüne Theesträucher in regelrechten Reihen gesetzt. So zieht sich diese Lichtung wohl hundert Meter tiefer hinab, ganz unten aber schimmert ein graues Dach herauf, das erste Anzeichen, dass wieder Menschen in der Nähe wohnen. Auf der ganzen siebenstündigen Wanderung war uns auch nicht ein einziger Mensch begegnet.

Ich war wieder meinen Trägern vorausgegangen, musste aber, da sich an dieser Stelle der Weg gabelig theilte, auf dieselben warten. Fast eine Stunde später kamen sie an; inzwischen war es aber beinahe ganz dunkel geworden. Meine Leute behaupteten, schon auf der Pflanzung gewesen zu sein und den Weg zum Bungalow zu kennen; nach der thörichten Weise der Eingeborenen aber, die, um Einem gefällig zu sein, auf jede Frage »Ja« antworten, oder wenigstens das, was man nach ihrer Meinung zu hören wünscht, versprachen sie mir am Ende jedes Weges, den wir bei Pfadkreuzungen einschlugen, das Bungalow. Zuletzt aber entschieden sie sich mit aller Bestimmtheit für einen geradeaus führenden Weg. Wir marschirten wieder etwa anderthalb Meilen weiter, zuerst durch Wald, dann wieder durch eine etwas ältere Theepflanzung, bis wir von Neuem vor einer Wegekreuzung standen. Ich schickte Leute nach beiden Richtungen hinaus; ehe noch zwei Minuten verflossen waren, waren sie schon wieder da mit der Auskunft, es wäre kein Bungalow da. Sie zitterten vor Furcht, um keinen Preis wäre ein Einzelner allein in den Wald gegangen. Denn wenn die Nacht heraufgezogen ist, dann beginnt die Herrschaft der Pey, der bösen Geister, und besonders im Dunkel der Bäume lauern sie den Eingeborenen auf, nicht dem Europäer, über den haben sie keine Gewalt. Wehe dem, der auf ihren Lockruf antwortet. Man erkennt sie daran, dass sie nie mehr als dreimal rufen. Aber gerade deshalb brüllt und schreit auch in der Nacht der vom rechten Weg abgekommene Hindu in einem fort, die andern Menschen wissen dann gleich, dass es kein böser Geist ist, der ruft. So mochten auch meine Kundschaftertrupps einen Heiden-Spektakel. Am tapfersten waren noch meine waldgewohnten Kanikar. Ihnen gelang es endlich auch, während ich die oberen Wege absuchte, die Fabrik- und Wohngebäude unten im Thal aufzufinden. Wir begrüssten alle freudig die herankommende Laterne, die aber für unseren Weitermarsch kaum mehr nöthig gewesen wäre, denn gerade als die Leute mit ihr zu uns kamen, hörte der Regen

Digitized by Google

auf, der Himmel lichtete sich und der Mond stieg, nur wenig verschleiert, am Himmel auf. So erreichten wir nach halbstündigem Marsch ohne weitere Belästigung durch die Peys das Bungalow, wo ich von dem Direktor der Pflanzung Herrn Ewart und seiner Frau mit wohlthuender Freundlichkeit aufgenommen wurde.

Die südlichen West-Ghats haben dieselben Schicksale, Hoffnungen und Enttäuschungen durchlebt, wie das Ceylonische Oberland. Wie dort entwickelte sich auch in den Ghats ein vielversprechender Kaffee-Anbau, wie dort folgte dem raschen Aufblühen und der fieberhaften Spekulation der Rückschlag: derselbe Pilz, der den Kaffeebau Ceylon's vernichtete (Hemileia vastatrix), wurde auch den süd-indischen Plantagen verderblich, die meisten von ihnen gingen ein, viele liegen jetzt verlassen und verwildert da, andere haben statt des Kaffees Thee angepflanzt und sehen jetzt wieder mit froherem Muth der Zukunft entgegen. Bonaccord Estate hat dieselbe Entwickelung durchgemacht; unter Herrn Ewart's Leitung entwickelt es sich jetzt als Theeplantage sehr erfreulich. Es ist die in dieser Gegend des Landes am weitesten nach Osten vorgeschobene Pflanzung. Ringsum nur Urwald oder verlassene Kaffeepflanzungen mit abgestorbenen Bäumen; die nächsten Theeplantagen sind meilenweit entfernt. Die auf solchen Vorposten lebenden Europäer führen daher ein einsames Leben, und es ist für sie eine willkommene Unterbrechung der Einförmigkeit ihres Daseins, wenn einmal ein Europäer bei ihnen vorspricht. In den ganzen anderthalb Jahren, während welcher Herr Ewart diese Plantage leitete, war ausser Herrn Fisher-Marshall, der einmal auf einer Elephantenjagd zufällig das Bungalow berührt hatte, noch kein einziger Europäer von der Ostseite her über das Gebirge gekommen. In der Beschaffung ihrer Bedürfnisse und ihrem Verkehr mit der übrigen Welt sind diese vereinzelten Posten zunächst auf einen kleinen Markt angewiesen, den Endpunkt der Fahrstrasse, die von der Hauptstadt des Landes in östlicher Richtung bis an den Fuss der höheren Berge führt. Sie ist die Arterie, die dem ganzen Distrikt seinen Bedarf zuführt; von ihrem Endpunkt Kallar aus fliesst er auf den Capillaren der Fusspfade zu den Plantagen und zu den einsam im Walde hausenden Gebirgsstämmen ab. Alle Sonntage wird hier ein Markt gehalten und dann bringen zahlreiche Ochsenkarren Alles, was die Bevölkerung braucht, herbei, von den Bergen herab kommen die Kanikar und andere Waldstämme, von den Plantagen die Kulis der verschiedensten Kasten, für einen Tag herrscht lebhaftestes Treiben, die

Digitized by Google

übrigen sechs Wochentage sind die Verkaufsstände leer und der Platz ist wie ausgestorben.

Da ich an einem Donnerstag in Bonaccord Estate eingetroffen war, musste ich mir durch Boten von weit her einen Ochsenkarren nach Kallar bestellen, so dass ich auf der Plantage einen unfreiwilligen Rasttag einschalten musste. Aber es war ein behagliches Ausruhen in der Gesellschaft der freundlichen Leute. Herr Ewart zeigte mir seine ganze Plantage, die ältere Roll-Einrichtung mit Handbetrieb und die Trocknung der Blätter über Kohlenfeuer nach altem chinesischen Verfahren, dann die stattliche, für Maschinenbetrieb eingerichtete Fabrik, die in kürzester Frist eröffnet werden sollte. Als Betriebskraft wurde der Gebirgsbach benutzt, der in schäumenden Wasserfällen neben der Fabrik vorbei eilte. Ich fand bei der Verarbeitung der Theeblätter mehrere Kanikar an der Arbeit; die Herren der Berge, denen das Tragen einer Last als eine Herabwürdigung erscheint, haben kein Bedenken gegen das Trocknen der Theeblätter in den mit Kohlendunst überladenen Räumen. Auch das Zusammenarbeiten mit den Puläar, der niedersten, verachtetsten Kaste Trawankor's, die sonst von Allen als der Auswurf menschlicher Gesellschaft angesehen werden, hatte für sie nichts Anstössiges.

Am zweiten Morgen kam die Nachricht, dass zwei Karren für mich in dem 7 Meilen entfernten Kallar bereit seien. Nachdem ich mein Gepäck mit Trägern vorausgeschickt, ging ich am Nachmittag dorthin, von Herrn Ewart bis an die Grenze seines Reiches begleitet. Stark ansteigend kamen wir zuerst fast wieder bis zu unserem Halteplatz auf dem Herweg, dann noch etwas höher auf die Wasserscheide zweier Thälchen, auf der sich ein prächtiger Blick auf das weit vor uns ausgebreitete tiefere Land von Trawankor öffnete. Wie ein farbenreicher Teppich, gewoben aus den Lokaltönen warm beleuchteter Felsen und reich abgestuften Pflanzengrüns lag es vor uns, wie mit Smaragd besetzte Silberfäden zogen die Flüsse mit ihren Reisfeldern durch das dunklere Laub des immergrünen Waldes, der von den königlichen Kronen der Kokospalmen überragt wurde, und über das Ganze zog ein lebhaftes Wechselspiel von Wolkenschatten und Lichtmassen mit zart duftigen Lufttönen dahin. In der Ferne an dem hoch hinaufgerückten Horizont leuchtete ein glänzender Streifen, das Meer, diesseits davon erhob sich deutlich erkennbar das meteorologische Observatorium von Triwandram und zu seiner Linken der isolirte rundliche Berg Mukunu Malä. Das ganze Bild war in zwei Hälften getheilt durch einen ganz nahe vor uns hoch aufsteigenden mehrspitzigen Felsenberg, ein vorgeschobenes Aussenwerk des

Digitized by Google

geschlossenen Gebirgswalles hinter uns. Die hiesigen Kanikar behaupten, dass auch in diesem, durch seine Form auffallenden Kegel ein heiliger Einsiedler lebe (einer der Jünger Agastya's?). In seiner Nähe ist es nicht geheuer, und die Eingeborenen gehen nicht gern dorthin.

Ein grosser Theil des Fusswegs führt durch alte, ruinirte und jetzt aufgegebene Kaffeeplantagen. Manche Stauden sind jetzt zu 5—6 Meter hohen Bäumen entwickelt, aber sie sind armselig im Laub, einzelne ganz entblättert und abgestorben. Dichtes steifes Gras ist überall bis zu Brusthöhe aufgeschossen da, wo früher der Boden ängstlich rein von allem Unkraut gehalten worden war. Hier und da kommt man an einem verlassenen Bungalow vorbei; die Thüren sind geschlossen, keine Seele ist zu hören oder zu sehen, aber der gute Erhaltungszustand der Gebäude und das frische Grün der Bananen rings um dieselben zeigen, dass noch bis vor Kurzem gearbeitet und ums Dasein gekämpft worden ist. Statt fleissiger Kulis hausen jetzt hier wilde Thiere. An mehreren Stellen war das Gras frisch niedergetreten und ein auffallend starker Geruch, wie vor einem Raubthierzwinger, zeigte, dass hier im dichten Gras ein Tiger oder Panther auf der Lauer lag. Zwischen den alten Rodungen steht schöner Wald, in dem Bambusgebüsch mit hochstämmigen Baumriesen abwechselt. Langsam senkt sich der Weg an der steilen Berglehne hinab zu dem grösseren Flüsschen Kallar (Steinbach), an dessen jenseitigem Ufer bei dem gleichnamigen Markt die Fahrstrasse beginnt. Die ersten Menschen, die mir wieder begegneten, waren drei Kanikar, die schon so weit von der Cultur beleckt waren, dass sie sich in der Nähe des Marktes eine Hütte für dauernden Aufenthalt erbaut hatten, und von der an Markttagen für sie abfallenden Arbeit lebten.

Der Bazar besteht aus etwa einem Dutzend leichter Bambushütten, die mit Palmblattmatten (Kadschans) gedichtet sind; ein paar von ihnen werden von den wenigen ständig hier hausenden Händlern oder Agenten bewohnt, andere sind Magazine, Geschäftsstuben, Verkaufsbuden. An diese Hütten schliesst sich um einen halbkreisförmig gelegenen Platz eine etwas grössere Anzahl offener Schuppen an, auf Dschungelholz gestellter Palmblattdächer mit inneren Abtheilungen für die einzelnen Händler, die Samstag Abend heraufkommen, am Sonntag Markt halten, und am Montag wieder zurückfahren. Weiter zurück liegen die sehr einfachen Schutzdächer und Stände für das Vieh und für die Ochsenkarren.

Als ich ankam (es war Samstag Nachmittag), waren erst sehr

Digitized by Google

wenige Händler eingetroffen, aber jede Stunde brachte neue Karren und ganze Züge kamen mir auf der Weiterfahrt entgegen. Die Dunkelheit brach rasch herein; ich konnte noch einige Hütten am Weg erkennen, in denen Kanikar wohnen sollten, später bemerkte ich nur noch, dass der Weg viel durch Wald und öfters bergauf und bergab ging. Am anderen Morgen, kurz nach Tagesanbruch war ich in Triwandram.

Digitized by Google

III. KAPITEL.

NACH CAP KOMORIN.

In den ersten Tagen meines Aufenthalts in der Hauptstadt Trawankors trieb ich mich ohne bestimmtes Ziel in der weitläufig gebauten Stadt umher, ebenso sehr in Anspruch genommen von der herrlichen Natur, als von den eigenartigen Aeusserungen des Menschenlebens in dieser Hochburg des Brahmanenthums. Mit dem Missionär, Herrn Mateer, der zwei werthvolle Bücher über Trawankor geschrieben hat[17], machte ich am zweiten Tag eine Spazierfahrt durch die Stadt und zu dem Grabe des letzten, am 19. August 1885 verstorbenen Maharadscha. In einer ganz unscheinbaren, ärmlichen Strasse des Sudraviertels ist eines der schmalen Thore in der Lehmwand, die den Weg auf beiden Seiten abschliesst, von einem zierlich geschnitzten Dach beschattet, das einzige Anzeichen, dass man hier nicht das Anwesen eines armen Mannes betritt. Hinter der Mauer liegt ein kleiner viereckiger Hofraum, in dem ein Sudra wohnt, der Hüter des Grabes. An der Rückwand des Höfchens gestattet ein kleines Thor Einblick in einen noch kleineren viereckigen Hof, in dessen Mitte eine quadratische Plattform von ein Meter Höhe und drei Meter Seitenlänge um einen etwa fünf Meter hohen indischen Feigenbaum aufgemauert ist. Er birgt unter seinen Wurzeln in einer Urne die Hälfte der Asche des verstorbenen Fürsten, die andere Hälfte wurde bald nach der Verbrennung der heiligen Ganga übergeben. Ein Jahr lang stand das Grab einem Jeden zugänglich, nur der Aufsicht des dazu bestellten Wächters überlassen; dann wurde der Steinaufsatz errichtet und der Raum mit einer einfachen Lehmmauer umfriedigt[18].

Rev. Mateer hatte mir Empfehlungen an verschiedene Geistliche der Londoner Missionsgesellschaft in Nagerkoil, ganz im äussersten Süden des Landes, gegeben, und ich beschloss, mit dem Ausflug

Digitized by Google

zum Cap Komorin nicht länger zu säumen. Ich bestellte mir ein bullock cart auf fünf Uhr früh, um möglichst viel von dem Wege bei Tag zu sehen: aber der Karren kam erst um neun und wir waren nicht vor zehn Uhr fertig, da der Fuhrmann noch Verschiedenes vergessen hatte. Der Wagen glich denen in Ceylon und auf der Ostseite der Ghats, die Thiere aber waren bei Weitem kräftiger und grösser. Gegen den Europäer hatten sie eine entschiedene Abneigung, und selbst wenn ich ihnen Brod oder Futter anbot, suchten sie mit ihren, am Ende mit glänzenden Messingspitzen verzierten Hörnern nach mir zu stossen. An ihren Seiten und Schenkeln waren noch viel mehr als bei den Zugochsen Ceylons allerlei kabbalistische Zeichen eingebrannt.

Die grosse Landstrasse nach dem Süden durchläuft zuerst den Bazar Triwandrams, in dem das ganze lebhafte Treiben des Marktes einer grösseren indischen Stadt an mir vorüberzog. Der Uebergang von der Stadt zum Land geschieht nicht mit scharfer Grenze, nur sehr allmählich nimmt die dichte Aneinanderreihung der Häuser ab und noch weit hinaus umgrenzen zur Seite der Strasse rothe Lehm- und Lateritmauerwände die grossen Höfe der reichen Landbesitzer, die sich hier vor der Stadt angebaut haben. Die Mauerflächen zeigen eine Art opus reticulatum, nur stehen hier, umgekehrt wie bei den Tuffmauern der römischen Ruinen, die Mauersteine aus erhärtendem Laterit hervor, während der weiche Lehmmörtel durch den Regen tief ausgewaschen ist. Um die Wirkung der starken Niederschläge auf die Mauer zu vermindern, hat man diese oben mit Palmblatt-Matten bedeckt. Auch hier erzählt die Bauart der mauerumfriedigten Häuser und Höfe von unsicheren Zeiten, die das Land gehabt hat. Die kleineren Eingänge in den Aussenmauern sind so eingerichtet, dass immer nur ein Einzelner, und auch nur mit Schwierigkeit in den Hof kommen kann. Jedes Thor ist menschenfreundlicher Weise von einem breit überstehenden Schattendach mit oft hübsch geschnitztem Gebälk beschattet. Oft führt eine schmale, steile Treppe hinauf zu der hoch oben in der Mauer angebrachten engen Thüre, oder der ohnehin nicht sehr hohe Raum dieser letzteren wird durch eine hohe T-förmige Schwelle so eingeengt, dass man nur mit Mühe und tief gebückt hindurch schreiten kann. An anderen Gehöften ist die Mauer nur durch einen schmalen Schlitz durchbrochen, der über Kniehöhe sich verbreitert, so dass die Beine nur vorsichtig, eins hinter dem anderen, hindurchgebracht werden können; die Ränder dieser Maueröffnung sind zum Schutz gegen Stoss mit gekrümmten Hölzern eingefasst. Wieder an anderen

Digitized by Google

Mauern führen ein paar schmale Treppenstufen bis zur halben Höhe hinauf, in der oberen Hälfte aber sind übereinanderstehende seichte Vertiefungen in die Wand eingegraben, gerade gross genug, dass der Hinauf- oder Hinabkletternde seine Fussspitze hineinbringen kann. Oder es springen innen und aussen schräg übereinander einzelne Köpfe der Lateritmauersteine treppenähnlich vor.

Bei den grösseren Thoren tritt der defensive Charakter noch deutlicher hervor. Die Holzthüre liegt etwas hinter der Mauerlinie zurück, so dass die beiden abgerundeten Mauerecken den Hereinkommenden von beiden Seiten flankiren; über der Thüre selbst ist oft, von breitem, mit Palmenmatten gedecktem Dach geschützt, ein kleiner, zimmerähnlicher Raum errichtet, zu dem man nur vom Hof aus mit einer Leiter gelangen kann; auch von hier aus konnte die Wache die Herankommenden aus geschützter Stellung angreifen.

Der »Königsweg« ist in seiner ganzen Länge vorzüglich angelegt, mit festem Laterit- und Gneissschotter bedeckt, die eine sehr glatte, widerstandsfähige Deckung geben, und überall so breit, dass drei bis vier Wagen sich zu gleicher Zeit bequem ausweichen können. Wo die Strasse über tiefgelegene Reisfelder hinführt, die gerade jetzt in frischestem Grün prangen, ist sie auf solidem Damm erhöht; auf höherem Terrain ist sie durch Wassergräben abgeschieden von den reichen Baumgärten, in denen Bananen, Kokospalmen, Tamarinden, Jack und Brotfruchtbaum, Mangos, Mangostin und Papay in üppigem Wuchs gedeihen. Die Strasse selbst, längs der eine Telegraphenleitung die südlichen Plätze mit der Hauptstadt verbindet, ist überall von Schattenbäumen eingefasst; auf lange Strecken wölbt sich hallengleich der indische Feigenbaum über ihr zusammen, Pappelhibiscus, Terminalien, Tamarinden wechseln mit ihm ab, jetzt blütheleer, aber zu anderen Zeiten in lebhaftem Blumenschmuck prangend, alle mit Schlingpflanzen, schmarotzenden Orchideen, Cymbidien, Moosen etc. in buntester Mischung besetzt. Einen besonderen Schutz geniessen die jungen Bäume zur Seite der Strasse: sie stehen in einer Art von Riesentöpfen, hohlen, runden, anderthalb Meter hohen und ebenso breiten Mauercylindern, die aus Laterit aufgeführt sind und die jungen Bäume vor Beschädigung durch Thiere wirksam behüten.

Unter dem Schatten des Laubdaches pulsirt auf dieser Hauptader der Verkehr in lebhaftester Bewegung. Ganze Züge von Ochsenwagen, die wir überholen, oder die uns begegnen, bringen Kaufwaare und Lebensmittel in die Städte und auf das Land.

Digitized by Google

Besonders belebt ist der Verkehr in der Nähe der kleineren und grösseren Orte: die verschiedensten Typen von Körpergestalten und Trachten ziehen hier an uns vorüber. Am häufigsten begegnet man den mittleren und niederen Kasten, den Sudras, Illawar, Schanar, Parias, Puläar. Ein kräftiges Selbstgefühl belebt die schlanken, elastisch dahin schreitenden Gestalten der Nairs (Sudras); sie sind kenntlich an der in eine Schleife geschlungenen koketten Haarlocke auf der linken Seite des sonst glatt rasirten Kopfes; ausser dem bis über das Knie herabreichenden Hüfttuch ist noch ein leichtes Obertuch von Musselin in verschiedener Weise über den Oberkörper geschlungen. Ein paarmal trat ein hübsches Bild vor mich: zwei junge Nairs, die sich an den Händen haltend, in traulichem Gespräch auf und ab wandelten. Nairfrauen sieht man nicht oft auf den Strassen; auch sie tragen einen kräftigen Haarwulst auf der linken Seite über der Stirn; sie sind, wenigstens im Freien, ganz in weisse Tücher eingehüllt, die in antikem Faltenwurf um den schönen Körper gelegt sind. Auch sie bewegen sich mit grösserem Selbstgefühl als sonst die Hindufrauen.

Seltener begegnet man Brahmanen mit der heiligen Schnur, die über die linke Schulter und unter dem rechten Arm angelegt ist. Es sind wohlgenährte, selbstgefällige Gestalten, sorgfältig gekleidet, mit Palmblatt-Sonnenschirm ausgerüstet und oft von einem Sudra-Diener begleitet, der den Leuten niederer Kaste schon von Weitem entgegenruft, damit sie zur rechten Zeit den Göttergleichen aus dem Weg gehen können. Mit ängstlicher Scheu weichen die niederen Kasten den höheren aus; man sieht oft einen gebrechlichen Greis oder ein altes Mütterchen, das unter seiner Holzlast fast zusammenbricht, über den Graben hinüber in den Sumpf eines Reisfeldes oder in das Dornengebüsch des Waldes eilen, weil ein solcher heiliger Brahmane ihnen entgegen kommt. Die Sitte hat die Distanz, die Zahl der Schritte, über die hinaus ein Mitglied einer niederen Kaste sich nicht einem Höherkastigen nähern darf, genau festgesetzt; der Nair (Sudra) steht noch so hoch in der gesellschaftlichen Rangliste, dass er bis zu einem Brahmanen herangehen darf, nur Berührung des heiligen Mannes ist ihm verboten. Dagegen muss ein Palmzuckerbauer (Illawar und Schanar) 36 Schritt, ein Puläar selbst 96 Schritt Distanz halten, wenn er dem Brahmanen nicht religiöse Befleckung bringen will. Vor einem Nair braucht ein Schanar nur 12, ein Puläar dagegen muss ihm 66 Schritt fern bleiben, und jede Kaste hat für jede andere bestimmte Distanzregeln, die aufs Strengste beobachtet werden müssen. Ein Gesetz (vom 21. Juli

Digitized by Google

1884) hat zwar diese Distanzvorschriften aufgehoben, in Wirklichkeit aber werden sie fast noch eben so streng befolgt, wie früher.

Am Nachmittag kam uns eine Anzahl Puläar entgegen, die frischgeschnittenes Gras nach dem nächsten Ort trugen. Mein Fuhrmann kaufte für seine Thiere zwei Bündel davon von einem alten schwachen Mütterchen und einem jungen, hübschen Mädchen. Als er sie anrief und von Weitem fragte, ob sie ihm das Gras verkaufen wollten, legten sie es auf den Boden und zogen sich dann etwa 12 Schritt zurück. Dann, als der Preis festgesetzt war, winkte ihnen der Käufer, dass sie kommen und die paar Pfennige in Empfang nehmen möchten, aber sie machten in aller Bescheidenheit eine graciös abwehrende Bewegung, und der Fuhrmann musste das Geld auf die Strasse legen. Erst als er wieder auf seiner Deichsel sass, gingen sie hin und nahmen das Geld auf; sie fürchteten, dass der einer etwas höheren Kaste angehörende Fuhrmann durch näheres Herankommen von ihnen religiös verunreinigt werden könne.

Oft sieht man ganze Züge solcher, mit Brennholz oder Gras schwer beladener Frauen niederster Kasten im Geschwindschritt auf der Strasse hineilen, die älteren von ihnen rasch verwelkt, die jüngeren feingeformte Gestalten, schlank, nur mit etwas breiten Schultern, und mit elastischem Schritt; die Sitte gestattet ihnen nicht, den Oberkörper zu bekleiden, der wie aus Bronze gegossen erscheint; um Hüften und Oberschenkel dürfen sie nur ein Tuch gröbsten Gewebes tragen. Es hat schwere Kämpfe gekostet, bis die Missionen es durchsetzten (1859), dass die zum Christenthum bekehrten Weiber niederer Kasten auch den Oberkörper verhüllen durften; jetzt tragen die protestantischen Christinnen ausser ihrem Hüfttuch noch ein den ganzen Körper bedeckendes togaähnliches Gewand, aber auch das ist den Missionären noch nicht sittsam genug, sie sähen es gern, wenn die Frauen noch ein Jäckchen anzögen, das Brust und Schultern noch sicherer verhüllt, doch findet dies bei den Christinnen kein rechtes Gefallen. Die meisten katholischen eingeborenen Frauen wickeln die Beine und den Rumpf bis über die Brust hinauf in ein straff umgelegtes Tuch, die Muhamedanerinnen tragen ausser ihrem Hüfttuch noch ein Jäckchen und ein um Kopf und Oberkörper geschlagenes Uebertuch, aber sie unterscheiden sich von ihren heidnischen Schwestern nicht nur durch diese ängstlichere Einhüllung, sondern auch durch den oft hochgradigen Schmutz ihrer selten gewechselten Kleidung.

Fast alle Weiber, die sich auf der Strasse sehen lassen, tragen Lasten auf dem Kopf, die der Puläar Gras, der Illawar Brennholz,

Digitized by Google

andere wieder Nahrungsmittel, dicke Bündel von Bananenblättern, hoch aufgebaute Säulen von leeren Körben, Töpfe etc. Oft sieht man sie an der Seite des Weges auf eine der zahlreichen hohen Steinbänke (Somey tandschi) ihre Lasten absetzen, um einen Augenblick auszuruhen. Die Herren der Schöpfung tragen viel seltener Lasten, leichtere Sachen werden in die Hand, schwerere auf die Schulter oder auf den Kopf genommen. Mehrere Male kamen uns Männer aus der Fischerkaste entgegen, gewöhnlich zu zweit; sie trugen grosse, in Matten eingewickelte Fische auf dem Kopf und gaben ihrer Ladung den bei der schnelleren Bewegung nöthigen festen Halt durch zwei vom vorderen Ende ihres Packetes herabhängende Schnüre, die sie mit den Händen festhielten. Obgleich sie im schnellen Laufschritt dahin stürmen, um bei der grossen Hitze ihre Waare möglichst frisch auf den Markt zu bringen, machte sich doch oft noch lange, nachdem man ihnen begegnet war, der Inhalt ihrer Traglast für die Nase sehr bemerklich.

In ruhigerem Schritt ziehen Gruppen anderer Männer vor uns hin; es sind Palmbauern, die am frühen Morgen und am Abend zu ihren Bäumen hinauswandern. Ein ganz schmaler, zwischen den Beinen hindurch gezogener Lappen und ein um den Kopf gebundenes Tuch bilden ihre ganze Kleidung, ein krückenartiger Stock oder eine leichte Bambusleiter, ein Korb, der ein paar Messer und etwas Kalkpulver enthält, ein paar Töpfe und ein um beide Fussknöchel zu legender Lederring ihre ganze Ausrüstung. Wie schwarze Silhouetten heben sich vom Morgenroth oder vom glühenden Abendhimmel die behenden Gestalten ab, die spannerraupenähnlich im Geschwindschritt den Baum hinauf und hinab turnen; unten am Baum lehnt die Krücke oder die Leiter, die sie für die ersten Schritte brauchen. Der um die Knöchel beider Füsse gelegte Lederring gestattet den Füssen wohl den oberen Theil der Baumstämme zu umfassen und sich an ihn anzupressen, dicht über dem Boden aber ist der Stamm zu dick dafür, und hier muss die Krücke nachhelfen.

Die Nähe der Dörfer kündigt sich nicht nur durch den lebhafteren Verkehr an, sondern auch durch quer über die Strasse gespannte Fäden, von denen lange Streifen heiligen Kusa- oder Darbha-Grases (Poa cynosuroides) und anderer Pflanzen herab hängen. Dann wird die Strasse von zwei Reihen einzeln stehender Häuser eingefasst; vor ihnen liegen direkt auf dem Boden oder auf ausgespannten Tüchern Früchte und Pflanzen zum Trocknen, Reis und anderes Getreide, Kokos- und Arekanüsse, spanischer Pfeffer, Tabak

Digitized by Google

etc. Dazwischen tummeln sich Schaaren kleiner Kinder herum, die etwas grösseren nur mit einem, von einer Hüftschnur herabhängen-

Fig. 14. Palmwein-Bauern.

den Herzchen bekleidet, die kleineren ganz nackt, alle aber mit Zinnschmuck um Finger und Zehen, Knöchel etc. beladen. Sie

Digitized by Google

lassen sich nicht stören durch die hin und her wandernden Kühe und Kälber, die kleinen Esel und noch kleineren Schweine, die Hühner, Ziegen etc., die alle auf der Strasse zu Hause sind.

Fig. 15. Barbier an der Arbeit.

Manche Häuser haben offene Kramläden für allerlei Lebensbedürfnisse, Früchte, Getreide, Gebäck, Palmzucker, Schmucksachen, Tuch etc. Einfache Tempel für die Dorfgötter stehen am Weg, vor ihnen spitz aufgemauerte Pyramiden-Altäre, auf denen Hähne und Ziegen

Digitized by Google

der Gottheit geopfert werden; dann wieder kommt eine Schule, eine offene Veranda, auf der ein paar Dutzend Schulkinder mit schreienden Stimmen durcheinander ihr Pensum hersagen oder lesen und dabei die Köpfe neugierig nach dem vorbeigehenden Fremden richten, während sich der ernste Schulmeister nicht stören lässt, sondern ruhig auf seinen Knieen mit dem stählernen Griffel in die Palmblattstreifen seine Zeichen eingräbt. Dicht daneben wohnt der Barbier des Dorfes: er hat eine Matte auf der Strasse ausgebreitet und bearbeitet mit sicherer Hand den Kopf des gleichfalls auf der Matte hockenden Kunden, der den Fortschritt der Arbeit mit gespanntester Aufmerksamkeit in einem kleinen Handspiegel beobachtet. Ein Haus mit einer Polizeiwache fehlt in keinem Dorf; dann folgen Rasthallen für Menschen und Thiere, offene, von Steinpfeilern getragene Schuppen, vor denen Gruppen von beladenen und unbeladenen Ochsenkarren umherstehen; nahebei sind grosse Heuvorräthe aufgespeichert. In der Mitte des Ortes verbreitert sich die Strasse zum grösseren Platz. Wir haben es gut getroffen, es wird gerade Markt abgehalten, und das Geschäft ist in vollem Gang. Ringsum kauern Weiber mit Holz, Früchten, Bananenblättern, Heubündeln etc. und schnatternd wird zwischen ihnen und den herumspazierenden Käufern hin und her gehandelt; unter ein paar Strohdächern haben auch Händler einfachen Schmuck und Kleiderstoffe ausgebreitet. Neidisch schaut zu all den Herrlichkeiten drüben von ihrer Arbeit die Hausfrau herüber, die sich beeilen muss, für die Abendmahlzeit das Ragi auf concav vertieftem Mahlstein mit dem rundlichen Steinreiber fein zu mahlen.

In der Mitte des Marktplatzes erhebt sich auf gemauerter Terrasse ein heiliger Feigenbaum und ein Tulsistrauch und am Stamm des Ersteren sind ausser einer Anzahl von Steinfiguren ein-, zwei-, und fünfköpfiger Schlangen einzelne roth angestrichene Steine und plumpe Steinfiguren blutdürstiger Götter aufgestellt.

Kommt man gegen Abend durch ein Dorf, so sieht man Gruppen von Weibern mit leichten Schöpfeimern aus Areka-Palmblattscheiden und mit Thon- oder Messing-Krügen auf der Hüfte zum Brunnen ziehen, alle in schönem antikem Faltenwurf. So lange sie sich unbeobachtet glauben, plaudern sie in heiterer Fröhlichkeit und ergehen sich in neckenden Scherzen; aber sobald ein fremder Mann in ihre Nähe kommt, verstummen alle und schlagen sittsam die Augen nieder. Nie habe ich einen frechen oder herausfordernden Blick oder eine unbescheidene Bewegung bei indischen Frauen gesehen.

Digitized by Google

Die Gegend ist überall hügelig, es ist die unterste Stufe des in uralter Zeit niedergesunkenen Hochlandes. Die Formen der Hügel

Fig. 16. Kornreiberin.

sind fast immer sanft gerundet, die höchste dieser Erhebungen, der 300 Meter hohe Mukunu Malä, tritt 5 engl. Meilen von Triwandram

Digitized by Google

über seine Umgebung hervor, für die Schiffer auf dem Meer von weit her ein Erkennungszeichen der Lage der Hauptstadt des Landes. Der Boden besteht zum grössten Theil aus Laterit, der an Ort und Stelle aus der Oberflächenzersetzung des Urgesteins entstanden ist. Da und dort tritt Gneiss als felsige Spitze der runden Hügel hervor, bald als rundlich geformter Steindom, bald als wild durcheinander geworfenes steinernes Meer, bald als malerische, burgähnlich zerklüftete Masse grösseren anstehenden Felsens. Links zieht sich auf der ganzen Strecke in blauen Duft gekleidet die vielzackige Kette der fernen steilabfallenden Ghats hin. So weit das Auge reicht, herrscht auf dem Unterland dichtes, dunkles Baumgrün, öfters unterbrochen vom lichten Spiegel der Stauteiche und den hellgrünen Reisfeldern. Die meisten Bäche sind klein, doch überschreitet die Strasse ein paarmal grössere Flüsse, die jetzt fast trocken liegen, während ihr breites, sandig-kiesiges Flussbett von der Wucht ihres Stromes in der Regenzeit erzählt. Schöne steinerne Bogenbrücken führen kurz hinter Triwandram über den Karamana und bei Neyattankara über den Butter-Fluss; die grösste und schönste aber ist die über 200 Meter lange Eisengitterbrücke bei Kulitori; zehn Meter über dem Wasserspiegel überschreitet sie das breite Bett auf 11 festen Granitpfeilern.

Ihre volle Schönheit gewinnt die Landschaft nur, wenn die Sonne ganz tief steht, dann schaut man Bilder werth des Pinsels eines Oswald Achenbach. Die Strasse senkt sich am Abhang eines Hügels hinab, hohlwegartig überdacht vom zusammenschliessenden indischen Feigenbaum: wo sich das Baumgewölbe thorähnlich öffnet, liegt im duftigen Hauch des frühen Morgens die Tiefe vor uns. Aus den Palmenmattendächern baumversteckter Hütten wirbelt bläulicher Rauch auf und er mischt sich mit den zartgrauen Tönen der fernen Luft, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne aber vergolden die Wedel der schlank aufstrebenden Palmen und werfen blitzende Lichter in die Dämmerung des Laubgewölbes. Und fast noch schöner ist der Abend, wenn die scheidende Sonne noch einmal eine Fluth von Licht und Farbe über Alles hingiesst, über die Menschen auf der Strasse, über Baumkronen, Dörfer, Fels und Berg, ja über den Staub in der Luft, so dass Alles in feurig-goldigem Wiederschein glitzert und flimmert und leuchtet.

Es war ein solcher Abend, als ich in Kulitori anhielt, um den müden Thieren eine kurze Rast zu geben. Auf der einen Seite der Strasse ein Reisfeld, wie ein Meer von Smaragden vor uns ausgebreitet, auf der andern ein grosser Stauteich. der die fernen Berge

Digitized by Google

und die nahen Felsen und Laubkronen wiederspiegelte, Dutzende von Badenden verrichteten im Wasser stehend ihre Abendandacht und ihre vorgeschriebenen Waschungen; einer von ihnen, ein mit der Schnur umgürteter Brahmane, musste wohl ein besonders schwerer Sünder sein, denn er konnte, indem er sich Nasen- und Ohrlöcher mit den Fingern zuhielt, mit seinem immer wiederholten Untertauchen gar kein Ende finden. Vielleicht war ihm ein Puläar im Laufe des Tages einen Schritt zu nahe gekommen, oder es hatte ihm etwa gar ein Europäer die Hand gedrückt.

Ich hatte, als ich Abends spät in mein Fahrgehäuse kroch, dem Fuhrmann durch meinen boy sagen lassen, dass er im Rasthaus von Udagiri Halt machen solle. Aber als am anderen Morgen die Sonne strahlend über den Bergen herauf kam, waren wir noch unterwegs, und ich erfuhr, dass wir nur noch wenige Meilen von Nagerkoil, dem Ziel der Fahrt, entfernt seien. Die Ochsen machten die ganze Strecke von 42 englischen Meilen (68 Kilometer) ohne grössere Unterbrechung, eine tüchtige Leistung gegenüber der der Ochsen Ceylons. Sie hatten nur zweimal etwas Wasser und einmal am Abend je ein kärgliches Bündelchen Heu und Gras bekommen. Freilich waren sie magerer geworden und man konnte sehr deutlich ihre Rippen zählen, aber sie schritten noch immer ganz rüstig dahin.

Die Scenerie war gänzlich verändert: den Bergen zur Linken waren wir ziemlich nahe gerückt, so dass sich jede Zacke ihres felsigen Randes leicht unterscheiden liess; hinter uns zog sich ein Ausläufer des Gebirges westwärts bis dicht an die Strasse heran, die er bei Udagiri berührt; vor uns lag, in bläulicher Luft verschwimmend, das weiter entfernte südliche Ende der Ghats und zur Rechten dehnte sich flaches dürres Land aus. Denn auch Klima und Vegetation sind hier ganz anders, als weiter im Norden: fast überall tritt der rothe Lateritboden zwischen dem spärlichen Graugrün der Bäume hervor. Die Strasse ist nicht mehr mit Steinmauern oder Lehmwänden eingefasst, wie bei Triwandram, sondern mit spitzblätterigen Agaven und stacheligem Cactus besetzt. Euphorbien winden pfropfenzieherartig ihre Stämme in die Höhe, wie die Säulen am Berninischen Tabernakel in der Peterskirche, Acazien breiten ihre Kronen wie Schirme aus, die anspruchslose Palmyrapalme bildet langgestreckte Haine. Dieser Theil der Südspitze Indiens hat schon ganz den Natureharakter der östlichen Hälfte des Landes. Bald erkennt man auch die Ursache dieser Veränderung: je näher man Nagerkoil kommt, um so deutlicher thut sich östlich von diesem Orte ein tiefer Querriss im Gebirge auf, der bis auf

Digitized by Google

wenige hundert Fuss über dem Meer einschneidet und das südlichste Ende der Ghats von ihrer Hauptmasse abtrennt. Ein kräftiger Wind blies aus dieser Gebirgsscharte herüber, der Nordost-Monsun, den weiter nördlich die geschlossene Kette der Berge abgehalten hatte. Dadurch, dass der Schlitz in den Bergen auch dem entgegengesetzten Wind freien Durchzug gestattet, ohne ihn zu nöthigen, seine Feuchtigkeit an den Bergabhängen auszupressen, wird das Klima dieses ganzen Landstriches trocken, wie das an der anderen Seite der Berge. An Stelle der saftigen Pflanzenfülle der übrigen Westküste tritt hier die Armuth der Trockengewächse, und mit diesen zusammen ist auch der Mensch herübergekommen, der Palmyrapalmbauer Tinnewellys, der Schanar, hat seinen Baum in den trockenen Sandsteppen in der Nähe des Ufers angepflanzt und die Sprachgrenze zwischen Tamil und Maläalam ist bis an den Butterfluss bei Neyattankara hinaufgerückt.

Um acht Uhr traf ich in Nagerkoil ein, das mit dem Marktdorf Kottar zusammenstösst und mit ihm nur einen einzigen Ort zu bilden scheint. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war Nagerkoil noch ein sehr unbedeutendes Dorf, bewohnt von Parias und Schanar, die Schlangen anbeteten und nach ihrem Tempel den Ort benannten (Naga Schlange, kowil Tempel). Seit jener Zeit aber hat die London Missionary Society alle Verhältnisse dort mächtig umgestaltet, aus dem elenden Weiler ist ein fast grossstädtischer Ort, aus den Schlangenanbetern sind gute protestantische Christen geworden[19]. Eine grosse, nicht im modernen englischen Kapellenstil gebaute, aber einfach würdige Kirche, gross genug, um 2000 Andächtige in sich aufzunehmen, bildet den Mittelpunkt, um den sich saubere, geräumige Schulgebäude gruppiren, dann eine grosse Druckerei, durch deren Fenster man die Pressen arbeiten sieht, mit Comfort gebaute Häuser mit weiten, schattigen, von Steinsäulen getragenen Veranden, die Wohnungen der Geistlichen und anderen Beamten der Mission. Weiter folgt das Dorf der Eingeborenen, ein Complex stattlicher, mauerumschlossener Höfe; dann geht's an grossen Teichen vorbei, in denen viel gewaschen und gebadet wird; eine grössere und eine kleinere Lesehalle, schon jenseits der Grenze zwischen beiden Dörfern, ist immer stark von Eingeborenen besucht, die die aufliegende religiöse und Unterhaltungslektüre durchblättern. Auch das Rasthaus liegt in dem, seit alten Zeiten durch seinen Markt berühmten Kottar.

Ich gab bei den Missionären in Nagerkoil, Herrn Allan, Tuthie und Thomson meine Empfehlungsbriefe ab und wurde von ihnen

Digitized by Google

sehr freundlich aufgenommen. Ein eingeborener Schullehrer wurde mir für den Nachmittag als Cicerone zur Verfügung gestellt, für den anderen Tag wurde das Programm für den Ausflug zur Südspitze Indiens, dem Cap Komorin, sowie nach dem nahe dem Cap gelegenen Agastiswaram, dem Hauptsitz der »Teufelanbeter«, verabredet.

Unter der Führung meines geläufig Englisch sprechenden Schullehrers besuchte ich am Nachmittag eine Anzahl Werkstätten verschiedener Handwerker. Die Technik ist stark durch die bei den Indern beliebte Art der Körperstellung beim Sitzen oder Niederkauern beeinflusst. Wir Europäer haben Stühle zum Sitzen und für die Arbeit der Hände als Stütze Tische, die so hoch abgemessen sind, dass der Sitzende bequem beim Arbeiten mit Händen und Vorderarmen darauf manipuliren kann. Wo unser Handwerker nicht sitzend arbeitet, da baut er sich Gestelle, hoch genug, dass auch im Stehen die Hände bequem darauf arbeiten können, wie die Hobelbank, die Drehbank, den Holzblock unter dem Ambos. Der Tropenbewohner arbeitet weder gern im Stehen, noch liebt er Stühle und Tische, wenn irgend möglich, arbeitet der Hindu in seiner Lieblingsstellung, d. h. auf die Fersen niedergekauert. Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass die geringe Entwickelung der Waden des Tropenbewohners ebenso mit dieser Kauerstellung zusammenhängt, wie die Entstehung einer oft vorhandenen kleinen Gelenkfläche an der Stelle, auf der bei stark gegen den Fuss gebeugtem Unterschenkel Schienbeinknochen und Sprungbein zusammentreffen. Es macht für uns einen fast komischen Eindruck, wenn wir in Indien den Drechsler, den Töpfer, den Schmied etc. am Boden kauernd ihre Arbeit verrichten sehen, die im Stehen viel leichter sein würde, weil hier der Oberkörper mit seiner Beweglichkeit und Kraft mit hilft.

Die erste Werkstatt, die wir besuchten, war die eines Schusters: er hantirte, am Boden kauernd, an ein paar vorn spitz aufgebogenen Schuhen. Das Geräth, Pfriemen, Ledermesser, Pechdraht, selbst die Leisten, unterschied sich kaum von dem in Europa gebräuchlichen. Die Schnabelschuhe waren für die Muhammedaner bestimmt: der Hindu meidet ängstlich die Berührung mit der gegerbten Haut der für ihn heiligen Kuh oder des Ochsen. Wenn er nicht barfuss geht, zieht er Sandalen von Holz vor, die ihren Halt am Fuss durch eine Schlinge bekommen, durch welche die grosse Zehe gesteckt wird; an anderen Sandalen ragt ein pilzförmiger Holzzapfen auf, der zwischen grosse und zweite Zehe eingeklemmt wird. Oft findet man am Hindufuss diese beiden Zehen weit auseinander stehen, und es mag dies häufig in dem Auseinanderdrängen durch diesen Holzpflock

Digitized by Google

seinen Grund haben. Beschaut man länger gebrauchte Holzsandalen etwas näher, so sieht man, wie nicht nur Fersen und Ballen, sondern auch die einzelnen Zehen sich tiefe, glatt polirte Gruben in das Holz eingedrückt haben.

Nach Besichtigung der Schusterwerkstatt gingen wir zu einem Drechsler, der gerade beschäftigt war, kleine Holzbüchsen zum Aufbewahren von Geld etc. zu verfertigen. In einem engen, ziemlich dunklen Raum hockte er am Boden vor seinem Drehapparat, ihm gegenüber sein, die Drehspindel mit einer Schnur abwechselnd hin und her drehender Gehilfe[20]. Auch die Töpfer arbeiten kauernd vor ihrer niedrigen Scheibe. Diese bestand nur aus einem scheibenförmigen Rad mit verdicktem Rand, und sie rotirte wie ein Kreisel auf einem kurzen, spitzen, zapfenartigen Dorn. An der Scheibe arbeiteten zugleich zwei Männer, von denen der eine sie in fortdauernder Bewegung erhielt, während der andere den in der Mitte aufgesetzten Thonklumpen zwischen seinen Fingern zum Gefäss formte[21].

Die Töpfer in Südindien, von den Tamils Pandi Welans, in Trawankor Maläam Welans genannt, haben ihren besonderen, bösartigen Topfgott, Tschula Maden, der Freude daran hat, ihre Waare beim Brennen zu verderben. Desshalb werden an ihn, so lange die Töpfe in den Brennöfen stehen, Gebete gerichtet und Versprechungen gemacht, und wenn beim Herausnehmen des Brandes am dritten Tag nicht allzuviel verdorben ist, wird ihm dankbarlichst Reis, ein Huhn, oder selbst eine Ziege geopfert. Der Verbrauch von Thonwaaren in Indien ist sehr gross. Die Töpfe selbst sind selten sehr widerstandskräftig, dann giebt auch die Art des Kochens auf drei Steinen oft Gelegenheit für Bruch. Dazu kommt, dass Töpfe, die irgendwie durch Kasten- oder ceremonielle Verstösse unrein (im religiösen Sinn) geworden sind, nicht wieder gebraucht werden dürfen, sondern absichtlich zerbrochen werden; auch müssen bei allen Opfern, besonders wenn diese aus gekochtem Reis bestehen, immer neue Töpfe genommen werden. Das Opfer fällt, wenn der Gott die Essenz desselben gnädig angenommen hat, in seinem materiellen Theil den opfernden Brahmanen anheim, und es würde eine furchtbare Verunreinigung für diese sein, wenn sie Speise aus einem Topf essen würden, den früher etwa schon Jemand aus niederer Kaste benutzt hätte. Obgleich die Nachfrage nach Töpfen im Lande sehr gross ist, und obgleich die Töpfer verhältnissmässig hoch in der Rangordnung der Kasten stehen (die Tamil-Töpfer tragen sogar die heilige Schnur der zweimal Geborenen; sie rühmen sich, die Götter

Digitized by Google

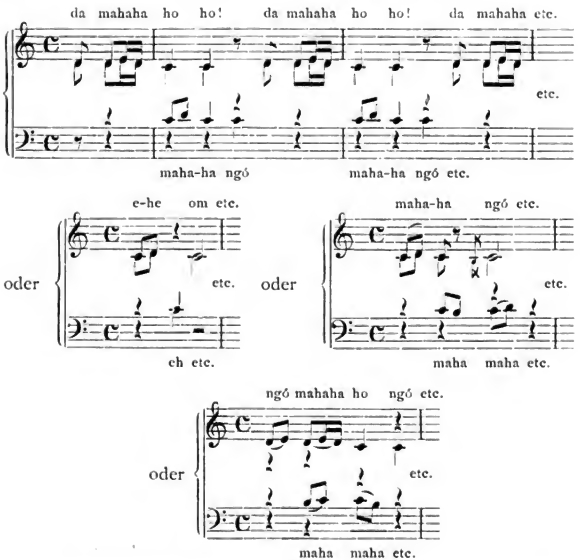
zu verfertigen, die von allen anderen angebetet werden), so kommen sie doch nicht recht auf einen grünen Zweig.

Zuletzt besuchte ich auch noch die Werkstatt eines Schmiedes. Auch er hämmerte auf dem Boden sitzend sein Eisen, während der die beiden reisesackähnlichen Bälge bearbeitende Junge sich der Länge lang auf dem schräg hinter dem Heerd ansteigenden Boden auf den Rücken gelegt hatte (22).

Leider war es bei der Besichtigung dieser Arbeiten schon recht dunkel geworden, so dass die Weber, die ich noch aufsuchte, schon ihre Arbeit eingestellt hatten. Auch auf dem grossen Bazar von Kottar waren die meisten Läden geschlossen; nur noch wenige Verkaufsstände für Schmucksachen boten beim Schein von Petroleumlampen ihre Waaren aus, billigen Zinnschmuck für Ohren, Nase und Hals, Arme und Beine, Hände und Füsse. Ich hatte nicht erwartet, hier auch — ein Zeichen höherer Civilisation — künstliches Haar für die Hindufrauen zu finden, an Quantität recht stattliche Schöpfe, an Qualität aber recht mangelhaft: die Pflanzenfasern, aus denen die Haare hergestellt waren, hatten reichlich die Dicke eines Pferdehaares oder einer Schweinsborste. Trotzdem sollen solche künstliche Haarbündel ein vielbegehrter Artikel sein.

Schon um drei Uhr am anderen Morgen waren die acht Träger da, die mich mit dem Palki nach dem Cap bringen sollten; ich hatte, um es kennen zu lernen, dies Beförderungsmittel gewählt. Es ist ein kräftiger, lang-viereckiger Holzrahmen, von dem nach vorn und hinten je eine lange, runde, am freien Ende etwas aufgebogene Tragstange abgeht. In den Rahmen ist ein schmaler Stuhl mit Fussbrett eingelassen und darüber ein leichtes, zurückschlagbares Schattenverdeck angebracht. (Der Palankin ist ein schwererer, ringsum geschlossener Kasten mit Thür und Jalousien, bei Regenwetter ganz angenehm, sonst aber heiss und dumpf.) Von den Stangen hängen an kurzen Schnuren dicke Baumwollkissen als Schulterpolster für die Träger herab, die paarweise die Stange auf der entgegengesetzten Schulter tragen, indem der Hintermann seinen einen Arm auf den Rücken des Anderen auflegt; die beiden Männer jedes Paares stemmen sich schräg gegeneinander, um grösseren Widerstand gegen seitliche Bewegung zu erzielen; alle fünf Minuten wird die Schulter, alle fünfzehn bis zwanzig Minuten die Träger selbst gewechselt. Das Tempo des Marsches ist sehr rasch, etwa so, wie der Laufschritt der italienischen Bersaglieri; dabei wird gern ein rhythmischer Gesang von nur ein bis zwei immer wiederholten Takten angestimmt. Meine Träger sangen immer eine der folgenden Weisen:

Digitized by Google



Munter trabten meine Leute in der erquickenden Luft des frühen Morgens fort. In der ersten Dämmerung lag Sutschindram da mit seiner berühmten Pagode, mit den wogenden Reisfeldern, den Kokos- und Palmyrapflanzungen, den am Wege stehenden Baumriesen der Terminalien. Kurz vorher standen im Bett des jetzt sehr zusammengeschrumpften Peräar (Paraya aur nach englischer Schreibweise), der den Reisfeldern ihren Lebensquell spendet, die Pfeilerböcke einer uralten granitenen Brücke, deren Plattenbeleg entweder durch Hochfluth weggeschwemmt, oder von den Menschen weggenommen worden war, nachdem eine neue kurz unterhalb Sutschindram erbaute Eisengitterbrücke den alten Flussübergang entbehrlich gemacht hatte. Es standen noch acht Pfeiler, von denen fünf noch mit flussabwärts gerichteten Querpfosten bedeckt waren; bei den anderen fehlten diese Querpfosten; von anderen Steinpfeilern stand nur noch der eine Vertikalpfosten, und breitere Lücken zeigten an, dass ursprünglich eine grössere Anzahl dieser Brückenstützen vorhanden gewesen sein

Digitized by Google

mussten. Aehnliche Steinbrücken vermitteln noch jetzt den Uebergang über andere Flüsse des Landes.

Vergebens suchte ich auf meiner, in grossem Maasstab gezeichneten Generalstabskarte den Namen sowohl dieses, als anderer Flüsse Trawankors. Es ist auch schwer, einen allgemeinen Namen für einen Fluss hinzusetzen, den jedes Dorf anders nennt. Häufig beginnen die Flüsse in den Bergen mit dem Namen Kallar (Steinbach), weiter abwärts heissen sie dann Tschittar (kleiner Bach), später Peräar (grosser Bach) etc. Ein Fluss heisst in seinem Oberlauf Ponmuniar, dann Tiruwattar, weiter Atturar, Kulitoriar, Tiruwankoduar, immer nach den an seinen Ufern gelegenen grösseren Orten.

Vor uns erscheint, nachdem wir den Peräar überschritten, ein hoher, isolirter Felsberg, der etwas nach Westen von der Richtung der uns zur Linken bleibenden Ghats gerückte Endpfeiler des Gebirges. Die Sage versetzt seine Entstehung, wie auch die der Adamsbrücke, in die Zeit der Kriegsthaten Rama's in Ceylon. Als der Held mit seinem Heer und mit den Schaaren der mit ihm verbündeten Affen (im Ramayana heissen die nicht-arischen Drawidas wanara [wana Wildniss, nara Mann], Waldmenschen, also wörtlich ebenso wie die Orang utan der Malayen) am Ende des Landes gegenüber Ceylon angekommen waren, da »fliegen Tausende von Affen zum Brückenbau nach allen Richtungen durch die Luft, reissen Fels und Bäume aus und werfen sie in's Wasser. Mächtige Klippen bringen sie vom Himalaya herab; manche derselben werden verloren und sind bis auf den heutigen Tag Denkmäler jener Thaten. Zuletzt ist die Brücke fertig, 20 Jodschanas lang und 10 breit, und die ganze Armee marschirt hinüber, Wibischana an der Spitze. Die Götter, Rischis und Pitris aber schauen auf das Werk und verkünden die berühmte Prophezeiung: so lange das Meer bleibt, so lange wird bleiben diese Brücke, und so lange wird der Ruhm Rama's verkündet werden.«

So viele Felsblöcke aber auch bei diesem Brückenbau über die südindische Ebene verstreut worden sind, so ist dieser Südpfeiler des Festlandes nach der Erzählung des Heldengedichtes doch späteren Ursprunges. Rama's und seiner ganzen Armee Tapferkeit vermochten Nichts gegen die Zaubermittel ihres Feindes Rawana: fast alle Helden bedeckten todt oder schwer verwundet das Schlachtfeld. Nur im Himalaya wuchs ein Kraut, das wieder Leben und Kraft zurückzubringen im Stande war. Hanuman (wörtlich der Langkieferige, Prognathe, hanu = der Kiefer), der Sohn des Wind-

Digitized by Google

gottes, der freundlich gesinnte Affengeneral brachte Hilfe. In Sturmeslauf eilte er zum Himalaya, dort aber nahm er sich gar nicht die Zeit, die einzelnen Heilkräuter herauszusuchen, sondern er packte gleich den ganzen Berg auf seine Schultern und setzte ihn in der Nähe des Schlachtfeldes wieder ab, wonach die Helden, durch den blossen Geruch der Heilpflanzen wiederhergestellt, in voller Kraft und Frische erstanden. Aber unterwegs, gerade als Hanuman über die Südspitze Indiens hinwegflog, stürzte ein Brocken jenes Berges zur Erde nieder. Seit jener Zeit aber heisst jener einzelnstehende Felsen beim Volk nur der »Medicinfels«. Bei jener Gelegenheit müssen aber auch noch andere Brocken abgestürzt sein, denn westwärts vom Medicinfels schaut noch eine Anzahl einzelner Felsmassen aus dem Boden heraus, manche von ihnen in gewaltige, öfters überhängend aufgerichtete Blöcke gespalten.

Hart aneinander treten hier wieder die Gegensätze des aus Stauteichen reich berieselten Landes und der dürren Wüste. Wir lernten den tiefen Sand der Letzteren genügend kennen, als sich am dritten Meilenstein vor dem Cap von der gut chaussirten Hauptstrasse ein schmaler Dorfweg abzweigte, der nach Agastiswaram führte, der Stadt des grossen Agastya und zugleich dem Sitz der schlimmsten Dämonenverehrung. Nur mit grosser Mühe kamen die Träger durch den tiefen Sand vorwärts und schweisstriefend und keuchend erreichten sie die Heidenstadt, in der die Londoner Mission mit vielem Erfolg arbeitet. Herr Allan, der auf seinem munteren Missionsschimmel vorausgeritten war, erwartete mich hier zugleich mit Rev. Salomon, dem ordinirten Tamil-Pfarrer des Ortes, und dem gleichfalls dunkelbraunen Doktor. Die Kirche ist ein einfach gehaltener Saal mit einem Nebenzimmer für den Geistlichen und einem zweiten Nebenraum, der sich durch ein Gestell mit Flaschen und Kruken, durch einige Bücher medicinischen Inhalts und durch ein auf dem Tisch liegendes Stethoskop als Dispensary (Poliklinik) erwies. In der anstossenden Schule wurden wir beim Eintritt mit einem geradezu hervorgeknallten Salem sämmtlicher Schulkinder empfangen, die sich dabei bis zum Boden herab verbeugten. Es fiel mir auf, dass schon Kinder von kaum mehr als 4 Jahren anfingen zu lesen. Einzelne Mädchen trugen in ihren durchbohrten Ohrläppchen schwere Bleiringe; andere hatten sie durch hineingezwängte dicke Rollen von Palmblättern oder durch umfangreiche Holzpflöcke in so übermässiger Weise ausgedehnt, dass sie gegründete Aussicht hatten, schon in ganz kurzer Zeit mit der Hand durch ihre Ohrlöcher hindurchfahren zu können.

Digitized by Google

Unter Führung des Tamil-Geistlichen und des Doktors machten wir einen Rundgang durch das Dorf und zu seinen vier Haupttempeln. Unser erster Gang galt dem Heiligthum der Hauptgöttin des Ortes, der Bhadra Kali (Pattira Kali). Sie war es, die den Schanar die Kunst der Herstellung von Zucker und Palmwein lehrte; ihr werden täglich Opfer von Reis und Kuchen dargebracht, aber bei ihrem grossen Fest im Februar bluten auch Hähne und Ziegen auf ihrem Altar. Nach diesem Tempel besuchten wir noch den der Pocken-Göttin, Muttar Ammen, den der Isekki, des bösen Dämons schwangerer Frauen, und schliesslich noch den Tempel des Ganescha, Siwa's Sohn, der hier kurzweg unter dem Namen Pilläar, d. h. Sohn verehrt wird. Alle diese »Tempel« waren sehr einfache, nach dem Grundschema der drawidischen Tempel angelegte Bauwerke; der im Viereck ummauerte Tempelhof enthielt in seiner Mitte das eigentliche Gotteshaus; ausserdem umschloss er noch Heiligthümer untergeordneter Dämonen, wie des Schudelä Maden, des Kirchhofs-Dämon, der Göttin der Masern und des Scharlachs, Mari Ammen, des Flurschutzgottes Ayenar etc., sowie Pfeilerhallen und Vorrathshäuser, in denen die bei Processionen nöthigen Geräthe aufbewahrt wurden[23].

Mitten im Ort ist ein grösserer viereckiger Platz mit stattlichen Tamarinden bepflanzt, deren ungemein zähes und festes Holz zu allen Gegenständen benutzt wird, die starken Druck aushalten müssen, wie zu Oelpressen. Guten Ertrag geben die Schotenfrüchte, die in ihrer graubraunen lederig holzigen Schale zwischen den flachen dunkelbraunen Kernen die intensiv saure braune Pulpa enthalten, einen Hauptbestandtheil in den verschiedenen Körris der Eingeborenen und einen angenehm erfrischenden Zusatz zum Trinkwasser. Die auf diesem Platz stehenden Bäume sind Eigenthum der Tempel, denen sie jährlich etwa 70—80 Rupien einbringen. Auch für die Dorfbewohner sind sie eine grosse Wohlthat, da sie trotz ihres zarten Fiederblätterlaubes schattigen Schutz vor dem Brand der erbarmungslosen Sonnenstrahlen gewähren.

Die allermeisten Wohnungen in Agastiswaram sind elende Hütten armer Palmyra-Palmbauern (Schanar); nur wenige saubere Häuser mit Oberstock heben sich wie Paläste dagegen ab. Sie gehören zum Theil Christen, die es durch Fleiss und Gewissenhaftigkeit zu einem mässigen Wohlstand gebracht haben.

Von dem ganz in Sand vergrabenen Agastiswaram führt der Weg zu dem noch ein paar Meilen entfernten Cap ununterbrochen durch tiefen lockeren Dünensand; doch ist das Marschiren etwas

Digitized by Google

erträglicher, als vorher, da man den Schatten des lang sich hindehnenden Palmyra Palmenwaldes nicht verlässt. Der weisse Sand, die weite Perspektive zwischen den zahllosen gerade und schlank aufstrebenden Baumstämmen hindurch erinnern an märkische Kiefernlandschaft, aber die erdrückende Hitze in der Mitte des December und die Fächerkronen der Palmen lassen eine solche Illusion nicht aufkommen. Bald erreicht man die südlichen Trawankor-Linien, Mauer und Graben, die sich vom Steilabbruch der Ghats bis zum Cap hinziehen, ehemals ein Schutz des Landes gegen Angriffe von Osten her, jetzt aber zum grössten Theil unter Dünen begraben. Hier und dort ragen Stücke von Granitmauerwerk aus den Sandhügeln hervor, die Spitzen früherer, kanonentragender Bastionen. Nachdem man sich mühselig mehrere Meilen lang durch die Sandwüstenei hindurch gequält hat, betritt man endlich wieder, ganz kurz vor dem Cap, den festen Boden der Hauptstrasse. Ein grosser viereckiger Teich, zu dessen Wasser gemauerte Stufen hinabführen, und ein kleiner Tempel neben ihm zeigen die Nähe des heiligen Ortes an; ganz allmählich lichtet sich auch der Palmenwald, und zwischen den Stämmen schimmert es blau hindurch; endlich tritt man aus dem Wald heraus; vor uns liegen die Pfeilerhallen für die Pilger, das Brahmanendorf, der Tempel und darüber hinaus das Cap und in ruhiger Majestät das Meer.

Wir steigen hinab zum Cap, an dem der flache Rücken, das Ende des südindischen Felsenrückgrates, in sanfter Neigung unter das Meer untertaucht; ein paar kleinere Felsen, zu denen man leicht hinüber schreiten kann, liegen dem Lande vor und auf ihnen kann man sich die Südspitze Indiens bequem von der Meerseite her ansehen. Ein schönes Bild: Auf rundlich abgewaschenem Fels erhebt sich, als äusserster Markstein des Landes der frommen Büsser und Pilger ein zierliches, offenes, auf schlanken Pfeilern ruhendes Mandapam, eine der Hallen, in denen sich die Pilger zum sündenabwaschenden Bade vorbereiten. Denn das Cap ist einer der sieben grossen Wallfahrtsorte Indiens[24]. Nach dem Periplus zogen schon vor fast 2000 Jahren die Frommen zum Cap Komarei, wo die Göttin Komari weilt, und ebenso wandern auch jetzt noch Tausende von Pilgern aus ganz Indien zu dem weitberühmten Tempel der Göttin Durga, die ihren Namen unverändert erhalten hat, denn sie trägt heute noch wie damals den Beinamen Kanya Komari, die Tochter-Jungfrau, und nach diesem Beinamen wird das Cap seit Urzeiten genannt (Komorin)[25]. Alte Sagen umschweben den heiligen Ort. Ein Riese warb um Kanya Komari, die als jüngste Tochter

Digitized by Google

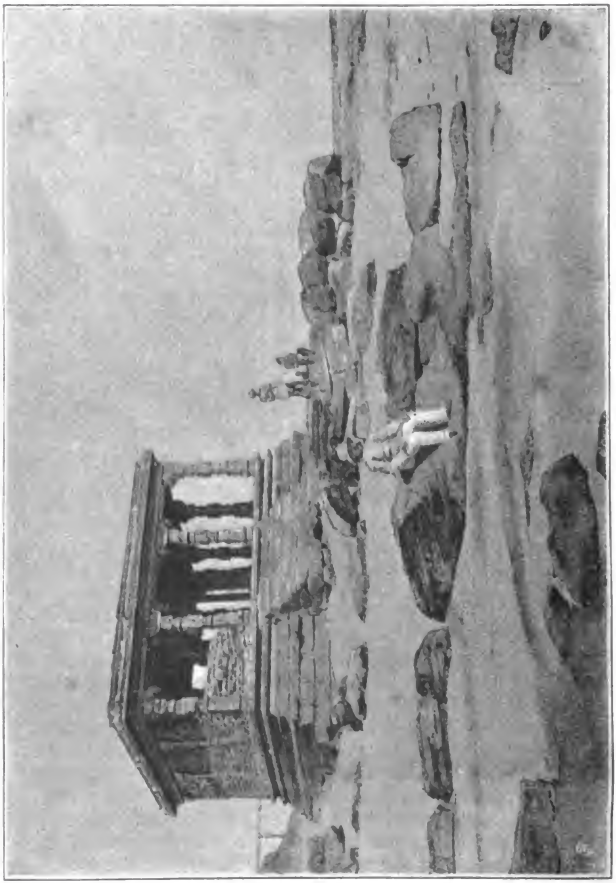


Fig. 17. Cap Komorin.

Digitized by Google

des Pandya-Königs geboren worden war, und diese sagte ihm ihre Hand zu unter der, wie sie hoffte, unerfüllbaren Bedingung, dass er am Hochzeitstag den Gästen Reis vorsetzen solle, der an demselben Tag gesäet, aufgegangen, gereift, geschnitten, enthülst und gekocht wäre. Aber als der Riese zu ihrem grossen Schrecken die Aufgabe löste, verfluchte sie den Reis und die Hülsen, sie zerbrach die Brücke, die ihr Bräutigam für sie am Cap gebaut hatte, und tödtete das Ungeheuer[26]. Noch jetzt liegen die Blutstropfen des Riesen und die Hülsen und der Reis am Strand des Cap's als rother, schwarzer und weisser Sand, schön säuberlich von einander gesondert. Zwischen den einzelnen Felsvorsprüngen hat das Meer kleine Buchten ausgewaschen und in diese hat die Bewegung der Wellen den aus der Zertrümmerung des Gesteins entstandenen Sand vom Ufer nach dem verschiedenen specifischen Gewicht aufbereitet, hier halbdurchscheinende Quarzkörner von Reiskorn-Grösse und -Gestalt, dort feinen, fast schwarzen Sand von titanhaltigem Eisenstein, wieder an einer anderen Stelle blutrothen Sand, der fast nur aus roth leuchtenden Körnchen von Granat besteht, einem in den ganzen Südghats häufig dem Gneiss eingesprengten Mineral. Die Reste der Brücke aber, die die Jungfrau zerbrach, ragen noch jenseits des Cap's hie und da über dem Wasserspiegel heraus. Es heisst, dass auf einem dieser Felsen noch ein Brunnen mit Süsswasser existire. Sehr wahrscheinlich reichte in alter Zeit das feste Land noch weiter südlich als jetzt, und die jetzt ganz isolirten Felsblöcke im Meer waren noch landfest: der Periplus spricht noch von einem Hafen am Vorgebirge Komarei, aber seither hat die Brandung unaufhaltsam Stück für Stück abgenagt und schliesslich auch die Brücke, die noch zuletzt zu jenen äussersten Felsenvorposten hinüberführte.

Eine andere Sage erzählt die Verwandlung des Reises in Stein in anderer Weise. Als Siwa des Nachts auszog zur Hochzeit mit Durga, da krähte plötzlich ein Hahn, und der Gott kehrte wegen dieses bösen Omens unverrichteter Sache zurück; der Reis aber, der für das Festmahl bestimmt war, wurde in Stein verwandelt und ins Meer geworfen.

Noch mehrere andere Pilgerhallen stehen am Ufer des zu beiden Seiten vom Cap zurücktretenden Landes; eine grössere nordöstlich dicht am Meer, unter steil abfallenden, aber niedrigen Felsenklippen. Landeinwärts davon zieht sich die roth und weiss gestreifte Aussenmauer des Tempels hin, dessen innere Gebäude dem profanen Auge durch die hohe Mauer fast ganz verdeckt sind; nur

Digitized by Google

von Norden her, auf höher gelegenem Standpunkt erblickt man über der Mauer noch einzelne Dächer von Tempelbauten. Das Hauptthor der Mauer schaut nach Osten; sonst aber hat die Form der Landspitze dem Tempel eine nordsüdliche Richtung aufgezwungen und desshalb schliesst sich auch an die nördliche Schmalseite mit einem kleinen Thor die Brahmanenstrasse an, einfache kleine Häuschen mit faul herumlungernden Brahmanen. Jenseits des Dorfes kommt man dann an eine grosse Pfeilerhalle mit sorgfältig gearbeiteten Steinskulpturen, von denen die an der Nordseite der Halle die typische Gestalt des Yali, des »Löwen des Südens« darstellen. Daneben steht ein sehr grosser, noch ziemlich neuer Tempelwagen, über und über mit Holzschnitzwerk bedeckt, das Gruppen von Göttern und Göttinnen, zum Theil in unglaublich obscöner Weise darstellt.

Die heilige Strasse führt von dieser Halle (Tschaultri) an dem grossen Teich vorbei, und dann wieder zum Tempel zurück. Auf ihr findet bei dem Fest der Göttin der Umzug des Götterbildes statt. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, die schwere Masse des thurmähnlichen Tempelwagens, der mit einer Unmenge Figuren von Göttern, Genien und Thieren und ausserdem noch mit vielen Menschen beladen wird, durch den Sand fortzuziehen. Es soll öfters vorkommen, dass sich Widersacher der Distriktsbeamten verabreden, ja auch noch Andere bestechen, recht schlecht zu ziehen, so dass der Wagen manchmal Tage lang unterwegs ist, was den dafür verantwortlichen Beamten schwere Strafen von der Regierung einbringt.

Auf dem Rückweg benutzten wir nur die Hauptstrasse, deren festes Macadam aus Gneiss und Laterit eine wahre Wohlthat war im Vergleich zu dem unendlichen Sand des Herweges. Die Befestigungslinien werden von dieser Strasse weiter nördlich durchschnitten und sie sind hier nicht so versandet, als näher am Cap; 5—7 Meter hohe, mit starken Granitplatten bekleidete Backsteinmauern erheben sich hinter dem aussen gelegenen Graben und sie sind alle paar hundert Schritte von kleinen, etwas vortretenden Bastionen mit Scharten für zwei Geschütze unterbrochen. Die Ghats, die von Westen her gesehen wie eine fortlaufende hohe Mauer erschienen waren, lösen sich von hier aus gesehen (von Süden) in eine Anzahl spitzer Felsenberge auf.

Als wir nach Sutschindram kamen, musste Pastor Allan sich von Pferd und Pferdeknecht und ich mich von meinen Trägern trennen. Denn da diese einer niederen Kaste angehörten, war es

Digitized by Google

ihnen nicht verstattet, durch die Brahmanenstadt und in der Nähe des Tempels vorbei zu gehen; das hätte dem Heiligthum und den heiligen Männern unerhörte Befleckung gebracht. Sie mussten daher im Bogen um die Stadt herum marschiren und sollten uns an der alten steinernen Brücke am Peräar erwarten. Wir beiden Europäer durften ungehindert durch die Stadt und am Tempel vorbei spazieren, ja die Brahmanen kamen selbst freundlich-neugierig aus ihrer Fütterungsanstalt (Utupera) beim Tempel und aus ihren Häusern herbei, als sie sahen, dass ich meinen photographischen Momentapparat auf Tempel und Teich richtete.

Der Tempel von Sutschindram soll der grösste und einer der heiligsten im ganzen Königreich sein, ist er doch den drei grössten Göttern, dem Siwa, Wischnu und dem Brahma geweiht, die hier auf wunderbare Weise in einer Person vereinigt sind und unter dem Namen Tanu-mal-ayan verehrt werden. Ein breites, mässig hohes Gopura leuchtet in buntem Farbenmosaik über dem Haupteingang, der für uns verschlossen war, während kein Einwand erhoben wurde, als wir unter dem Mandapam vor dem Tempel hindurchgingen. Auch der grosse, schöne Teich, in dessen Mitte sich ein Inselchen mit einem Pfeilerpavillon erhob, und in dem eine grosse Menge von Brahmanen ihre abendlichen Waschungen vornahm, litt nicht unter unserer Nähe; wir durften uns in aller Musse das hübsche Bild betrachten.

Alljährlich im December wird das grosse Tempelfest gefeiert, zu dem die Frommen aus dem ganzen Lande haufenweise zusammenströmen. Zehn Tage lang dauern die Festlichkeiten aller Art, aber die Feier gipfelt am letzten Tag in dem Umzug des Tempelwagens, auf dem nicht nur die Götterbilder, sondern auch noch alle möglichen anderen hölzernen Dämonen und Thiere und dazu noch eine Menge von Brahmanen und Musikanten aufgestellt sind. Alles beeilt sich, an der Ehre und an dem frommen Werk, den Wagen an Seilen um den Tempel zu ziehen, theilzunehmen. Den Anfang machen die vom Staat angestellten Beamten, der Tahsildar an der Spitze; sie alle spannen sich für kurze Zeit vor, dann kommt die grosse Menge, deren frommer Eifer im Nothfall durch Prügel von Polizeidienern unterstützt wird, die mit erhobenem Stock an der Procession theilnehmen, um die Faulen aufzumuntern. Wenn trotzdem die Sache nicht recht vorrücken will, so werden auch noch die Tempelelefanten vorgespannt, denn der Umzug darf hier nicht allzu lange dauern, wartet ja doch in der Hauptstadt des Landes der Maharadscha sehnsüchtig auf die Nachricht, dass der Wagen wieder

Digitized by Google

zum Tempel zurückgekehrt ist. Eine alte Sitte gebietet ihm, an diesem Tag so lange streng zu fasten, bis er diese Nachricht erhalten hat. In früheren Zeiten waren auf der 70 Kilometer langen Strasse nach der Hauptstadt berittene Posten aufgestellt, die nach Art der alten persischen Posten, im gestrecktesten Galopp einander die Botschaft zutrugen. Wenn sich auch sonst Travankor gegen europäisches Wesen nach Möglichkeit verschliesst, das eine Gute hat doch die Cultur des Westens, dass der Landesfürst an jenem Tage nicht mehr so lange zu fasten braucht, als früher. Der Telegraph in Nagerkoil trägt jetzt die frohe Botschaft in demselben Augenblick in den Palast von Triwandram, in dem der Knall der im benachbarten Sutschindram gelösten Kanonen den glücklichen Ausgang der Tempelwagen-Procession verkündet.

Bei hereinbrechender Dämmerung trafen wir an der verfallenen Steinbrücke wieder mit unseren Leuten zusammen, in völliger Nacht kamen wir im Pastorat von Nagerkoil an, in dem ich den Abend in Gesellschaft der wohl unterrichteten liebenswürdigen Missionäre verbrachte. Der Wind trug uns zugleich mit frischer Kühlung auch die Klänge mendelssohnscher Lieder ohne Worte, die in dem Nachbarhaus gespielt wurden, herüber.

Als ich um 11 Uhr zum Rasthaus zurückkehrte, war der für die Rückfahrt nach Triwandram bestellte Ochsenwagen natürlich noch nicht da. Mehrere Stunden vergingen in der Nacht, bis mein Boy anderes Fuhrwerk zur Stelle gebracht hatte, und so konnte ich erst gegen 4 Uhr aufbrechen. Um die Thiere nicht zu sehr zu ermüden, beschloss ich, da die Sonne schon früh am Morgen glühenden Brand entsandte, bis zum Nachmittag in dem nur 10 engl. Meilen von Nagerkoil entfernten Rasthaus von Udagiri zu bleiben. Es war ein originelles Wirthshaus, hinter Festungsmauern versteckt und auf einer vorspringenden Bastion des jetzt ganz verlassenen und verödeten Platzes gelegen. Man muss auf zwei hohen Holzleitern hinaufklettern, dann aber findet man ein paar ganz saubere freundliche Stübchen und einen alten Koch, der sich mit Recht rühmt, schmackhafte Hühnercotelettes braten zu können.

Die polygonale Festungsmauer von Udagiri ist noch vollständig erhalten, mit allen Bastionen, Schiessscharten, innerem Umgang etc. Aber im Innern ist Alles todt und verlassen. In der Mitte erhebt sich ein ziemlich hoher Fels, kahl, rundlich abgewittert, zwischen ihm und der Mauer wuchert überall Gestrüpp und lockeres Dschungel. Es sollen in der Festung noch ein paar interessante Häuser- und Kirchen-Reste stehen, die Hitze war aber schon früh

Digitized by Google

am Morgen so gross, dass ich weder diese, noch das nur eine englische Meile entfernte Palpanabhapuram mit seinem alten Palast, der früheren Residenz der Radschas von Trawankor aufsuchte. Auch dieser Platz ist befestigt; er bildet mit Udagiri zusammen eine Landsperre, die dahin gelegt ist, wo der am weitesten nach Westen vorspringende Sporn der Ghats zwischen Gebirge und Meer nur einen verhältnissmässig engen Durchgang lässt. Hier scheidet sich das tamilische Süd-Trawankor von dem übrigen malabarischen Land. Beide Festungen erwiesen sich übrigens völlig werthlos, als die Engländer 1809 einrückten, die tapferen Landesvertheidiger liefen einfach davon. Jetzt ist Udagiri ganz verlassen und auch Palpanabhapuram gilt nicht mehr als Festung; man hat sich bei beiden Plätzen nicht einmal die Mühe genommen, die Mauern zu demoliren.

Um drei Uhr Nachmittags, als die brennendste Hitze etwas nachzulassen begann, brach ich auf, am andern Morgen kam ich wieder im Rasthaus von Triwandram an.

Digitized by Google

IV. KAPITEL.

TRIWANDRAM.

Bei meiner Rückkehr vom Cap Komorin fand ich im Rasthaus mein früheres Zimmer besetzt, da ganz kurz vor mir ein anderer Herr, früher Kaffeepflanzer, jetzt Bauunternehmer von Wegen und Brücken, eingetroffen war. Er hatte seine ganze Familie mitgebracht, Frau, fünf kleine Kinder, ebensoviel grosse Hunde, von denen der eine gerade ein paar Tage vorher Mutter von 6 gleichfalls mitgebrachten Jungen geworden war. Ausserdem war noch eine Anzahl Kaninchen zum Spielen mit den Kindern da, dann mehrere braune Diener und eine dito Dienerin, alles in dem einen, nicht allzu grossen Zimmer. Es ist Bestimmung in den Rasthäusern Indiens, dass, wenn das Haus besetzt ist und neue Gäste kommen, der ausziehen muss, der am längsten da ist. Da nur zwei Zimmer vorhanden waren, hatte das Loos einen englischen Offizier getroffen, der schon mehrere Wochen vorher nach Triwandram gekommen war, um der trawankorischen Armee (der Nair Brigade) englische Kriegskunst beizubringen. Ich hatte ihn schon in den ersten Tagen als einen gebildeten, freundlichen Mann kennen gelernt und ich schlug ihm daher vor, dass er mit mir das Zimmer theilen möchte, so lange die Menagerie neben uns in Triwandram aushielt. Aber als nach zwei Tagen wieder zwei neue Familien angemeldet wurden, nahm ich gern das Anerbieten des Direktors der dortigen höheren Schule, Herrn Harvey's an, für den Rest meines Aufenthaltes in Triwandram zu ihm in seine auf einem der höheren Hügel gelegene Villa zu ziehen. Er hatte mich nur einmal in der Kirche gesehen, dann aber wohl von meiner Wohnungsschwierigkeit gehört, und trotzdem er mich sonst gar nicht kannte, und trotzdem er bei dem gerade stattfindenden Examen im College sehr mit Arbeit überhäuft war, bot er mir mit freundlicher Herzlichkeit seine Gast-

Digitized by Google

freundschaft an. Es waren sehr behagliche Tage, die ich in dem gemüthlichen Haus des prächtigen alten Herren, eines Schotten, verlebte. Auch dem Verkehr mit dem britischen Residenten, Mr. Hannyngton, und mit dem Präsidenten des obersten Gerichtshofes von Trawankor, Mr. Ormsby, die beide gründliche Kenner des Lebens an diesem Theil der Malabarküste sind, verdanke ich viele Belehrung. Herr Ormsby bestätigte auf Grund seiner eigenen langjährigen Erfahrung das allgemeine ungünstige Urtheil über den Charakter der Eingeborenen; sie seien alle durch und durch verlogen und unehrlich. Alle niederen Richter sind bestechlich; ist einer von ihnen ganz ausnahmsweise ehrlich, dann ist er gewiss ein Europäer oder wenigstens von europäischer Abstammung. Beim höchsten Gerichtshof hat Herr Ormsby tüchtig aufgeräumt, aber ganz konnte er die früheren Zustände auch hier nicht beseitigen. Nach der Ueberzeugung meines sehr competenten Gewährsmannes kommt im ganzen Land kaum ein Process vor, bei dem nicht eine Menge Meineide geschworen werden und zwar nicht nur von der Partei, die sich schuldig weiss, sondern auch von der Gegenpartei. Selbst da, wo diese in ganz unzweifelhaftem Recht ist, bringt sie, um ihren Gründen mehr Nachdruck zu geben, noch ein Dutzend meineidiger Zeugen herbei, so dass der Richter zuletzt gar nicht mehr weiss, wie er sich zurechtfinden soll. »Wollte man alle Meineidigen bestrafen, so würde der grössere Theil der Unterthanen des Maharadscha im Gefängniss sitzen.« Geschieht ein Unglücksfall oder ein Verbrechen, so eilt Niemand zu Hilfe, sondern Alles rennt so schnell wie möglich, um nicht durch falsches Zeugniss in den Verdacht einer Verschuldung zu kommen.

Wenn man von einem der höher gelegenen Punkte der Umgebung Triwandram's Umschau hält, so sucht man vergeblich danach, wo eigentlich die mehr als 50 000 Bewohner der Hauptstadt des Landes wohnen. Ein welliges, sanft hügeliges Land liegt vor uns, ganz bedeckt von einem Teppich ununterbrochenen, reich abgestuften Grüns, von Reisfeldern und Baumgärten, über deren niedrigem Laubwerk Tausende von Palmen ihr graciöses Haupt erheben; im Westen wird das Bild begrenzt durch den tiefblauen Streifen des indischen Meeres. Hier und dort trägt ein abgerundeter Laterithügel die schmucke Villa eines Europäers oder eines reichen Eingeborenen, vereinzelt ragt ein Kirchthurm, ein grösseres graues Dach, dort auch das breite Gopura des Wischnutempels aus dem Grün hervor, aber die Menge der Mauern und Häuser und Strassen ist fast ganz versteckt in der üppigen Pflanzendecke des

Digitized by Google

fruchtbaren Landes. Man kann nicht erkennen, dass sich dort um jenen Tempelthurm das Centrum der Stadt, das Fort, das Brahmanenviertel mit dem königlichen Palast zusammendrängt und dass von ihm aus, wie vom compakten Leib einer Spinne die Beine, so sich hier längs der Hauptstrassen radienartig die anderen Stadtviertel vorstrecken, geschieden nach der gesellschaftlichen Rangordnung ihrer Bewohner. Im Nordosten liegt das europäische Viertel mit der protestantischen und katholischen Kirche, mit den Regierungsgebäuden und den Kasernen der Nair Brigade, im Südosten der Tschale-Bazar, im Süden das Manacod-Viertel, das Quartier der Muhamedaner und des königlichen Marstalls, im Nordwesten die Pettah, die Stadt der europäisch-indischen Mischlinge und der niederen Kasten, im Westen, dem Meere zu Waliatory, der Wohnsitz der Fischer und der Palmyra-Palmenbauern.

Ein Netz gutgehaltener Strassen führt von allen Seiten her dem Mittelpunkt zu; überall schneiden die Wassergräben zu beiden Seiten des Weges in den rothen Laterit ein, der in diesem Theil der Malabarküste gewöhnlich die oberste Bodenschicht bildet[27]). Die Strassen sind eingefasst von schönen, laubreichen, alten Bäumen, besonders von luftwurzelreichen, Schattengewölbe bildenden indischen Feigenbäumen; das Grün in den Gräben, in denen überall die zarte Mimosa pudica wächst, in denen Unmengen von Farnen und Moosen dichte Rasen bilden, wird durch den Kontrast mit dem lebhaft rothen Makadam noch erhöht. Hinter den Gräben erheben sich die Mauern der Bauernhöfe oder der Häuser selbst. Die einzelnen Quartiere der Stadt erhalten durch die verschiedene Art der Häuservertheilung ein ganz verschiedenes Gepräge. In den Stadtvierteln der Brahmanen und der Muhamedaner, sowie im Bazar steht Haus an Haus und ihre geschlossene Reihe bildet unmittelbar die seitliche Begrenzung der Strasse, in den anderen Stadttheilen dagegen ist alles weitläufig gebaut, die meisten Häuser liegen in grossen Baumhöfen und diese sind mit über mannshohen Mauern gegen Aussen wohl abgeschlossen, so dass kein Blick hinüberdringen kann zu den Heimlichkeiten des Hauses. Vielfach sind die Mauern mit Malereien verziert: scheussliche zähnefletschende Fratzenbilder schwarzer oder blauer oder grüner Dämonen zeigen, dass die Stätte einer der niederen Gottheiten geweiht ist; andere Mauern tragen auf ihrer weissgetünchten Fläche buntes blumenartiges Ornament[28]). In den Thorformen und Mauerübergängen herrscht dieselbe Mannigfaltigkeit, die wir schon auf der Fahrt nach dem Kap Komorin kennen gelernt haben.

Digitized by Google

Der Baumgarten im Innern der Mauern umschliesst den eigentlichen Hofraum mit den Wohngebäuden. Jack- und Mango-, Kokos-, Areka-Palmen und hellgrüne Bananen geben erfrischenden Schatten. In der centralen, nach allen Seiten gleich weit von der schützenden Mauer entfernten Lage der Wohnung der höheren Kasten spricht sich die peinliche Sorge vor religiöser Befleckung aus: überall ist die schützende Aussenmauer weit genug von den Wohn- und Essräumen entfernt, dass nicht der Hauch eines auf der Strasse vorübergehenden Puläar oder Paria hindringen kann. Odi profanum vulgus et arceo.

Die Bauart der Häuser selbst ist in hohem Grade malerisch: etwas eingebogen ist die First des Daches, das an den Schmalseiten des Hauses mit kleinen spitzen, oft schön mit Holzschnitzwerk verzierten Giebeln vorspringt. Nur wenige Häuser sind mit Ziegeln (früher das ausschliessliche Vorrecht des Königs), die allermeisten nur mit doppeltem Palmenmattendach gedeckt. Weit ragt das Dach über die Hauswände hervor, ein guter Schutz gegen die Sonne wie gegen die starken Regengüsse. Das Haus hat nur wenige kleine, meistens vergitterte, mit Glasscheiben geschlossene Fenster; seine Wandflächen werden belebt durch Galerien mit schönem Holzschnitzwerk, durch offene Veranden mit soliden Holzsäulen, durch luftige vortretende Balkons. Die reiche Gliederung, die unter sehr verschiedenen Winkeln sich schneidenden Linien, das fein empfundene Detail fügt sich zu einem harmonischen, malerischen Ganzen zusammen. Was diese Wohnungen besonders auszeichnet, ist die vollendete Reinlichkeit und Nettigkeit, die überall, innen und aussen herrscht: Alles zeigt, dass hier die Frau Herr im Hause ist. Der Frau, nicht dem Manne gehören bei den Nairs die Kinder, das Haus, der ganze Besitz, der Gatte und Vater ist nur Gast im Hause. Das Leben der Nairs wird noch ganz geregelt durch das Mutterrecht[29].

Ein ganz anderes Bild steht vor uns, wenn wir in das Centrum der Stadt, das Brahmanenviertel eintreten, das etwa eine halbe englische Quadratmeile bedeckende Fort. Wie draussen der Besitz der einzelnen Nairs, so ist hier der Besitz der Brahmanen im Ganzen, d. h. das ganze Fort, von einer Mauer umzogen, die, wenigstens jetzt, nicht mehr für Vertheidigungszwecke, sondern nur noch zum Fernhalten unreiner Kasten aus der heiligen Nähe der 4500 hier wohnenden Brahmanen dient. Zum grossen Theil ist diese Mauer nur aus Lehm aufgeführt und sie würde kaum vor dem Geschoss unserer neuen kleinkalibrigen Gewehre schützen; an anderen Stellen ist sie aus starken Granitquadern aufgemauert. Drei mit Thürmen besetzte

Digitized by Google

Thore führen an der Ostseite hinein: eine Wache von Nair-Soldaten, die vor jedem Europäer das Gewehr präsentirt, hat die Aufgabe, die Festung gegen das Eindringen von Mitgliedern einer niederen Kaste zu vertheidigen. Innen stehen gleich rechts vom Hauptthor längs der Mauer auf etwas erhöhter, mit Steinen ummauerter Terrasse mehrere grosse heilige Bäume, unter denen fünfköpfige Schlangenbilder aufgestellt sind. Es ist auch für den Brahmanen immer nützlich, wenn er sich mit den niederen Gottheiten gut zu stellen weiss. In der Nähe dieser Bäume und Schlangenbilder hat man einer Schaar Pilger ihre Haltestelle angewiesen, die auf ihrer Wallfahrt nach dem Cap Komorin und dem Tempel von Ramissaram auch dem Gott Triwandrams ihre Verehrung bezeigen wollten. Eine grosse orangegelbe Fahne ist mit dem Fahnenstock, auf den sie aufgewickelt ist, in die Erde gesteckt und um sie herum lagern die Gestalten der fanatischen Wallfahrer, über und über mit grauer Kuhmist-Asche beschmiert, aus der die Augen in grellem Contrast herausstieren, das Haar wüst um den Kopf hängend, um den Hals dicke Rosenkränze, mit denen sie die Zahl ihrer hergesagten Gebets- und Zaubersprüche controliren. Ringsum aber stehen die Brahmanen Triwandrams, begierig, die frommen Männer zu schauen, und doch auch wieder ängstlich, ob auch nicht die Nähe der Fremden, deren Kaste ihnen nicht recht geläufig ist, ihnen religiöse Verunreinigung bringen könne.

Die Strasse des Hauptthores führt direkt auf das breite Gopura zu, das sich über dem Eingang zum Tempel des »Gottes mit dem Liliennabel«, des Wischnu Patmanabham erhebt. Zur Linken kommt man zuerst an einem kleineren viereckigen Teich vorbei, den die im Fort lebenden Nairs, häufig Diener der Brahmanen, benutzen, dann folgen auf derselben Seite die Hintergebäude des königlichen Palastes, an deren Thüren wieder Nair-Soldaten mit schwarzen Hosen und rothen Röcken, aber barfuss, Wache halten. Gegenüber, auf der anderen Seite des Weges, breitet sich der für die Brahmanen bestimmte grosse Teich aus. So still und verlassen der Sudra-Teich der Nairs da lag, so lebhaft und munter ist das Treiben auf den Stufen und in den Fluthen dieses heiligen Wassers. Dort in der Ecke, ganz nahe am Tempel schwatzen und kichern im Wasser Gruppen von Brahmanenweibern in braunen, gelben, rothen, blauen Gewändern. Sie haben sich gewiss höchst Wichtiges zu berichten und scheinen nicht sehr erfüllt vom Bewusstsein der heiligen Handlung, die ihre Sünden abwaschen soll. Ernster nehmen es viele von den Männern, die in strengster Observanz stundenlang ihre vorgeschriebenen Formeln hermurmeln und sie mit den nöthigen Gesten begleiten. Sie

Digitized by Google

lassen sich nicht stören durch das Kommen und Gehen auf den Stufen, durch das Plätschern der Badenden, durch das Klatschen der Wäsche, das von der anderen Seite des Teiches herüber schallt. Denn wenn auch sonst der Brahmane seine Wäsche dem Dhobi, dem Mann der niederen Wäscherkaste, anvertraut und keine Befleckung darin findet, so ist doch der fromme Namburi-Brahmane vorsichtiger und er zieht es vor, nicht nur seinen inneren und äusseren Menschen, sondern auch die Hülle des Letzteren bei seiner Morgenandacht selbst zu reinigen, indem er sie wüthend auf die steinernen Stufen des Teiches schlägt.

Tief bis ans Wasser hinab reichen an der Westseite des Teiches die Dächer der Häuser, die sich unmittelbar an den Tempel anschliessen. Hier wohnen die im Dienst des Gottes beschäftigten Priester, die Tempeldiener, die Tempelmädchen etc., hier ist auch die berühmte grosse Speiseanstalt für die Brahmanen. 45 Utuperas sind über ganz Trawankor vertheilt, freie Gasthäuser für alle auf der Reise befindlichen Brahmanen, die in jedem derselben Anspruch auf zweitägige Wohnung und Verköstigung haben. Aber das Agarasala, das grosse Utupera im Tempel von Triwandram giebt allen in der Hauptstadt lebenden Brahmanen jahraus jahrein täglich zweimal freie Kost. In mehrfacher Reihe in der grossen Halle sitzend erhalten sie dort ihren Körry, ihren in Wasser gekochten Reis, Milch, Quark, Früchte. So gross ist der Bedarf an Speise, dass die beiden Riesenkessel, in denen sie gekocht wird, nur von zwei vorgespannten Elephanten gehoben werden können. In der Speisehalle selbst, in der nur männliche Brahmanen essen, soll eine unglaubliche Unsauberkeit herrschen, ganz im Gegensatz zu den Häusern der Brahmanen, in denen die Frau das Küchenregiment führt. In einer besonderen Abtheilung des Utupera wird die feinere Küche für vornehmere Gäste, für den Haushalt des ersten Ministers und für die brahmanischen Palastbeamten des Maharadscha besorgt.

Der Zugang zum Tempel ist natürlich den Europäern verwehrt, deren Hauch allein schon auf weite Entfernung Befleckung für den Gott mit dem Liliennabel und seine Priester sein würde. An der erhöhten Terrasse, auf der der Tempel steht, muss Jeder umkehren, der nicht die heilige Schnur über der linken Schulter trägt.

Das nördliche Thor in der Ostmauer des Forts führt direkt in die Hauptstrasse des Brahmanenviertels. Hier reiht sich unmittelbar Häuschen an Häuschen. Weit reichen die überstehenden Palmenmattendächer über den Oberstock herab, dessen kleine, vergitterte Fenster ohnedies nicht allzuviel Licht in das Innere eindringen

Digitized by Google

lassen. Ein paar Treppenstufen führen von der Strasse hinauf zu der schmalen Veranda, die sich zu beiden Seiten der Hausthür vor der mit vertikalen rothen und weissen Streifen bemalten Hauswand ausdehnt und den Hausbewohnern kühleren und luftigeren Aufenthalt giebt, als der dumpfe Innenraum. Hier sieht man immer den Einen oder Anderen der Zweimalgeborenen, Gebete hersagend, mit einem zerfaserten Hölzchen eifrig in den Zähnen herumstochernd,

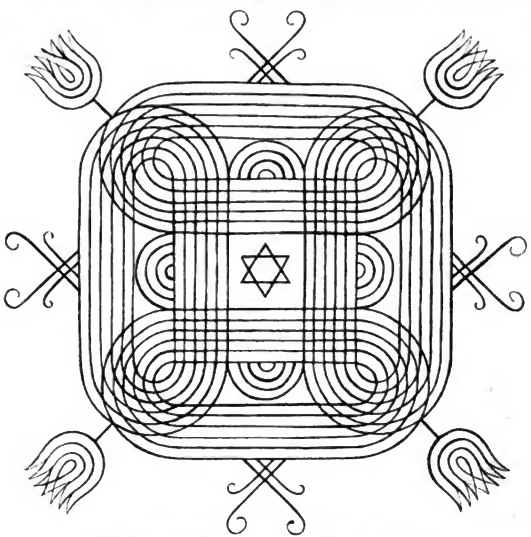


Fig. 18. **Strassenornament: Sandmalerei in Triwandram.**

oder sich in die Lektüre eines Palmblattbuches vertiefend. Andere plaudern und vergleichen wohl den verachteten Europäer mit dem hochverehrten religiösen Bettler, der eben mit zwei zusammengeklappten Messingtellern sich angemeldet hat, und dem die Brahmanenweiber Reis in die, an einem Strick von seinem Hals herabhängende Messingschale einschöpfen. Vor den Häusern zeichnen die Frauen kunstvolle Sandmalereien auf die mit Kuhdung und Kohle geglättete und geschwärzte Strasse, zierliche Arabesken und vielverschlungene geometrische Figuren. Natürlich zogen sich die

Digitized by Google

Frauen und Mädchen sofort in die Häuser zurück, sobald sie merkten, dass ich ihrer Arbeit zusehen wollte und sobald ich die Zeichnungen zu copiren anfing, aber ein junger Brahmane, Schüler des Collegs und 19jähriger Vater mehrerer Kinder, der gehört hatte, dass ich der Gast seines Schuldirektors sei, redete doch einem Mädchen zu, vor meinen Augen mit der Zeichnung fortzufahren, ja selbst ein paar Muster in mein Notizbuch zu zeichnen. Es war erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Frauen mit ausgestrecktem Arm die complicirtesten Figuren in der Grösse von etwa einem Quadratmeter auf die Strasse zeichneten. In die linke Hand wurde ein Vorrath von Reismehl oder feinem Sand genommen, die Rechte fasste zwischen die Spitzen der drei ersten Finger eine kleine Portion davon und liess das Pulver punkt- oder strichweise auf den Boden fallen. Zur Orientirung wurden zuerst in regelmässig sich schneidenden Linien Dreiecken, Vierecken etc.) Punkte aufgesetzt und danach die Strichfiguren eingezeichnet. Die Frauen vor den verschiedenen Häusern wetteiferten, wer die schönsten und reichsten Muster herstellen könne. Aber so sicher auch die Linien aus dem Schultergelenk hingezeichnet wurden, so ungeschickt, zaghaft, zitterig war die Hand, die den Bleistift führte. Nicht nur die Figuren, die vor meinen Augen in das Buch gezeichnet wurden, sondern auch die, die mir der Brahmane, von der Hand seiner Frau angefertigt, am anderen Tage brachte, waren bei aller Zierlichkeit des Musters doch in ihrer Ausführung mit dem Bleistift äusserst ängstlich und unvollkommen.

Westlich von diesen Quartieren eng zusammengedrängter Häuser liegt das Westend der Brahmanenstadt, schöne villenähnliche, in Baumgärten gelegene Häuser. Aber zwischen diesen malerischen Wohnungen malabarischen Baustils stehen andere Villen, an denen sich europäische Motive, dorische und korinthische Säulen, flache Dächer, Reihen grosser Fenster etc. etwas anspruchsvoll vordrängen. Es sind die Wohnungen der Wittwen früherer Radschas und ihrer Söhne, die kein Anrecht auf den Thron haben. Gelten diese doch nach den Anschauungen der Sudras, bei denen Mutterfamilie und Mutterrecht besteht, als gar nicht verwandt mit ihrem Vater. Die Frau des Fürsten wird durch die Heirath nicht Fürstin, sie hat bei Hof durchaus keine officielle Stellung, ja sie darf sich nicht einmal öffentlich mit ihrem Gatten zeigen. Sie folgt in ihrer Rangstellung allein ihrer Mutter und sie vererbt sie auch wieder ihren Kindern. Ebenso erben auch Frau und Kinder Nichts vom Gatten oder Vater. Es sind nur freie Geschenke, wenn ein

Digitized by Google

Maharadscha seiner Frau und seinen Kindern Haus oder Grundbesitz hinterlässt.

Nachdem wir noch die mit grossen Steinplatten gepflasterte heilige Strasse aufgesucht, auf der bei den grossen Tempelprocessionen das Bild des Wischnu Patmanabham auf hohem Prunkwagen gefahren wird, wenden wir uns zum südlichen Theil des Fort, der die Residenz des Maharadscha und einige der grösseren öffentlichen Gebäude enthält. Ein grosser, mit einigen Pavillons geschmückter Platz, der für militärische Paraden bestimmt ist, breitet sich vor den Fenstern des Herrscherpalastes aus; dieser selbst ist von europäischen Baumeistern in europäischen Formen errichtet, man vermisst die einheimischen zierlichen Giebel, die malerischen Palmenmattendächer, die schön geschnitzten Balustraden, Balkone, Veranden, statt dessen findet man dorische Säulen, mächtige Fenster, die blendendes Licht und sengende Hitze ungehindert eindringen lassen, im Innern kalten Marmorstuck und Vergoldung, Spiegel, Vasen, Uhren etc. Unter dem Schatten von Kokospalmen und Bananen wirken solche europäische Dekorationsstücke fremd, kalt, nüchtern. Der Palast hat nur bescheidene Dimensionen, mehr die einer stattlichen Villa, als die eines Königsschlosses. Grosse und prächtige Residenzschlösser zu bauen verlohnt sich nicht in einem Lande, in dem der Palast sofort nach dem Hinscheiden des Herrschers mehrere Generationen lang verschlossen wird, damit der neue Maharadscha nicht durch den Geist des verstorbenen belästigt werde. Darum enthält auch dieser Stadttheil noch mehrere andere jetzt unbewohnte Paläste früherer Herrscher. Dann stehen hier noch einige öffentliche Gebäude, Empfangshallen, Ministerien, die Münze, in der das Landesgeld noch bis zu den letzten Jahren in der allerurthümlichsten Weise mit Handarbeit, ohne Maschinen geprägt wurde (3°).

Das ganze Fort liegt tief, nur wenige Fuss über dem Niveau des anderthalb englische Meilen entfernten Meeres. Diese Lage, die eine wirksame Drainirung der Bodens behindert, die hohen Festungsmauern und die Kokospalmengärten, die die Luftbewegung und Ventilation hemmen, machen das Fort zu einem ungesunden, fiebergefährlichen Platz, und alle reicheren Leute ziehen lieber hinaus auf ihre, auf den Hügeln angelegten Höfe. Auch der Maharadscha fährt gern hinaus auf seine Villen in der Umgebung der Hauptstadt, besonders auf das hochgelegene Observatorium. Er würde wohl am liebsten seine ganze Residenz von dem gesundheitsschädlichen Platz wegverlegen, aber das liegt nicht im Interesse der Brahmanen, und desshalb haben sie ihren Landesherren so viele

Digitized by Google

Culthandlungen aufgeladen, die nur im Tempel von Triwandram verrichtet werden können, dass eine Verlegung der Residenz rein unmöglich ist.

Aus der Brahmanenstadt gelangt man durch das mittlere Thor der Ostmauer direkt in den grossen Tschale-Bazar. Auch hier drängen sich die Häuser, die im Erdgeschoss die offenen Läden, im Oberstock enge Wohnungen enthalten, zu dichter Reihe zusammen. Wer etwas kaufen will, muss vorsichtig sein, dass er nicht in die tiefen, steilen, schmalen Abzugsgräben fällt, die zu beiden Seiten der Strasse hinlaufen, aber kaum mehr als einen Fuss von den Läden entfernt bleiben. Der Käufer muss entweder über den Graben herüber verhandeln oder ganz dicht an die Waaren heran treten. Diese sind in Fächern auf niedrigen, nach hinten etwas ansteigenden Gestellen ausgestellt; in den Kleinkramläden turnt der Verkäufer beständig auf und zwischen seinen Waaren umher, in den grösseren Geschäften sitzt er (er ist fast immer Muhamedaner) mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte, auf den Knieen ein Palmblattbuch haltend, in das er mit seinem Stahlgriffel seine Zahlen einritzt. Das Einerlei der Kaufläden wird unterbrochen durch zwischengeschobene Werkstätten von Handwerkern, Kupferschmieden, Schreinern, Juweliren, Buchbindern, Drechslern, Gelbgiessern etc. Auf den Strassen wogt eine dichte Menge auf und ab, so dass die Ochsenwagen mit ihren Lasten nur mühsam vorwärts kommen, vor den Läden stehen Gruppen schachernder, schreiender, gestikulirender Menschen, Kühe und Kälber spazieren gemüthlich dazwischen umher und naschen an den ausgestellten Lebensmitteln. Jetzt drängt sich die Menge zu beiden Seiten der Strasse zusammen und lässt ehrerbietig in der Mitte freie Bahn: der Maharadscha fährt durch den Bazar. Ein Vorreiter in husarenähnlicher Uniform eröffnet den Zug, dann kommt der Fürst im offenen, von einem Viergespann gezogenen Wagen, auf dessen Bock der Kutscher stehend die Pferde lenkt (in Gegenwart des Fürsten darf der Unterthan nicht sitzen). Alles grüsst mit tiefer Verbeugung; die linke Hand wird dabei auf die Brust, die rechte vor den Mund gelegt, damit der Hauch des Niedrigen nicht an den Herrscher gelange. Vier Reiter folgen dem Wagen. Die Menge hat nicht Zeit, sich wieder auf der Strasse auszubreiten, denn gleich hinter dem Maharadscha folgt, von 2 Reitern begleitet, die »Junior Rani«, die Mutter der Prinzen. Auch ihr wird von der Menge derselbe Gruss dargebracht, wie dem Landesoberhaupt. Dann wogt Alles wieder durcheinander. Hier häuft sich eine Gruppe Zuschauer vor einem Schlangenbeschwörer an, dort

Digitized by Google

wird Platz gemacht vor einem frommen Pilger, der die Länge des Weges zwischen Himalaya und Cap Komorin mit seines Leibes Länge ausmisst, kaleidoskopisch wechselnd ziehen die Bilder vor dem Auge des Beschauers vorüber.

Geht man auf der Westseite des Forts nach dem Meere zu, so kommt man zuerst auch wieder an Villen vorüber, deren gemischter Stil zeigt, dass hier Frauen oder Kinder früherer Herrscher wohnen. Es ist das Einzige, was sie aus der Zeit behalten haben, wo ihr Maharadscha noch lebte. Dann hört die Stadt auf; am Weg steht ein Riesenfeigenbaum, der auf hundertfachen Luftwurzelsäulen ruht, weiter geht es durch schöne Kokospflanzungen, über saftig grüne Reisfelder, man überschreitet den Lagunenkanal, der hier, im Kanalhafen von Triwandram, sein südliches Ende erreicht, dann aber setzt ein Dünenzug dem Pflanzengrün ein Ende. Dahinter noch eine breite Niederung blendend weissen Sandes, zuletzt noch einmal ein mässig hoher Dünenwall, auf dem dünnbestandener Palmyrawald sich meilenweit längs der Küste hinzieht; zwischen den geraden Stämmen schimmert das blaue Meer hindurch, dessen Brandung mit ihrem regelmässigen Rauschen sich schon weit landeinwärts bemerklich gemacht hat. Wunderbar ist das Farbenspiel, wenn der purpurgoldene Abendhimmel über dem blauschwarzen Meer und seinen Wellenschaumlinien durch die Säulenhallen der dunklen Palmenstämme hindurch leuchtet.

Unter diesen Palmen verstecken sich die elenden Hütten des nur von Schanar und Mukkuwar bewohnten Dörfchens Waliatory. Welcher Gegensatz zu den sauberen, schmucken, von Wohlhabenheit und Selbstgefühl der Bewohner sprechenden Häusern der Nairs! Die meisten der Einwohner dieses Dorfes sind katholische, eine Minderzahl protestantische Christen, aber ihr Leben hat sich durch ihre Bekehrung nicht gehoben, sie führen ein ärmliches, gedrücktes Dasein. Den Schanar giebt die Palmyrapalme, den Mukkuwar (Fischerkaste) das Meer ihre Nahrung. Das Wasser in den Brunnen hinter den Häuschen ist sehr brackisch, fast so salzreich, als der Ocean. Zu dem traurigen Bild geben die aus dem Sand herausschauenden Menschen-Knochen eine unheimliche Staffage. Als Christen verbrennen die Leute nicht mehr ihre Todten, sondern begraben sie, aber der Wind weht den Sand über den Gebeinen weg, oder Schakale graben die Leichen aus.

Nicht weit vom Dörfchen liegt dicht am Ufer ein grösseres Steinhaus des Maharadscha, dann das Zollamt mit Speichern, ein kleiner Tempel mit Mandapam. Nach Norden und Süden aber

Digitized by Google

dehnt sich unabsehbar der Strand, auf dem sich mit lautem Getöse die Brandung bricht, trotzdem auf der spiegelglatten Meeresfläche nicht die geringste Bewegung zu bemerken ist. Jedesmal wenn die Welle sich zurückzieht, bleiben auf dem jäh aufsteigenden Sand grosse bräunliche Gallertmassen zerrissener Medusen liegen; über die Grenze der Wellen aber sind grössere ausgehöhlte Einbaumkähne und eine Anzahl der für diese Küste mit ihrer furchtbaren Brandung so geeigneten Katamaranflösse hinaufgezogen[31]. Ganz Trawankor hat keinen Seehafen, nach der Landseite ist es durch die jähaufsteigende Mauer der Ghats gut geschützt. Dieser Abgeschlossenheit verdankt das Land sein zähes Festhalten an alten Sitten.

In dem Nordwestviertel der Stadt, dem »Cantonment«, drängt sich Alles zusammen, was europäisches Wesen und Culturfortschritt heisst. Hier verkünden die Thürme der protestantischen und der katholischen Kirche, dass das Christenthum im Land der Brahmanen Wurzel gefasst hat, hier steht das College, eine Stiftung des verstorbenen Maharadscha, der diese Schule mit stattlichen Gebäuden, mit allem nöthigen Apparat und mit Mitteln ausgestattet hat, gute europäische Lehrer anzustellen; hier erhebt sich auf hohem Laterithügel das astronomisch-meteorologische Observatorium, das freilich nach seinem ersten Aufblühen unter Coldecott (1837 bis 1849) und Broun (1852 bis 1865) jetzt unter der Leitung von Eingeborenen zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist[32]. Eine Zierde dieses Stadttheils ist das Napier Museum, ein von europäischen Baumeistern im Stiel von Trawankor errichtetes thürmchenreiches Gebäude in Holzfachwerk, in dessen schönen, lichten, weiten Räumen Anfänge zoologischer und kunstgewerblicher Sammlungen enthalten sind. Leider fehlt es an einer sachverständigen Leitung des Museums. Es müsste sich hier leicht ein werthvoller Schatz natur- und culturhistorischer Gegenstände sammeln und belehrend und fruchtbringend aufstellen lassen. Auch die in einem besonderen schönen Saal untergebrachte Bibliothek ist unbedeutend, sehr hübsch dagegen ist die Gartenanlage, in der in Käfigen eine Anzahl einheimischer Thiere, Königstiger, Panther, Leoparden, Affen, Palmeichhörnchen etc., lauter schöne, gutgepflegte Exemplare, gehalten werden.

So erfreulich die Architektur des Museums in ihrer Verwendung trawankorischer Motive ist, so wenig ist es die der an einem grossen freien Platz unfern des Forts, aber noch im Cantonment stehenden Public offices. Hier hat ein englischer Baumeister ein grosses Bauwerk nach dem Schema englischer öffentlicher Gebäude hingestellt.

Digitized by Google

Dorische Säulen von übermässiger Schlankheit, darüber ionisches Gebälk und kahle, flache Giebel, viereckige und Bogenfenster, das Ganze weiss getüncht, augenschmerzend in dem grellen Licht und im Contrast mit dem dunklen immergrünen Laub im Hintergrund — Niemand ahnt, dass in einem solchen Bau die Verwaltungsmaschine eines Staates arbeitet, der vielleicht am meisten unter allen kleinen Fürstenthümern die alten Formen indischen Lebens beibehalten hat. Freilich dringt auch hier schon europäisches Wesen selbst in die Geschäftsstuben. Zwar ist der Dewan, der Premierminister, nicht nur äusserlich, sondern auch seinem ganzen Wesen nach ein echter Hindu, aber seine rechte Hand, der Unterstaatssekretär, ein Herr Watts, der den italienischen Namen seiner Vorfahren Vadi anglisirt hat, ist doch ein Eurasier. Er ist ein schneidiger Herr und Alles fürchtet und hasst ihn, aber er ist eine grosse Arbeitskraft, der einzige wirklich energische thätige Mann in der ganzen Verwaltung.

Als Vasco de Gama, der erste europäische Kriegsmann, an Indiens Küste die Bekanntschaft mit der Kriegerkaste Malabar's, den Nairs, machte, waren diese kampfgeübte, bis zur Tollkühnheit muthige Soldaten. Auch jetzt hat Trawankor noch seine Nair-Brigade, aber für die Bethätigung kriegerischer Neigungen giebt es wenig Gelegenheit mehr. Die 1400 Mann sind jetzt nur noch Zierrath des Staates und sie finden nur im Wach- und Polizeidienst Verwendung. Sie sind ganz nach englischem Muster von englischen Offizieren eingeübt, die Engländer lieferten ihnen rothe Röcke und schwarze Hosen, sowie gegen gute Bezahlung schlechte alte Säbel und Gewehre, selbst vier glattläufige Vorderlader-Kanonen, sie bauten ihnen Kasernen nach englischen Vorbildern — alles ist englisch bis auf die braune Haut und die nackten Füsse.

Auch in der Industrie mischt sich überall Altes und Neues, Einheimisches und Europäisches. Am östlichen Ende des Cantonments rauchen Essen, dampfen Schornsteine, grosse, von der fortgeschrittenen europäischen Ingenieurkunst angelegte Sägewerke bearbeiten dort die Baumriesen der westlichen Abhänge der Ghats. Auf den Höfen dieser Werke (Public works) geschieht der Transport der Stämme noch ganz nach alter Weise durch sechs grosse Elephanten. Wir treffen sie in einer Reihe aufgestellt gerade beim Frühstück, jeder hat einen Haufen von Kokospalmblättern vor sich, von denen er die grünen Fiederblätter abbricht und wegwirft und die saftigeren Mittelrippen verzehrt. Die durchschnittliche tägliche Nahrung für einen Elephanten besteht aus 80 solcher Palmblattrippen. Die Thiere

Digitized by Google

sind sehr geschickt in ihrer Arbeit: mit merkwürdigem Verständniss schieben sie mit der Nasenwurzel die Stämme zurecht oder sie legen die starken Stricke aus Kokosfaser an, um daran die Last dorthin zu schleppen, wohin es ihnen der Wink des Wärters befiehlt. Die Art, wie die Elephanten bei der Arbeit die Stricke zwischen den Backzähnen festbeissen müssen, ist sehr barbarisch und grausam. Mit der Zeit leiden die Zähne, ihre Wurzelfächer entzünden sich, es kommt zur Eiterung, das Thier kann wegen heftiger Schmerzen nicht mehr recht kauen, wird mager und vorzeitig unbrauchbar für die Arbeit. Die Engländer befestigen die Seile an einem dem Pferdegeschirr nachgebildeten Apparat, so dass der Druck auf die ganze Vorderseite der Brust und der Schulterblätter vertheilt wird, und sie ersparen damit den Thieren viel Schmerz und sich die Einbusse kostspieliger Arbeitskräfte.

Selbst bis an die Mauern des Zuchthauses, wenn auch noch nicht in das Innere desselben, ist die neue Zeit gedrungen. Travankor besitzt seit mehreren Jahren ein regelrechtes, nach Radiärsystem erbautes Zellengefängniss. Die grosse Schwierigkeit aller indischen Gefängnisse ist die Rücksicht auf Kastenentfernungen. Aber da man, auch wenn man in die 13 einzelnen Radiärgebäude mittlere Scheidewände einzieht, doch immer nur eine beschränkte Anzahl voneinander getrennter Gebäude zur Verfügung hat, da es aber andererseits in Travankor hunderte von Kasten giebt, von denen jede jeder anderen aus dem Wege geht, kann man doch nicht alle Wünsche befriedigen. So sind zum Beispiel immer nur wenige Brahmanen, dagegen immer eine grosse Anzahl Sudras eingesperrt, nicht als ob die ersteren tugendhafter wären, aber sie kennen und benutzen die Wege besser, sich dem Gesetz zu entziehen, die Sudras (besonders aus der Nairkaste) leiden noch unter der Vererbung der gewaltthätigen Instinkte ihrer Vorfahren: sie sind aufbrausend, heftig, grausam und nicht frei von Hinterlist. Man hat sich mit der Schwierigkeit, diese Kasten zu trennen, so abgefunden, dass man in einem Gebäude durch eine starke Quermauer eine kleinere Anzahl Zellen mit besonderem Thor für die Brahmanen abschied, und alle übrigen Zellen dieses Gebäudes für die Sudras bestimmte. Die schlimmste Kastenbefleckung geschieht aber (ausser durch Heirath) durch das gemeinsame Essen mit einer niedriger stehenden Kaste, und das gilt schon bei der Speisebereitung: jedes Kastenniveau verlangt daher auch seine eigene Küche. Desshalb stehen auch in jedem Hof zwischen je zwei Häuserradien zwei Küchengebäude, und zwar ganz am peripherischen Ende des Hofes, weil sie hier möglichst weit aus-

Digitized by Google

einander gestellt werden konnten. Selbst das genügte den Brahmanen noch nicht: damit ja kein Hauch von der Speise einer anderen Kaste, oder der Blick eines Sudra in ihre Küche eindringen könne, sind vor der Thüre derselben auf der Brahmanenseite noch breite Schutzwände vorgemauert.

Von den niedrigsten Kasten, die am meisten Befleckung bringen würden, den Puläar, den Parias etc., giebt es glücklicherweise immer nur sehr wenige Gefangene, von Bergstämmen fast nie einen. Jene haben es ganz verlernt, einen eigenen Willen, auch zum Bösen, zu haben, man könnte sagen, dass sie nur vegetiren und desshalb ebenso wenig, wie Pflanzen, Verbrechen begehen können. Die Bergstämme leben fast ganz ausser der Hindu-Gesellschaft, die sich nicht um sie kümmert. Auch von Weibern, die in Indien ebenfalls keinen persönlichen Willen haben, sind überall nur sehr wenige Verbrecher da; man hat für sie ein besonderes Radialgebäude bestimmt, aber es ist immer zum grössten Theile leer.

Fig. 19. Peru Khan, Gefängniss-Vorsteher zu Triwandram (Indo-Araber).

Die alten urgemüthlichen Zeiten sind seit der Errichtung des neuen Zellengefängnisses für die brahmanischen Zuchthäusler vorüber. Zwar giebt es für sie, auch wenn sie die bösartigsten, raffinirtesten Mörder sind, in Trawankor noch immer keine Todesstrafe (wie sie für alle anderen Kasten besteht), auch können sie im Gefängniss nicht zu irgend einer Arbeit angehalten werden, davor schützt sie ihr Rang. Als ich bei meinen Messungen nach ihrer Beschäftigung im Gefängniss fragen liess, bekam ich immer

Digitized by Google

die in sehr stolzem Tone gegebene Antwort: Onnumilla!, Nichts! Das einzige Disciplinarmittel, sie etwas zu bändigen, ist Verkürzung der Nahrung, für die faulen Bäuche freilich eine recht empfindliche Strafe.

Wenn so die Brahmanen im Gefängniss auch jetzt noch immer einige Vorrechte vor den anderen Zuchthäuslern voraus haben, so führten sie doch in der alten Anstalt noch ein ganz anderes Leben. Für ihre Waschungen im heiligen Teich, für die Mahlzeiten, die sie, wie alle anderen Brahmanen, im Agarasala, der allgemeinen Brahmanen-Fütterstelle beim Tempel des liliennabeligen Gottes einnehmen,

Fig. 20. Brahmane Pidschu Ayingar im Gefängniss zu Triwandram.

hatten sie regelmässigen Urlaub, bei allen Tempelfesten, allen Processionen nahmen sie uneingeschränkten Antheil. Es wurde ihnen nur die Mahnung mit auf den Weg gegeben, am Abend rechtzeitig vor Thorschluss wieder zurück zu sein, sonst müssten sie selbst sehen, wo sie unterkämen.

Die sieben Brahmanen, die während meiner Anwesenheit in Triwandram ihren Glanz über das dortige Zuchthaus verbreiteten, waren zwar sehr verschieden in Gesichtstypus und Hautfarbe, alle aber kamen mit derselben gravitätischen Würde in Haltung, Bewegung, Blick und Sprache heranspaziert, alle warfen mir, dem Euro-

Digitized by Google

päer, zuerst höchst verächtliche Blicke zu. Nr. 1 war eine stattliche Figur, von kräftigem Körperbau, wie er bei Hindus im Ganzen selten ist. Ueber dem streng blickenden Auge wölbte sich eine breite, gedankenreiche Stirn, und diese wurde eingerahmt von einer Fülle lockigen, dunklen Haares, dem sich schon etwas Silbergrau beizumischen anfing. Ein Bildhauer hätte den Mann als Modell für einen Jupiter brauchen können. Er bewahrte, auch wenn ich ihn bei wiederholten Besuchen wiedersah, doch seine verachtungsvolle Haltung gegen mich. Der Mann war nicht zum ersten Mal im Gefängniss, sondern ein alter Stammgast. Sobald er seine Strafzeit abgebüsst hat und entlassen wird, stiehlt er sogleich Alles, was ihm aufstösst, nichts Grosses, nur Reis, Tücher, armseligen Schmuck, das Stehlen ist ihm Bedürfniss, Sport. Aber nicht dies ist der Grund, dass er von seinen Brahmanenbrüdern ein wenig scheu angesehen wird, er beging viel Schlimmeres. Er ist ein starker Mann, nicht nur körperlich, sondern auch geistig, eine Art Freigeist. Er fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel, er hat früher todte Brahmanen zum Verbrennungsplatz getragen. Das ist ächte, religiöse Befleckung, während so ein bischen Diebstahl der Heiligkeit nicht im Geringsten Abbruch thut. Da genügte blosses Untertauchen im heiligen Teich und Hersagen sinnloser Formeln nicht, womit allenfalls die Befleckung durch den Händedruck eines Europäers wieder abgewaschen werden kann. Nach solcher Berührung eines unreinen Todten ist Grösseres erforderlich, und so musste mein Jupiter jedesmal nach einer solchen Dienstleistung eine Pantscha gawya-Pille aus den »fünf heiligen Produkten der Kuh«: Milch, Quark, Butter, Urin und Mist, in der Hand formen, wallnussgross, und während ein Priester ein paar Mantras hersagte, hinunterschlucken. — — Ich fragte einen anderen, freund-

Fig. 21. Sudra Rahme Kamrageren aus Kodikodudschila.

Digitized by Google

licheren Brahmanen, wie so etwas schmecke? »Salzig-scharf«, meinte er, »aber wir thun ein wenig Zucker daran«. Durch solch gründliche innere Reinigung ist der Mann, der eine grössere Sünde wider die heilige Geistlosigkeit begangen hat, wieder brahmanisch-salonfähig. Hätte er sich etwa beikommen lassen, mit einem Mann niederer Kaste gemeinschaftlich an demselben Tisch zu essen, dann hätten ihm auch keine tausend heiligen Kuhpillen helfen können, er wäre auf ewig, unrettbar aus seiner Kaste ausgestossen gewesen.

Fig. 22. Botto aus Gondupura, Sora-Kaste.

Ein anderer Brahmanenzuchthäusler, gleichfalls höchst würdig und stolz, war Schulmeister gewesen, so gewandt im Schreiben, dass er auf die eleganteste Weise Urkunden fälschte. Aber das thut seiner Brahmanenwürde keinen Abbruch: sobald er aus dem Zuchthaus entlassen wird, wird er von seiner Kaste mit offenen Armen empfangen. Nr. 3 kam mir im Anfang auch mit derselben hochmüthigen Miene entgegen, aber das Eis schmolz bald vor meiner Liebenswürdigkeit. Er sprach recht fliessend Englisch und es kitzelte ihn augenscheinlich, dass er sich gebildeter zeigen konnte, als seine Kameraden. So thaute er bald auf und wurde ganz geschmeidig und verbindlichhöflich. Es machte ihm Vergnügen, mir über alle meine Fragen nach Sitte und Kastenregeln der Brahmanen eingehende Auskunft zu geben. Er war im Tempel von Sutschindram angestellt gewesen, wo ihm der persönliche Dienst des drei-einheitlichen Gottes übertragen, und insbesondere der an Gold und Juwelen überreiche Schmuck des Götterbildes anvertraut gewesen war. Als er etwas wärmer mit mir geworden war, sagte ich ihm, dass ich mich wundere, wie ein so feiner Gentleman, wie er, ins Zuchthaus gekommen sei,

Digitized by Google

er könne gewiss doch nichts arg Schlimmes gethan haben. »O!, schlimm war es auch nicht, ich habe nur ein Halsband des Tanu malayan gemaust«. Und dabei machte er ein Gesicht, so unbefangen und zufrieden, als ob er einem Menschen das Leben gerettet hätte. »Einen Theil der Edelsteine habe ich wieder herausgegeben, als die Geschichte herauskam, das Andere behalte ich, damit ich doch etwas habe, womit ich wieder anfangen kann«. »»Ja, aber wenn Sie wieder herauskommen (er hatte seine zehn Jahre bald abgesessen), schadet es Ihnen denn nicht in den Augen der anderen Brahmanen, wenn Sie Ihren eigenen Gott bestehlen? Werden Sie denn nicht aus Ihrer Kaste ausgestossen?«« »Ausgestossen!? Warum denn? Ich thue doch Nichts gegen die Kaste, ich verrichte jeden Tag meine Waschungen, sage alle vorgeschriebenen Gebete, beobachte alle Vorschriften der Kaste, ich bin doch ein so guter Brahmane, wie irgend einer.«

Der Conflikt zwischen der eigenartigen indischen und der europäischen Cultur drängt sich naturgemäss in der Person des Herrschers am intensivsten zusammen. Nach Geburt, Tradition, erster Erziehung, religiöser Ueberzeugung ganz Hindu, lernt er während seiner Ausbildung durch europäische Lehrer und auf der hohen Schule von Madras die abendländische Cultur, die wissenschaftliche, industrielle, commerzielle, politische Bedeutung Europa's kennen. Und wenn er die Herrschaft antritt, dann fordern einander diametral entgegenstehende Interessen Erfüllung ihrer Wünsche. Auf der einen Seite bestürmen ihn die Brahmanen mit den gewaltigen Waffen ihrer Autorität, der Tradition, des Hinduglaubens, auf der andern Seite muss sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, dass eine Weiterentwickelung des Landes unvereinbar ist mit den alten Anschauungen und Formen indischen Lebens, und dass es sich nothwendig mit der europäischen Cultur abfinden muss. Wahrlich es sind schwere Conflikte, die jeder Herrscher von Travankor durchkämpfen muss.

Der jetzige Maharadscha ist noch ein jüngerer Mann. 1857 geboren bestieg er am 19. Aug. 1885 nach dem Tode seines mütterlichen Oheims den Thron. So weit es die Kastenvorschriften gestatten, liebt er ungezwungenen Verkehr mit Europäern, auch sieht er es gern, wenn europäische Reisende, die die Landeshauptstadt besuchen, sich ihm vorstellen. Auf meines Gastfreundes, Herrn Harvey's Zureden, bat ich um eine Audienz und erhielt umgehend eine eigenhändig geschriebene Einladung, mich am folgenden Morgen um 7 Uhr im Palast einzufinden.

Digitized by Google

Am Thor nahmen mich zwei mit mächtigen Turbans geschmückte Diener in Empfang, die mich mit sehr unterwürfigen Geberden in den grossen Parterresaal geleiteten. Hier erwartete mich der Maharadscha, der mir die Hand gab und mich nach der ersten Begrüssung die Treppe hinauf in einen Staatssaal im oberen Stock führte.

Die Etikette schreibt den Eingeborenen eine sehr ceremonielle Sprache gegen den Landesherrn vor. Er darf nur als Ponnu tamburán, »goldener Gott«, oder als Tiru manassan, »geheiligter Geist«, angeredet werden. Umgekehrt ist man selbst nicht »ich«, sondern adiyén, »Ihr Sklave«. Der Palast ist Bhadschanapura, »das Gottesdienst-Haus«, die Speise des Herrschers ist »Nektar«, seine Geburt eine »Inkarnation«. Stirbt er, so »verlässt er das Land« oder »er geht zum Himmel Wischnus ein«; alles, was sich auf die Person des Maharadscha bezieht, ist heilig, tiru, sein Hüfttuch ebenso gut, wie seine Nase. Im Verkehr mit Europäern fällt das Alles selbstverständlich weg, die Anrede für den Herrscher sowohl, wie für die Prinzen ist: Your Highness. Es würde auch schwer werden, den vollen Namen auszusprechen. Er lautet: Seine Hoheit Sri Patmanabha Dasa Wantschi Bala Rama Warma Kulasekkara Kiritapati Manney Sultan Maharadscha Radscha Ramaradscha Bahadur Schamscher Dschang, Maharadscha von Travankor.

Se. Hoheit Rama Warma, der jetzige Herrscher des Landes, ist eine sehr sympathische Erscheinung, von kleiner Statur und etwas zu Embonpoint neigend: das glatt rasirte Gesicht ist fein geschnitten, die schönen braunen intelligenten Augen schauen freundlich, aber etwas müde drein. Unsere englisch geführte Unterhaltung bewegte sich um meine Reise in Indien und meine Eindrücke vom Land. Dem Fürsten schien die Schönheit der einheimischen Architektur weniger, die Bauten europäischen Stils mehr zu imponiren, als mir. Mein Gastfreund, Herr Harvey, hatte mich schon vor der Audienz auf die Hofsitte aufmerksam gemacht, dass nicht der Monarch, sondern der ihn besuchende Europäer das Zeichen zum Aufheben der Audienz geben müsse; es soll schon vorgekommen sein, dass europäische Besucher stundenlang geblieben seien, weil sowohl der Fürst, als sein Besuch immer vergebens auf eine Andeutung des Anderen warteten. Mit freundlichem Händedruck, der dem armen König gewiss umständliche Reinigungsceremonien auferlegte, und mit dem Wunsch, dass ich auch fernerhin von meiner Reise befriedigt sein möge, wurde ich entlassen[33].

Dem »zweiten Prinz«, Martanda Warma, dem jüngsten Sohn der

Digitized by Google

jüngeren Schwester des Maharadscha, wurde ich noch bei Herrn Harvey gerade vor meiner Abreise vorgestellt, als ich eben im Begriff war, meine Sachen fertig zu packen. Herr Harvey hatte früher die Erziehung des Prinzen geleitet, und dieser hatte eben von Madras telegraphische Nachricht erhalten, dass er dort das Examen für das Baccalaureat (B. A.) gut bestanden habe. Es war ein schöner, Lehrer und Schüler gleich ehrender Zug, dass der letztere die frohe Nachricht von allen zuerst seinem verehrten Lehrer mittheilen wollte.

Es war ein naher Verwandter des Maharadscha gestorben, und ein solcher Fall bringt Trauer und religiöse Verunreinigung auf die ganze Familie, so dass der Landesherr eine Menge religiöser und Regierungshandlungen gar nicht vernehmen gekonnt hätte, wenn man nicht den Ausweg ergriffen hätte, dass einer der Prinzen (in diesem Falle der zweite) die ganze Last der Sitte auf sich concentrirt und für den ganzen Hof die Unreinheit und Trauer während der durch die Sitte vorgeschriebenen Zeit übernimmt. So trug der Prinz auch Trauerfarbe, eine violette Jacke und gleichfarbige, über den Knöcheln und nackten Füssen eng zusammengebundene Beinkleider, auf dem Kopf das goldgestickte Cerevis-Mützchen der indischen Studenten. Der Bart des 18jährigen, ziemlich wohlbeleibten Prinzen war während der Trauerzeit kräftig hervorgesprosst. Auch bei diesem Besuch wartete der Prinz, bis ihm Herr Harvey sagte, dass er gewiss noch Anderes zu besorgen habe und sich ja nicht aufhalten lassen möchte; erst dann empfahl sich Se. Hoheit und fuhr in seiner Ponykalesche, der zwei Husaren-Nachreiter folgten, davon.

Digitized by Google

V. KAPITEL.

LAGUNENFAHRT NACH KOTSCHIN.

Durch den Besuch des Prinzen war ich länger, als ich erwartet hatte, aufgehalten worden, und so kam ich erst am Abend bei schnell hereinbrechender Dunkelheit im Kanalhaven von Triwandram an. Eine Menge Einbäume, von denen einer für die nächsten Tage und Nächte mein schwimmendes Gasthaus werden sollte, erfüllten den Hafen, 8—10 Meter lange, 1,25 Meter breite Kähne. Über dem Boot, dessen Vordertheil in den meisten Fällen an beiden Seiten mit geschnitzten Reliefs, phantastischem Thierornament verziert ist, wölben sich halbcylindrisch zwei oder drei fest angefügte, eng geflochtene, ziemlich wasserdichte Palmgeflecht-Matten, und die zwischen ihnen bleibenden Öffnungen können auch mit halbcylindrischen, das vordere und hintere spitze Ende des Bootes mit conischen Mattendächern geschlossen werden, so dass dann der ganze Kahn einer Riesencigarre mit zwei spitzen Enden ähnlich sieht. Der Vordertheil ist für den Fahrgast und sein Gepäck bestimmt; es ist geräumig genug, dass man sich unter dem Dach bequem auf der Matte am Boden ausstrecken kann, nur die Höhe ist unbequem niedrig, da sie ein Aufrechtstehen nicht gestattet, aber eine Bank nahe der Spitze des Kahnes, noch vor dem feststehenden Dach, giebt doch wenigstens einen bequemen Sitz und freie Umschau. Im hinteren Theil des Bootes hockte mein Diener und arbeiteten die beiden Bootsleute, katholische Christen, ernst dreinschauende, schweigsame, sehnige Gestalten von zäher Ausdauer. Mit nur einer kurzen Rast waren sie 24 Stunden ununterbrochen thätig, indem sie meist das Boot mit langen Bambusstangen fortschoben; nur selten fand die 5—6 Meter lange Stange keinen Grund mehr und es wurde dann zum Ruder gegriffen, auf grösserer Wasserfläche wurde auch, wenn der Wind günstig war, ein viereckiges, durch eine diagonale Bambusstange abstehend gehaltenes Segel aus sehr dünnem und biegsamem Mattengeflecht aufgesetzt.

Digitized by Google

Der Fahrpreis für mich, meinen Diener und mein Gepäck betrug für die etwa 200 Kilometer lange Strecke bis Kottâam fünf Rupien, nach unserem Geld 7 Mark 50 Pfennige; es kann kaum eine billigere Reiseart geben, als diese Kahnfahrt auf der Lagune von Triwandram und Kotschin. Aber auch kaum eine genussreichere; sie gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner schönen indischen Reise. Gleich die Wegfahrt von Triwandram in den dunklen Abend hinein, in der weichen, warmen, regungslosen Luft war wunderbar reizvoll. Der Kanal ist im Anfang ganz eng, auf beiden Seiten durch dichten Wald von Laubbäumen oder durch luftige Kokospflanzungen begrenzt. Alles ist nur licht oder dunkel, aber bei allem Mangel von Farbe doch in hohem Grade durch seine Vielgestaltigkeit fesselnd. Von Sekunde zu Sekunde wechselt die Silhouette der Bäume und ihr Widerschein im Wasser. Über uns schliessen sich compakte Laubmassen zusammen, tiefdunkelschattig wie die hochragenden Häuser bei einer Nachtfahrt in den kleinen Kanälen Venedigs: das leise Rauschen, als ob man nahe an geschlossenen Wänden vorbeiführe, wird nur unterbrochen durch die in regelmässigem Takt in's Wasser eintauchenden Bambusstangen. Bald unterscheidet das Auge auch auf der dunklen Wand vielfache Abstufungen: am tiefsten beschattet, fast schwarz liegt der Wald zu unserer Seite, aber von diesem Dunkel heben sich die näheren Bäume etwas lichtreicher in unbestimmten Umrissen ab, während die Ferne vor uns in gleichmässigem hellerem Grau herüberdämmert. Dann löst sich die Baummauer neben uns in einen Säulenwald von Kokosstämmen auf, zwischen denen der hellere Himmel hindurchscheint, und wie eine Handschrift im durchfallenden Licht von der Rückseite des Papiers gelesen, viel schräger erscheint, als beim direkten Sehen, so sind auch die Palmenstämme im Spiegelbild viel gebogener, unregelmässiger, als man sie in der gewohnten Ansicht zu sehen glaubte. Die Baumwand weicht etwas zurück, und über ihr heben sich in dunklem Schattenriss am hellen Himmel die zierlichen Kronen hochgewachsener Kokospalmen ab, vor uns aber liegt zwischen den dunklen Wänden nur ein schmaler senkrechter Schlitz hellerer Luft, der sich auf der Wasserfläche, nach unten breiter werdend, widerspiegelt. Weiter rückt der Wald auseinander und breiter tritt der Himmel und sein Widerschein hervor, gleichförmig hell, in lichtloser Mondnacht. Die Sterne ziehen herauf, ruhig leuchtend, im Reflex auf dem Wasser flimmernd und zitternd. Andere Sterne huschen und fliegen und schiessen durch das Waldesdunkel dahin, in rythmischer Regelmässigkeit metallisch grün auf-

Digitized by Google

leuchtend und wieder erblassend. Es sind Leuchtkäfer, die mit ihrem grüngoldigen Feuer ihre Weibchen locken. Sie schweben auf und ab, nähern sich und fliehen sich in neckischem Spiel, und alle Bewegungen giebt ihr Spiegelbild getreulich wieder. Da wo der Wald auseinander weicht, tönt vom Land herüber tausendstimmiges Zirpen der Cikaden und der schärfere schrille Ton der Grille, seltener der laute Schrei eines Vogels, das Rascheln im Laub oder das Knacken eines dürren Astes, wenn sich ein Thier vor dem herankommenden Kahn von der Tränke zurückzieht. Fische schnalzen im Wasser und schnappen nach den Insekten, die der Wasserfläche unvorsichtig nahe kommen. Dann wieder das laute Plumpsen eines Krokodils, das mit schwerem Sprung in sein sichereres Element zurückeilt, dass das Wasser hoch aufspritzt und ein grosser aufgescheuchter Wasservogel mit schwappendem Flügelschlag davoneilt.

Jetzt erhellt sich die schwarze Baummasse in rhythmisch aufblitzendem rothem Schein: ein Hindu beleuchtet seinen Pfad zwischen den Kokosstämmen mit der selbstgefertigten Fackel aus einem dürren, mit Bast umwickelten Kokoszweig. Um sein Licht mehr anzufachen, auch um böse Thiere, besonders aber böse Geister wirksam fortzuscheuchen, schleudert er seinen Brand immer im Kreise herum und erhellt so den Wald von innen heraus: mit jedem Schritt, mit jeder Umdrehung des Feuerkreises, mit jedem Nachlassen und Wiederentfachen des Brandes wechseln die phantastischen Lichter und Schatten, die der Reflex auf dem Wasser nach unten fortsetzt. Milderes, ruhiges Licht dringt durch die offene Thür eines Hauses: man sieht das Herdfeuer selbst nicht, sondern nur seinen gleichmässigen Schein im Hausinnern und etwas vom Behagen des häuslichen Herdes dringt auch herüber zu den in dunkler Nacht auf dem Wasser dahin Fahrenden. Dann leuchtet wieder von einer anderen Stelle unter den Bäumen hell aufflackerndes offenes Feuer, um das sich rings im Kreise roth beschienene Gestalten niedergekauert haben, um sich der Wärme zu freuen und den Duft ihres Körry einzuziehen, der im Kessel über dem Feuer brodelt. Bescheidene Lichtchen tauchen vor uns auf dem Wasser auf, Benzinlämpchen, die einzelne uns entgegen kommende Boote auf ihren Schiffsschnabel gestellt haben. Die meisten Kähne freilich fahren ganz dunkel und ihre Führer verlassen sich auf das Anrufen der entgegen kommenden Bootsleute: man glaubt das Sta li! das Sia Stai, Sia Premi der venezianischen Gondolieri zu hören und erwartet jeden Augenblick das hochaufragende Eisen und das Felze einer herankommenden Gondel aus der Nacht auftauchen zu sehen.

Digitized by Google

Jetzt verbreitert sich die schmale Fahrstrasse zu einem seeähnlichen Becken: weit zurück weichen seitlich die Schattenlinien und der Waldsaum erscheint wie ein niedriges dunkles Band, dessen Zusammenhang nur im Osten da unterbrochen ist, wo ein grösserer von den Bergen herab kommender Fluss sein Wasser in die Lagune ergiesst. Ein langgezogener Hügelrücken vor uns zwingt uns links abzubiegen. Schon von Weitem dringt in regelmässiger Wiederkehr das dumpfe Rauschen der Meeresbrandung herüber, immer näher kommt es, immer lauter rollt es, zuletzt können wir deutlich den dumpfen tiefen Ton der sich überschlagenden Brandungswellen und das ihnen nachfolgende scharfe, zischende, reibende Geräusch des rollenden Kieses unterscheiden, jetzt tritt auch im Dunkel der helle Streifen der Barre deutlich erkennbar hervor, lockerer Dünensand, auf dem noch kein Pflanzenwuchs Wurzel fassen konnte. Aber von rechts rückt auch der Schatten des Palmenwaldes näher heran und eine Laterne auf hohem Pfahl zeigt uns die Pforte zur engeren Fortsetzung unserer Wasserstrasse an. Wir wenden scharf um eine einzelne Palme herum, die wie ein vorgeschobener Posten der Armee seiner Brüder am Wasser steht, und gleiten dann zwischen die Baumwände in das ruhige Wasser des engeren Kanals hinein. Immer leiser, entfernter dringt das Rauschen der Strandwellen herüber und bald herrscht wieder die tiefe Stille der dunklen Nacht.

Von dem Anstossen des Bootes an das Ufer erwachte ich: wir lagen still bei Andschengo, für das mir Herr Hannyngton, der britische Resident in Triwandram, die Adresse eines Holzschnitzers gegeben hatte, der mit viel Geschick hübsche Modelle von Schiffen und Kähnen, sowie Figürchen der verschiedenen Kasten in der ihnen eigenen Tracht herstellt. Noch war es finstere Nacht; von links her drang wieder deutlich das Schwappen der Strandwellen herüber, aber am Land selbst war Alles noch still. Dicht neben uns erhob sich die dunkle Masse des kleinen alten Forts auf der schmalen sandigen Düne, die die Lagune vom Meer abtrennt und auf der sich der langgestreckte Ort hinzieht. Lauter kleine Häuschen in lehmmauerumschlossenen Compounds; vor einigen derselben waren die eben aufgestandenen Frauen im Begriff, Feuer für die Morgenmahlzeit anzumachen. Mit Hilfe meiner Bootsleute fand ich bald die Hütte meines Holzschnitzers heraus, musste aber die ganze Gesellschaft aus dem Schlaf wecken. Der Mann hatte eine Anzahl Trachtenmodelle fertig, wollte sie aber noch firnissen und bat mich dafür um zwei Stunden Zeit; ich hatte inzwischen Musse genug um mir den Ort und das Fort anzusehen. Eintöniges, lange anhaltendes

Digitized by Google

Glockengebimmel liess mich — es war inzwischen heller Tag geworden — eine der beiden katholischen Kirchen auffinden, einen Steinbau aus portugiesischer Zeit mit ungeschickt überladener Fassade. Der Boden der Kirche war mit weissem Sand bestreut und darauf knieten viele, in bauschige weisse Gewänder gehüllte, dunkelhäutige Andächtige. Da aber der Beginn des Gottesdienstes längere Zeit auf sich warten liess, ging ich wieder zur Landungsstelle zurück, wobei ich noch mehreren sehr aufgeputzten Kirchenbesucherinnen begegnete, augenscheinlich Eurasierinnen und Honoratioren des Ortes: sie trugen weit abstehende geschlossene Röcke und hatten sich in grosse, vom Kopf über die ganze Figur herabwallende Spitzenschleier eingehüllt; in respektvoller Entfernung folgten ihnen braune Dienerinnen, die nur einfache Hüft- und Schultertücher trugen.

Das Fort bildet ein, von Eck zu Eck hundert Schritte breites Mauerquadrat aus Laterit und hat vier stark vortretende Eckbastionen. Nur an der dem Meer zugewandten (West-)Seite ist die Mauer aus Backstein aufgeführt und ihre Einförmigkeit durch ein Fenster mit vortretenden kräftigen Säulenstümpfen unterbrochen. Es hätte dieser Vorsicht, die Mauer nach der Seeseite zu stärker zu bauen, nicht bedurft, das Fort ist nicht feindlichem Ansturm erlegen — es hat überhaupt nur ein einzigesmal einen recht harmlosen Angriff von Eingeborenen erlebt — sondern es hat friedlich geendet. Die ostindische Companie hatte gegen Ende des 17. Jahrhunderts hier zwischen der Lagune und dem Meer eine Faktorei gegründet; ein paar grössere in die Lagune mündende Flüsse, der Wanamapuram und der Attunkal erschlossen, da sie eine grössere Strecke weit schiffbar waren, das fruchtbare Land fast bis an die Berge Dem, der die Lagune in seiner Hand hatte. Aber die Verhältnisse der Seeküste waren ungünstig: vom Ufer bis zur Zehn-Faden-Linie ist der Meeresgrund so felsig, dass der Anker meistens nicht fassen kann, und während des halben Jahres brechen sich hier im südwestlichen Monsun die Wellen mit solcher Gewalt, dass ein Landen vollständig unmöglich ist. Die Faktorei hatte nie grosse Bedeutung, das Fort wurde im Anfang unseres Jahrhunderts ganz aufgegeben; jetzt dient es nur noch als Garten und als Kirchhof für die katholischen Christen, deren Zahl mehr als die Hälfte aller Einwohner beträgt (1314 von 2534).

Die Lagune, die bis Andschengo nur einen verhältnissmässig schmalen Kanal bildet, verbreitert sich weiter nördlich zu einer ausgedehnten aber seichten Wasserfläche, in der die Stangen überall in $^3/_4$ bis 1 Meter Tiefe auf den Grund treffen. Es besteht die Ab-

Digitized by Google

sicht, zwischen Trinwandram und Kotschin einen regelmässigen Dienst flach gehender Dampfboote einzurichten, der Kanal muss aber dafür noch an vielen Stellen vertieft werden. Auch an diesem seichten Theil der Lagune zeigen zwei Reihen weiss und roth gestrichener Pfähle die künftige Fahrstrasse an, deren Vertiefung schon für die nächste Zeit in Aussicht genommen ist. Man erwartet von einem regelmässigen Dampferdienst einen lebhaften Aufschwung des Verkehrs.

Hinter jener Ausbreitung wird der Kanal auf längere Strecke hin ganz schmal, 5—7—10 Meter breit; er ist hier zum grössten Theil in flachem, lockerem Boden künstlich ausgegraben. Die Schiffer legten bei einem kleinen Häuschen an, um hier bei Bekannten ihr Reisfrühstück zu kochen. Alle Bewohner der Hütte waren emsig beschäftigt mit der Anfertigung von Kokosbaststricken, die gerade in der Gegend von Andschengo besonders gut und fest gearbeitet werden sollen. Hinter dem Häuschen war der Boden weithin mit langen, braunen, schweinsborsten-ähnlichen Faserabfällen bedeckt, Weiber klopften mit hölzernen Klöppeln die Fasern auseinander, neben dem Haus sassen mehrere kleine Mädchen, die die grob zerklopften Fasern zwischen den Händen durchzogen, reinigten und ordneten; die Bündel wurden von flinken Jungen im Alter von 8 bis 10 Jahren in Empfang genommen und auf zwei Seilerbahnen mit Seilerrädern zu Fäden gedreht. Etwas abseits vom Hause standen im Schatten kräftiger, schöner Kokospalmen zwei kleine runde Kalkbrennöfen aus rother Lehmerde, cylindrisch, $^1/_2$ Meter hoch, $^3/_4$ Meter im äusseren Durchmesser breit und am Boden von sechs ziemlich grossen (15 cm) Zuglöchern durchbohrt. Sehr einfache, von 4 Aststützen getragene Laubdächer sollten die Gluth vor etwaigem Regen schützen. Der eine Ofen war kalt und leer, der andere im Betrieb; um ihn herum stand etwa ein Dutzend flacher Körbchen mit kleinen zweischaligen Meeresmuscheln, und andere mit einer Mischung dieser Muscheln und fingerlangen Stückchen von Palmenwurzeln. Dicker Qualm von Rauch und Wasserdampf stieg aus dem Ofen, in dessen Zugöffnungen von Zeit zu Zeit, um die Gluth zu steigern, ein etwas grösserer Junge mit einem rohen Blasbalg aus dem ungegerbten, noch haarigen Fell einer jungen Ziege Luft einblies. Der aus diesen kleinen Muscheln sorgfältig hergestellte Kalk (Tschunam) ist einer der Hauptbestandtheile des Betelbissens.

Andere Jungen kamen von ihrer Arbeit an den Palmen zurück und brachten in Thongefässen Toddy, Palmsaft heim, der, trotzdem er aber erst von den Bäumen genommen war, doch schon etwas

Digitized by Google

säuerlich schmeckte: ein intensiver, hässlicher Beigeschmack und Geruch unordentlich gereinigter Gefässe liess diesen Palmwein nicht gerade als Hochgenuss erscheinen.

Das Frühstück meiner Leute hatte nicht lange Zeit in Anspruch genommen und wir waren bald wieder unterwegs. Unter dem verandenartig weit überstehenden Strohdach einer der Hütten, die ab und zu in dem Palmendickicht sichtbar wurden, machte eine Familie gerade Toilette; der Mann goss sich aus einem irdenen Gefäss ein paar Tropfen in die Hohlhand und wusch damit Gesicht und Hände, die eben erwachsenen Mädchen suchten sich gegenseitig die Läuse ab; nur mit einem Hüfttuch bekleidet zeigten sie die unverhüllte Pracht ihrer bronzenen Leiber, aber wenn sie auch verlegen auf den Kahn und den Fremden hinschauten, so hatten sie doch offenbar nicht im Geringsten das Gefühl, dass ihre Nacktheit nicht anständig wäre, sie machten nicht die leiseste Bewegung, sie zu verhüllen. Jenes Gefühl ist an der Malabarküste ganz modern, erst durch die Europäer anerzogen und man kann es dort überall in den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung verfolgen: im Haus und auf der Strasse ganz nackter Oberkörper, aber Abwenden, wenn ein Europäer in die Nähe kommt — ein lockeres Bedecken der Brust mit einem leichten Tuch — stärkeres Verhüllen vor Europäern, weniger vor Eingeborenen — schliesslich vollständiges Einwickeln des Oberkörpers auf der Strasse. Aber im Hause tragen selbst die Weiber der höchsten Kasten, die Frauen und Mädchen der Brahmanen und Nairs den Oberkörper ganz unverhüllt. So wandelt sich unter dem Einfluss der Europäer das Gefühl für das, was anständig ist und nicht. In früherer Zeit wurde es geradezu für unverschämt gehalten, wenn ein Mann oder eine Frau den Oberkörper bedeckte. Forbes erzählt, dass im vorigen Jahrhundert eine Frau von der Malabarküste, die im Dienste bei einer englischen Familie natürlich ein Jäckchen anziehen musste, in dieser Tracht nach der kleinen Residenz von Attunkal kam. Die Rani war so erbost über diese Schamlosigkeit, dass sie der armen Frau zur Strafe beide Brüste abschneiden liess.

Gegen Mittag kamen wir in etwas schwierigeres Terrain, in dem sich der Kanal tief in das etwas hügelige Gelände einschneidet, und vielfach von der geraden nordwestlichen Richtung abweichen und den gewundenen Thälchen folgen muss. Stellenweise drang der Spaten bis zu 20 Meter tief durch den rothen, gelbgesprenkelten Laterit, durch hellere, weisslich-gelbliche sandige und mergelige Thon- und lockere Sandsteinschichten hindurch, unter denen ein fossiler Wald von mächtigen Baumstümpfen begraben liegt[34]. Das Gestein

Digitized by Google

ist oft so weich, dass die Seitenwände des Kanals durch Verschalung gegen den Wellenschlag und durch gabelig nach oben sich verästelnde Stützen eingelegter Steine gegen die Verwaschung durch Regen geschützt werden mussten. Zwei langgezogene, westlich bis dicht an das Meer hervortretende Hügelreihen sperrten hier in früherer Zeit die Lagune von Andschengo von der von Kweilon ab und sie bildeten für den Verkehr zwischen Nord- und Südtrawankor eine sehr erschwerende Schranke. Erst in den letzten Jahrzehnten hat die Regierung die Verbindung beider Lagunen mit einem Aufwand von 1600,000 Rupien hergestellt, indem sie die tiefen Einschnitte ausführen und die beiden höheren Hügelrücken durch Tunnels von mehr als 300 und 600 Meter Länge durchbohren liess. Schnurgerade, so dass man durch das lange Rohr den Lichtpunkt des Ausganges beständig vor sich sieht, durchdringen die letzteren die Berge, breit genug (5 Meter), um zwei Kähnen bequemes Ausweichen zu gestatten, und tief genug ($1^1/_2$ Meter) auch für die spätere Dampfschifffahrt. Beide Tunnels sind ausgemauert, der kleinere, südliche ist auch ziemlich trocken, aber im andern tropft es überall recht stark, und an einer Stelle stürzt trotz der trockenen Jahreszeit geradezu ein kleiner Bach unbarmherzig auf den Kahn und seine Insassen herab.

Nachdem wir die kahlen Einschnitte und das Dunkel der Tunnels überwunden, erscheint uns die tropische Vegetation. mit der sich rechts und links die Ufer schmücken, doppelt reich und doppelt schön. Ueber das glänzend grüne Laub des stolzen Kalababaumes (Calophyllum Calaba) und das dichte Blätterdach des schattenspendenden Mango steigen tausende von Kokospalmenkronen auf, die eichenähnlich kräftigen Barringtonien (B. acutangula) sind überrankt mit Kletterfarnen und Lianen, aus den Zweigachseln schauen Orchideen hervor, überall taucht die unvermeidliche Lantane mit ihren orangerothen Blüthen zwischen anderem Gebüsch hervor. Kriechende Winden und dichtes Cyperusgras bedecken die Ufer, auf dem Wasser schwimmen die breitovalen Blätter der Lotus-Seerose (Nymphaea pubescens) und zwischen ihnen erhebt sich aus dem schlammigen Grund der auf zahlreiche Stelzenfüsse gestellte Pandanus (P. odoratissimus), dessen in Schraubenwindungen gestellte Blätter und dessen Ananas-ähnliche Früchte ihm den recht ungeschickten englischen Namen Screw Pine zugezogen haben. Jetzt, Ende December, entfalten die Pflanzen nur spärliche Blüten, aber es muss eine Pracht sein, wenn die Natur hier ihren vollen Schmuck angelegt hat, wenn all die Tausende in Form und Farbe so verschiedenen Blumen Land

Digitized by Google

und Wasser mit einem einzigen grossen Teppich überziehen, der in den schönsten Mustern und seltensten Farben prangt und wundervollen Wohlgeruch aushaucht.

Die Wasserstrasse weitet sich vor Parawur wieder zu einem grösseren See aus, und dieser ist so tief, dass die langen Bambusstangen keinen Grund mehr finden und die Schiffer zu den Rudern greifen müssen. Bald erhob sich auch ein leichter günstiger Wind, und im Nu bedeckte sich die Wasserfläche mit einer Anzahl im Sonnenscheine leuchtender Segel, die mit uns dem gleichen Ziele zustrebten. Im Zickzack durchschnitten wir den Lagunensee, aber dann mussten wieder in dem von Neuem eng gewordenen Kanal die Segel der Ruderstange weichen.

Ich hatte, in die Schönheit des Waldes zur Rechten vertieft, vor mich hin geträumt, als ich plötzlich überrascht, ja fast erschreckt wurde durch einen auf dem linken Ufer stehenden Hindu, der mit gewaltiger Armbrust gerade auf das Boot zu zielen schien. Den unbedeckten Kopf und die fast ganz nackte, dunkelschokoladenbraune Haut der brennenden Sonne aussetzend, stand er wie eine Bronzestatue da; der fast zwei Meter breite Bogen war gespannt, der aufgelegte spitze Widerhakenpfeil war durch eine lange aufgerollte Schnur mit dem Schaft der Waffe verbunden, eine Harpune, an der die Beute zum Schützen herangezogen werden konnte. Der Mann war ein Fischschütze, und zwar ein sehr geschickter, das zeigten die fusslangen Fische, die er schon erbeutet hatte, und die alle dicht hinter den Kiemen vom Pfeil durchschossen worden waren. Die Grausamkeit gegen Thiere, die dem Hindu trotz aller zur Schau getragenen Rücksicht für das Leben derselben tief eingepflanzt ist, zeigte sich auch hier in der Behandlung der angeschossenen Fische. In dem heissen Klima kommt es natürlich darauf an, die erbeuteten Fische möglichst lange am Leben zu erhalten. Statt sie aber in einem Korb oder Kasten in Wasser aufzuheben, wurden sie hier auf einen langen dünnen Stab, der kurz hinter seinem zugespitzten Ende eine Einkerbung trägt, vom Bauch aus durch den Rücken hindurch aufgespiesst; das eine Ende des Stabes war mit einer langen Schnur mit dem Lande in Verbindung, am anderen schwammen die grausam verwundeten Thiere im Wasser.

Nach einem nochmaligen Wechsel breiterer und schmalerer Wasserbahn fingen die Ufer an sich mehr und mehr zu beleben, ein Anzeichen der Nähe Kweilon's (Quilon). Eine Partie Armbrustschützen hob sich auf dem etwas erhöhten westlichen Ufer in scharfgezeichneter Silhouette von der goldenen Wand des Abendhimmels ab, sie

Digitized by Google

eilten raschen Schrittes mit ihrer Fischbeute der Stadt zu, die sich durch sorgsame Pflege der Baumgärten, durch weitgespannte, über den Kanal gewölbte Steinbogenbrücken, durch die in Bananengrün geborgenen sauberen Villen zu erkennen gab. Die Wasserstrasse verbreitete sich zu einem grösseren künstlichen Becken, dem Kanalhafen Kweilon's, in dem eine Menge, meist mit Mattendächern ganz geschlossener Frachtkähne so dicht zusammengedrängt lagen, dass man sich nur langsam und vorsichtig zwischen ihnen hindurch arbeiten konnte. Wir legten jenseits des Hafens an neben einer schönen, breiten, auf Eisenträgern ruhenden Brücke, über die die Fahrstrasse hinüber führte. Die Nacht war schon angebrochen und aus dem Dunkel der Palmen leuchteten nur noch einzelne Abendfeuerchen heraus, die flackernde Lichter auf Baumstämme, kleine Hütten und herumkauernde Menschen warfen.

Mit der Dämmerung des nächsten Morgens war ich auf den Beinen. Wir hatten an einem Lagerplatz von Teakholzstämmen angelegt, der von hohen Kokospalmen und ärmlichen Hütten eingefasst war. Magere, halb verhungerte Jungen, in schmutzige Lumpen gehüllt, die sie möglichst breit um den Körper herumgezogen hatten, um ihn gegen die Morgenfrische zu schützen, sammelten dürre Blätter, Zweige und Äste; dann ging einer mit einer halben Kokosnussschale fort und brachte nach ein paar Minuten in diesem Gefäss, das er mit beiden Händen abwechselnd beständig drehte, glimmendes Feuer, es wurde auf einem alten Aschenhäufchen ausgeschüttet, Blätter und Holz wurden darauf gehäuft, und bald loderte ein lustiges Feuerchen auf, dem alle abwechselnd Hände und Beine, Vorder- und Rückseiten zudrehten. Unter den Jungen war auch ein Gast aus einer Nachbarhütte, der sein Kokosschälchen neben das Feuer stellte: ein Anderer kratzte ihm etwas Asche und glühende Holzstückchen hinein, worauf er drehend und händewechselnd mit seiner heissen Feuerschale abging. Die Sonne war inzwischen aufgegangen und warf ihr goldiges Licht auf die schönen Kronen der Palmen, unter denen der Schatten ganz mit dem bläulichen Rauch der verschiedenen Wärmefeuerchen erfüllt war; vom Wasserspiegel stiegen durchsichtige Nebelschleier auf, die sich in den höheren, wärmeren Luftschichten schnell wieder auflösten.

Bei dem britischen Residenten in Triwandram hatte ich den Polizeidirektor von Kweilon, Herrn Fergusson, kennen gelernt und von demselben eine freundliche Einladung erhalten, ihn auf meiner Weiterreise zu besuchen. Sein Bungalow liegt im nördlichen Theil der Stadt auf einer der Klippen, die in den grossen, vielgegliederten

Digitized by Google

See von Uttamadi vorspringen. Man ist überrascht, ein von den übrigen Lagunen ganz verschiedenes Seenbild zu finden: sobald man in kurzer Entfernung vom Kanalhafen auf die weite Wasserfläche hinaus kommt, hat man nicht mehr die gewohnten flachen Ufer vor sich, die in langen Linien kaum über das Niveau des Wasserspiegels aufragen, überall ist der See von Uttamadi begrenzt von rothen, fast senkrecht abstürzenden, 10 bis 15 Meter hohen Lateritklippen, die mannigfach vorspringen, sich theilen, Arme aussenden, und fjordähnliche vielgegliederte Buchten zwischen sich fassen: man wird hier nicht an die Lagunen und Lidi Venedigs, sondern vielmehr, wenn man blos die Ufergestalt verfolgt, an den Hafen von Malta, oder an norwegische Fjords erinnert. Schon die Gesammtform des Sees von Uttamadi zeigt, dass es sich hier um eine andere Entstehungsweise des Wasserbeckens handeln muss, als bei den Lagunen: diese sind lang ausgezogen und sie laufen im Ganzen der Küste parallel, hier aber steht die grösste Länge des Wasserbeckens rechtwinklig zur Küste. Es wäre eine interessante Aufgabe der physischen Geographie, den Kräften nachzuspüren, die den untersten Abschnitt des Kalleda-Flusses zu diesem 10 englische Meilen langen, 9 Meilen breiten, 20 englische Quadratmeilen bedeckenden See ausgestaltet haben.

Wir steuerten an einigen Vorsprüngen und Buchten vorbei gerade nach Norden; von einer der Klippen leuchtete eine stattliche protestantische Kirche herab, von einem anderen steilen Vorsprung winkte schon von Weitem Herrn Fergussons Bungalow sonnenbeschienen herüber. Der Hausherr war bei meiner Ankunft gerade dienstlich im Orte beschäftigt und ich hatte bis zu seiner Rückkehr Zeit einen Spaziergang durch diesen Theil der weitläufig gebauten Stadt zu machen, der sich aus grossen, von Lehmmauern umfriedigten Höfen zusammensetzt, mit denselben Schutzvorrichtungen gegen unbefugtes Eindringen, mit denselben Baumgärten und hübschen Giebelhäusern, wie im Triwandram. Ein Tempel mit Lehmmauer-Umgrenzung, mit Tempelhaus und Pfeilerhalle, mit viereckigem Stufenteich und kleineren Gebäuden für untergeordnete Götter, Requisiten etc. war ganz nach dem Plan der Tempel von Agastiswaram gebaut; östlich von ihm beschattete ein grosser Feigenbaum auf viereckiger ummauerter Erderhöhung eine grössere Anzahl Schlangen-Steinbilder: der Platz zwischen ihnen und der Tempelmauer war mit weissem Sand bestreut und frisch gekehrt.

Auf den Strassen begegnete ich nur Eingeborenen, Hindus und ein paar Eurasiern: das Leben in Kweilon ist stiller geworden, seitdem die früher weit grössere Garnison auf ein Regiment reducirt ist.

Digitized by Google

Von der erhöhten Lage der Villa über den Klippen des westlichen Seeufers sieht man wieder die blaue Linie der auf den Kanälen durch die Bäume im Vordergrund verdeckten Ghats. Sie erscheinen hier unter kleinerem Bildwinkel, als in Triwandram, das ihnen viel näher gerückt ist, auch ist ihre Linie in Kweilon einfacher gezogen und man vermisst hier besonders die schöne, kegelförmig hervortretende Spitze des Agastya.

Nach freundlicher Begrüssung mit Herrn Fergusson brach ich am Mittag wieder nordwärts auf. Weit dehnt sich die Wasserfläche zwischen den rothgesäumten Ufern des Uttamadi-Sees aus, aber die Tiefe des Beckens entspricht nicht dem Steilabfall der fast senkrechten Ufer: die Regenfluthen des SW.-Monsun bringen durch den in den See einmündenden Kalleda-Fluss so viel Gerölle und feinen Schlamm von den Bergen herab, dass das ganze Becken sehr seicht geworden ist; an einzelnen Stellen mussten meine Bootsleute sogar aussteigen, um den Kahn über die fast bis zum Wasserspiegel heraufreichenden Schlammbänke hinüber zu schaffen. Auch hier war die Fahrstrecke für die künftige Dampfschifffahrt mit Pfählen abgesteckt und eine grosse Menge fast nackter braunschwarzer Kulis niederster Kasten schaufelten den dicken schwarzen Schlamm in bereitstehende Transportkähne. Etwa in der Mitte des Sees sieht man sich den Oeffnungen der Dünen im Westen gegenüber, die Eiwika Barre zeigt sich als kahler weisser Sandstreifen, über den die Wellen schäumend herüberstürzen. Nur Schiffe von ganz geringem Tiefgang können bei günstigem Wetter die Barre passiren, während der Sommerhälfte des Jahres ist sie dem Verkehr völlig verschlossen.

Nach mehrstündiger Fahrt über den See verengert sich an dessen nördlichem flachem Ufer die Wasserstrecke wieder zu einem schmalen natürlichen Kanal, der zwischen reich angebautem Land und freundlichen Dörfern hinführt, sich aber schon nach wenigen Meilen wieder zu der langgestreckten Lagune von Kayankollam verbreitert. Sie ist 19 englische Meilen lang, an keiner Stelle aber breiter als 2 englische Meilen; der Dünenzug, der sie vom Meer trennt, erreicht nirgends die Breite einer englischen Meile, ist aber stellenweise auf einen ganz schmalen Sandstreifen reducirt. Leider war uns der Wind auf dieser Wasserfläche nicht günstig: mit geblähtem Segel rauschten die uns entgegenkommenden Kähne an uns vorüber, während meine Bootsleute den ganzen Nachmittag und die Nacht hindurch ihren Kahn mit ihren Bambusstangen weiter stochern mussten.

Wie verändert war das Bild, als ich am folgenden Morgen erwachte! Eine holländische Landschaft, grauer trüber Himmel, graues

Digitized by Google

trübes Wasser! Sumpfpflanzen und Seerosenblüthen bedeckten die Wasserfläche, die durch kleinere schwimmende Graswiesen und Riedgebüsch unterbrochen wurde. Auf zahlreichen kleinen Inselchen stehen kleine Gehöfte, reisstrohgedeckte Dächer schauen über die niedrigen Dämme hinüber, die das tiefere Land, wie in Holland, vor dem Einbruch des Wassers schützen. Wir sind im sumpfigen, von zahlreichen Wasseradern durchzogenen Delta mehrerer stattlichen Ströme, des Kollakadawa, des Kullakada, des Munimala und des wasserreichen Pamba, die alle sich kurz vorher vereinigt haben, um im Delta sich wieder in zahllose Zweige aufzulösen. Sie bringen aus einem ausgedehnten Berggebiet den Schutt und Schlamm herab, den sie im Delta immer weiter nordwärts in die breite Lagune von Alleppi, den Wembanadsee, vorschieben. Mit ihm beginnt der bei Weitem ausgedehnteste und am reichsten gegliederte Lagunenabschnitt der ganzen Südwestküste. An der breitesten Stelle 9 englische Meilen messend, und mehr als dreimal so lang, setzt sich der Wembanadsee nach Norden in eine grössere Anzahl einander paralleler, durch Längsinseln von einander getrennter mässig breiter Lagunen fort, die erst etwas nördlich von der Mündung des Peräar, des grössten Stromes in diesem Theil des Landes, ihr Ende erreichen, 80 Kilometer entfernt vom Südende des Wembanadsees, dem wir jetzt durch die Kanäle zwischen den Schlamminseln des südlichen Deltas zusteuern. Wie in Holland hat auch hier der ausdauernde Fleiss des Menschen der Natur den Boden abgerungen, und unablässig dauert der harte Kampf fort. Manches Stück Land liegt unter dem Wasserspiegel, und Dämme müssen es vor Ueberfluthung schützen. Das Wasser aber, das durch diese hindurch sickert, muss durch Schaufelräder herausgehoben werden. Schmale, mit Brettern ausgelegte Einschnitte durchbrechen die Dämme, und in ihnen bewegen sich die eng hineinpassenden Schaufeln grösserer oder kleinerer Treträder, die durch Menschenfüsse in beständiger Bewegung gehalten werden. Leichte, luftige Bambusgestelle hinter dem Rad geben den Arbeitern nothdürftigen Halt. So treten ein, zwei oder mehr, selbst bis zu acht und zehn Mann beständig das Rad, das in dem schräg aufsteigenden Breterkanal das in der Eindämmung angesammelte Wasser auf das höhere Niveau des Deltas hinaufschaufelt. Da, wo der Niveauunterschied zu gross ist, sind oft zwei Räder hintereinander gestellt. Es ist eine schwere Arbeit, viele Stunden lang in der glühenden Hitze, nur nothdürftig gegen den Sonnenbrand durch Palmblätter oder eine Matte über dem Gerüst, oder durch eine kühle Mütze aus einer frischen Palmblattscheide geschützt, das schwere Rad zu treten,

Digitized by Google

aber es handelt sich um Lebensfragen, um die Reife des wundervoll üppig stehenden Reises, und so geht Jeder willig und unverdrossen an's Werk: oft sieht man selbst Nairfrauen in hochgeachteter gesellschaftlicher Stellung tapfer auf dem Rad mitarbeiten. Wenn die Räder ruhen, wird eine Schaufel im Breterkanal festgestellt und die Fugen zwischen beiden mit Schlamm und Rasen sorgfältig gedichtet.

Immer zahlreicher und immer kleiner werden die Schlamminselchen, und jetzt biegt der Hauptkanal links ab und führt zwischen etwas höheres Land hinein westwärts mitten durch das verkehrsreiche Alleppi. An den Ufern des Kanals concentrirt sich das Leben der Stadt, der Bazare, der Hauptstrassen, an ihm steht auch die protestantische Kirche. Zahlreiche Brücken spannen sich über ihn hinweg und hohe Treppen führen vom Wasser hinauf aufs Ufer, auf dem Kanal aber und im Endhafen sammelt sich die Menge der Lastbarken, die die Produkte des Landes von weither über die schiffbaren Ströme und die Lagunen nach der Seestadt bringen. Denn wenn Alleppi auch nicht an einer natürlichen Lagunen-Oeffnung liegt, durch welche Seeschiffe in einen geschützten Binnenhafen einlaufen könnten (wie in Kotschin), so gestatten die besonderen günstigen Verhältnisse des Meeresgrundes doch, dass Schiffe selbst in der schlimmsten Zeit des SW.-Monsun's hier sicher anlaufen können: eine Schlammbank zieht sich drei Meilen vor der Küste 16 Kilometer lang hin: sie bricht die tief aufgewühlten Wellen des Oceans und gestattet ein ruhiges Ankern der Schiffe nahe am Land. Unfern vom westlichen Meeresende des Kanals erhebt sich der runde hohe Leuchtthurm, dessen weisses Licht weit hinaus den herankommenden Schiffen die Lage der Ankerstelle anzeigt.

Von Rev. Mateer brachte ich eine Empfehlung mit an den Geistlichen der protestantischen Mission, Herrn W. J. Richards, der die niederen Kasten in der Umgebung Alleppi's zu seinem besonderen Studium gemacht und eine werthvolle Arbeit über die hier wohnenden Kanna Puläar veröffentlicht hat. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mich zu dem fünf englische Meilen entfernten Kattur, einem Dörfchen dieses Stammes, zu begleiten.

Es war nicht gerade ein bequemer Weg. Wir marschirten zuerst wegen des festeren Untergrundes durch einige Gehöfte, dann aber auf der sogenannten Strasse, die schon auf älteren Karten durch zwei kräftige Parallelstriche als Hauptverkehrsweg hervorgehoben ist. Aber wer sich dadurch verleiten lassen wollte, hier einen anständigen Weg anzunehmen, würde sich sehr irren; die »Hauptstrasse« ist nur ein, hundert bis zweihundert Meter breiter Streifen tiefen Sandes

Digitized by Google

mit tausend und abertausend Fussabdrücken der Eingeborenen, deren nackten Füssen der weiche Boden sehr zuzusagen scheint, wenigstens versuchten die Kulis, die uns begleiteten, uns immer wieder von den paar Grashalmen, die wir zur Seite des Weges sorgsam aufsuchten, hinüber in die grundlose Sandwüste zu locken. In der zweiten Hälfte des Weges giebt etwas reichlicherer Graswuchs dem Fuss besseren Halt, auch brannte die tiefer stehende Sonne nicht mehr so unbarmherzig, so dass das Gehen weniger beschwerlich war. Aufsteigender Rauch zeigte uns die Niederlassung zwischen den niedrigen Kaschugebüschen (Anacardium occidentale) an; ein paar Weiber in kurzen Grasröckchen kamen uns ohne Scheu entgegen, nachdem ihnen ein Kuli gesagt hatte, dass der eine Herr der Priester der protestantischen Christen sei. Die Tracht ist malerisch und decent: das Röckchen (oder vielmehr der Schurz) geht vorn bis auf die Kniee, hinten handbreit weniger weit herab; es besteht aus einer dicken Lage vielfacher, von einem oberen Bund herabhängender zerschlitzter Grasfäden, die zu einem breiten Schurz zusammengefügt sind, und es wird durch eine um die Mitte des Leibes in der Höhe des Nabels herumgeführte Schnur festgehalten. Ich erstand zwei solcher Schürzen noch ganz warm, nachdem sie sittsam in einem Gebüsch gegen Baumwollschürzen umgetauscht worden waren; die Damen wunderten sich nur, waren aber doch sehr zufrieden, dass der Kleiderhändler so alte abgetragene Waare mit einer Rupie das Stück bezahlte. In ein paar Hütten zeigte man uns die Bearbeitung des Grases (Isolepis articulata, Potta pullu der Eingeborenen): das scharf dreikantige Blatt wurde nahe an der Spitze mit Akaziendornen in mehrere Streifen zerschlitzt und diese dann mit den Händen gefasst und auseinander gezogen, so dass jedes Blatt der Länge nach in etwa sechs bis zehn dünne Fäden getheilt wurde. Auch schöne weiche Matten und hübsche Körbchen aus Pandanusblättern wurden in diesen Hütten geflochten.

Die Kanna Puläar haben für die Entstehung ihrer Tracht eine besondere Sage. In alter Zeit liess sich einmal ein Mann aus hoher Kaste in der Gegend nieder um Ackerbau zu treiben. Aber seine Bemühungen blieben ohne Erfolg, denn immer war das, was er den Tag über gepflanzt hatte, in der Nacht von unbekannten Händen ausgerissen worden und am andern Morgen verschwunden. Der Mann versteckte sich daher in einer Nacht und nun sah er, wie aus einem Loch in der Erde nackte Wesen heraufstiegen und seine Felder plünderten. Es gelang ihm, ein Pärchen zu fangen, und mitleidig gab er dem Mann sein eigenes Schultertuch als Kleid für

Digitized by Google

die Hüften, das Weib aber machte sich selbst einen Schurz aus Gras, da sie ihrem bekleideten Manne gegenüber anfing, sich ihrer Nacktheit zu schämen. Da diese Vorfahren der heutigen Kanna Puläär in Erdhöhlen wohnten, nennen sich diese noch jetzt Kuri- oder Loch-Puläär.

Das Dörfchen besteht aus etwa 20, im Gebüsch zerstreuten ärmlichen Hütten, in denen ungefähr hundert Kanna Puläär wohnen; keine Hütte hat mehr als 9 Insassen[35]. In ihren Sitten stimmen diese Puläär im Allgemeinen mit den ihnen verwandten anderen Abtheilungen dieser Gruppe überein; wie jene versuchen auch sie gern das Gefühl ihres Elends mit berauschendem Palmweine zu übertäuben. Ihre Hauptnahrung besteht aus Fisch und den stärkemehlhaltigen Knollen verschiedener Wasserpflanzen. Wie bei vielen anderen Kasten der Malabarküste gilt auch bei den Kanna Puläär das Marumakkatayam, die Neffenerbfolge. Die Ehen werden nur bei beginnender Geschlechtsreife geschlossen, eine frühere Ceremonie in der Kindheit (das Umbinden des Tali) wird hier nicht beobachtet und auch bei der Schliessung der späteren Ehe gibt es kein „Tuch geben", die Frauen brauchen ja für ihr Kleid kein Tuch (die Mädchen legen ihre Grasschürze im Alter von 7 bis 8 Jahren an). Der Heirathskandidat lässt der Familie seiner Auserwählten durch einen Brautwerber ein Geschenk von 51 Tschukrams (etwa 3 Mark) übergeben und damit ist die Ehe, die von beiden Seiten treu gehalten wird, geschlossen, das Mädchen zieht als Gattin hinüber in die Hütte ihres Mannes. Bei Krankheiten versucht man des Uebels durch „Teufelstänze" Herr zu werden, und zwar wird im einzelnen Fall der Tänzer als besonders wirksam angesehen, der schon einmal dieselbe Krankheit, die er jetzt heilen soll, Pocken, Cholera, Masern etc. glücklich überstanden hat. Er hat den Dämon in sich aufgenommen und steht in näherer Beziehung zu ihm. Stirbt jemand, so wird die Leiche nicht durch die Thüre der Hütte, sondern durch ein besonderes, in die Südwand gebrochenes Loch hinaus getragen und südwärts in der Nähe der Hütte begraben. Die Leiche wird dabei in nordsüdlicher Richtung, mit dem Gesicht nach Süden schauend, ins Grab gebettet.

In ihrer körperlichen Erscheinung unterscheiden sich die Kanna-Puläär durchaus nicht von den anderen Kasten niederster Rangordnung.

Das Dörfchen Kattur ist die nördlichste Ansiedelung dieses Stammes; weiter nördlich auf der sandigen langen Landzunge, die das Lagunensystem südlich von Kotschin vom Meere trennt, wohnen die Tanda-Puläär in mehreren Dörfchen, von denen das grösste

Digitized by Google

Wettayka bei Torrur, 12 Meilen nördlich von Kattur liegt. Sie werden von ihren Vettern, den Kanna-Puläar, nicht für ebenbürtig gehalten, Zwischenheirath und gemeinsames Essen ist aufs höchste verpönt, ja schon die blosse Berührung eines Tanda-Puläar sieht einer vom Kanna-Zweig für eine schwere Verunreinigung an, die er durch Bäder etc. wieder gut machen muss.

Es war schon ganz dunkel, als wir den Heimweg antraten. Halbwüchsige Kinder zündeten uns ein paar Fackeln aus dürren zusammengebundenen Palmzweigen an, waren aber aus Furcht vor bösen nächtlichen Geistern um keinen Preis zu bewegen, uns auch nur eine kleine Strecke weit zu begleiten. So quälten wir uns im Dunkeln auf dem bodenlosen Sandmeer der Strasse nach Alleppi zurück, das uns mit Kanonenschlägen, Böllerschüssen und Feuerwerk empfing. Es war Christabend, die katholischen Christen feierten die Geburt ihres Erlösers.

Nachdem ich noch dem Frühgottesdienst in der für die 12 Besucher viel zu grossen Kirche beigewohnt hatte, schwamm ich gleich wieder mit meinem Boot auf den Kanälen dahin, um noch möglichst früh Kottäam zu erreichen. Wir kamen bald jenseits auf die weite aber seichte Wasserfläche des Wembanad-Sees, auf der wir uns Anfangs lange mit den Stangen weiter schieben mussten; gegen Mittag setzte dann der Seewind ein, der uns mit Segeln rascher vorwärts brachte. Das Ostufer des Sees ist ebenso wie sein Südufer durch Dämme abgeschlossenes und durch eine Menge von Treträdern entwässertes Reisland. Knarrend drehten sich die schwerfälligen Maschinen; an anderen Stellen, bei denen der Niveauunterschied von Reisfeld und Kanal nur gering war, schleuderten Paare von fast nackten Arbeitern das Wasser mit Kübeln, die zwischen zwei Stricken eingebunden waren, in schneller regelmässiger Bewegung hinüber. Gruppen von Weibern mit nacktem Oberkörper jäteten das Unkraut aus, oft in langen Reihen aufgestellt und langsam vorrückend. Hinter den Reisfeldern beginnt der Saum der Kokoshaine: hier und dort knackt es in den Kronen der Palmen, aus denen dürre Zweige oder reife Früchte herabgeworfen werden, und der dumpfe Aufschlag der Nüsse auf dem Boden scheucht von anderen Palmwipfeln Schaaren kreischender grüner Papageien auf. Der ganze Rand des Wassers ist reich belebt von Wasservögeln, auf den schlammigen Stellen wimmelt es von schnepfenähnlichen Vögeln bis zu Entengrösse; die stattlichsten von ihnen sind im Sitzen graubraun, im Fliegen schneeweiss. Im tiefen Wasser stehen Reiher unbeweglich wie angewurzelt, aber sobald sich ihnen der Kahn nähert, legen sie den Kopf weit

Digitized by Google

zurück, so dass die Halsbiegung wie ein grosser Kropf weit nach vorn vorspringt, und fliegen mit nach hinten ausgestreckten Stelzbeinen weiter. Weissköpfige, braunbrüstige Falken, schillernde Königsfischer stossen aus der Luft herab auf buntgefärbte Fische, überall sitzen und fliegen schöne unbekannte Vögel, die hier ihre Nahrung suchen, ein Eldorado für einen passionirten Jäger.

Ein neuer Kanal führt vom Ostufer des Wembanadsees in schnurgrader Richtung durch ebenes Reisland bis an den Fuss der niedrigen Hügel, auf denen Kottäam liegt. Dass auch auf dem Lande ein regerer Verkehr herrscht, zeigen uns zwei Brücken für Fahrstrassen, die sich über unseren Kanal hinspannen und uns zwingen, Mast und Segel niederzulegen.

Um vier Uhr war ich an meinem Bestimmungsort angelangt: das Rasthaus liegt auf einer etwas vortretenden Anhöhe, die einen weiten Ausblick auf die ausgedehnte Wasserfläche gestattet. Ich hatte mich noch kaum in meinem Zimmer eingerichtet, als auch schon ein sehr sauber und mit einer gewissen Eleganz gekleideter junger Nair ankam, um mir seinen Besuch abzustatten. Er hatte früher das College in Triwandram besucht, wo er gut englisch sprechen lernte, und war jetzt im Bureau der Gemeindeverwaltung angestellt: er hatte wohl meine Ankunft bemerkt, und es reizte ihn, sich als europäisch-gebildeten Mann zu zeigen. Seine erste Frage war: »Was sind Sie?«, seine zweite, wieviel Gehalt ich als ausserordentlicher Professor beziehe. Obwohl meine Antwort ihm wohl nicht sehr imponirte, blieb er doch ganz freundlich und manirlich, und er gab mir sehr bereitwillig und eingehend Auskunft über die Sitten der Nairs. Als es anfing dunkel zu werden, verabschiedete er sich, da ihm sein älterer Bruder, das männliche Haupt des Haushaltes, nicht länger Urlaub gegeben habe.

Wie Alleppi am Weihnachtsabend, so hatte auch Kottäam am Abend des ersten Christtages sein Fest. Aber es galt diesmal nicht der Geburt Christi, sondern der einheimischen Göttin Bhadra Kali. Schon beim Dunkelwerden erschallte von fernher Lärm von Trommeln und schrillen Pfeifen, der, von längeren Pausen unterbrochen, immer wieder von Neuem sich erhob. Ich dachte an Teufelstänze und Beschwörung böser Dämonen, die in einen Kranken gefahren wären, aber mein Rasthauswirth sagte mir, dass das grosse Fest jener Göttin dort gefeiert würde, und dass ich mir die Procession mit ansehen könne, nur der Tempel sei dem Fremden verschlossen. Der Schall der Musik, die in immer wachsendem Crescendo und Stringendo ertönte, war mein Führer auf dem dunklen Weg; als ich an dem

Digitized by Google

mässig grossen freien Platz vor dem kleinen unbedeutenden Tempel ankam, auf dem sich etwa hundert Personen, Männer und Weiber in kleinen Gruppen angesammelt hatten, war gerade eine der Musikproduktionen zu Ende, man war im Begriff, die Lichter anzuzünden und den Elephanten herzurichten, der bei der Procession das Götterbild tragen sollte. Da niemand Einwand dagegen erhob, dass ich an der Procession theilnahm, schloss ich mich unmittelbar hinter dem Elephanten an und machte so den ganzen Umzug, zuletzt auch noch das prächtige grosse Feuerwerk vor dem Siwatempel mit [36]. Dann aber, als der Zug in diesen Tempel eintrat, durfte ich nicht weiter, und ich kehrte in mein Rasthaus zurück.

Kottäam ist der Hauptsitz der Church Miss. Society, deren Gemeinden über das nördliche Trawankor und Kotschin zerstreut sind. Mehrere ihrer Geistlichen (Baker, Richards, Painter) haben interessante Mittheilungen über die niederen Kasten und die Hügelstämme Nord-Trawankor's veröffentlicht. Im Missionshaus, in dem ich mich am folgenden Morgen vorstellte, wurde gerade das Fest der Weihnachtsbescheerung für die Hindumädchen der Missionsschule vorbereitet, und die Frauen der Missionäre waren in voller Arbeit, die verschiedenen Gaben, Puppen und andere Spielsachen, Bücher, Geräth für Handarbeiten, Kleiderstoffe etc. für mehr als 100 Schülerinnen in einzelnen Häufchen zurecht zu machen, eine gar nicht leichte Aufgabe. Denn jede Kaste hat ihr besonderes Muster von Kleiderstoff und ihre besonderen Farben, und es wäre ein grosser Verstoss gewesen, wenn ein Kind ein Stück Zeug erhalten hätte, das sich für seine Kaste nicht gepasst hätte. Als alles fertig war, wurden die Mädchen in den Saal gerufen und mit Rücksichtnahme auf ihre Kaste in drei Reihen geordnet, dann setzten sie sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Boden. Die über sieben bis acht Jahre alten Mädchen waren, soweit sie nicht christlichen Familien angehörten, alle schon verheiratet, viele elf- und zwölfjährige schon voll entwickelt. Nach kurzem Gebet und einer Ansprache an die Schülerinnen begann die Geschenkvertheilung: die Mädchen wurden einzeln aufgerufen, gingen dann zu den Damen und erhielten von diesen ihre Geschenke, aber nicht überreicht, sondern zugeworfen, und sie fingen sie mit grossem Geschick auf: eine gleichzeitige Berührung desselben Gegenstandes durch einen Hindu und einen Europäer würde ersteren schwer verunreinigen. Man sah allen Mädchen an, dass sie der feierliche Akt und der Einzelaufruf in grosse Aufregung versetzte, das unsichere Auge, der stockende Athem, die zitternde Lippe verrieth die innere Bewegung, manche wurden selbst um einen Hauch blasser,

Digitized by Google

aber keine zeigte, auch bei hellerer Haut, irgend eine Spur von Schamröthe. Wie hätten sich bei gleicher Gelegenheit die Wangen europäischer Mädchen mit purpurner Gluth gefärbt! Der Hindu erröthet nicht, er hat nicht nur das Sich schämen, sondern auch die Schamröthe verlernt.

Rev. Painter, der lange Zeit unter den Malä-Arräans gewirkt hatte, war mir in liebenswürdiger Weise behülflich, einen dreitägigen Ausflug nach dem tief in den Vorbergen versteckten Kudikel, das ganz von christlichen Angehörigen jenes Stammes bewohnt ist, vorzubereiten. Er veranlasste einen der eingeborenen Lehrer am Seminar, Herrn C. C. Tschakko, mich zu begleiten: da dieser aber erst am folgenden Nachmittag abkommen konnte, hatte ich Zeit, inzwischen Kottäam anzusehen, seinen Bazar, die weitläufig zerstreuten Gehöfte, die Werkstätten der Arbeiterkasten (37).

In meinem Rasthaus hatte ich wieder Besuch: erst kam mein freundlicher junger Nair auf eine halbe Stunde, dann stellte sich ein zweiter junger Hindu ein, der mich am Abend zuvor bei der Procession gesehen hatte, und den die Neugierde trieb, mich etwas genauer anzuschauen. Wir tauschten ein paar allgemeine höfliche Redensarten aus, da ich aber bald merkte, dass er mir und ich ihm eigentlich nichts zu sagen hatte, und da er keine Anstalt zum Fortgehen machte, fing ich an Briefe zu schreiben, die ich noch gern vor meinem Ausfluge heimsenden wollte. Mein Gast sah mir eine Stunde lang unbeweglich zu, und er würde wahrscheinlich bis in die Nacht hinein geblieben sein, wenn ich ihn nicht gebeten hätte, sich nicht durch mich aufhalten zu lassen, falls er etwa noch sonst etwas Wichtiges zu besorgen hätte.

Die im Ganzen gutgehaltene, stellenweise etwas holperige Strasse, die ich bis nahe an das Endziel meines Ausfluges benutzen konnte, war eine der drei Hauptstrassen, die nach Osten zu Trawankor mit dem Tamilland verbinden. Eine zweite überschreitet weiter südlich bei Schenkotta und Kurtallam die Ghats, die dritte führt bei Nagerkoil im Bogen um das südliche Ende dieses Gebirges herum. Unsere nördlichste West-Oststrasse zweigt bei Kottäam von der grossen nordsüdlichen Längsstrasse des Landes ab und führt in gerader Linie bei Pirmäd über die Ghats nach der Distriktshauptstadt Madura. In ihrem ersten Abschnitt zieht sie sich fast unausgesetzt durch sanftes Hügelland hin, dessen Oberfläche überall in Laterit umgewandelt ist und in das breite Thäler mit intensiver Reiskultur fast bis zum Niveau des Wembanadsees einschneiden, so dass schmale Kanäle zwischen den Reisfeldern noch tief zwischen die Hügel eindringen können.

Digitized by Google

An einer sechs Meilen von Kottäam entfernten Brücke wurden zwei Karrenladungen Maniokwurzeln in Boote verladen, die auf einem solchen Kanal lagen. Mehrere Male passirten wir kleinere und grössere Dörfer mit Bazaren muhammedanischer Händler. Auch auf den Zwischenstrecken war die Strasse ziemlich belebt, aber das Gesetz, das die alten Kastendistanzvorschriften aufhob, war noch nicht bis dorthin vorgedrungen: halbnackte Puläar-Mädchen und Weiber mit schweren Holzlasten auf den Köpfen liessen es sich nicht nehmen, aus Respekt vor unseren Ochsenkarrenführern in den Chausseegraben hinein zu retiriren.

Nach einer Fahrt von 23 Meilen machten wir am anderen Morgen um vier Uhr bei dem etwas primitiven Rasthaus von Kandschirapally Halt, um ein paar verlassene und zerfallende Hindutempel in der Nähe des Dorfes zu besuchen. Die aufgehende Sonne beschien eine herrliche Waldlandschaft: hochaufragende Bombaxbäume (B. malabaricum) bildeten mit ihren intensiv rothen Blüthenkronen, die das abgefallene Laub ersetzten, einen überraschenden Farbengegensatz mit dem reich abgestuften Grün des Waldes, der Gärten und der Reisfelder. Tief im Gebüsch versteckt liegen einzelne armselige Hütten armer Puläar, Parias und Ulladens: auch die Häuser müssen Kastendistanz halten und dürfen sich nicht dicht an der Strasse festsetzen, auf der anständige Menschen gehen. Unten am Bach hat sich ein Bazar und ein Hindudörfchen angesiedelt, und wenn seine Bewohner in der Rangstufe der Kasten auch nur um einen Strich höher stehen als jene Verachteten, so dürfen sie sich doch schon dicht an der Strasse anbauen. Hinter dem Dörfchen, wie ein verzaubertes Schloss von Gebüsch und Schlingpflanzen überwuchert, liegt neben der Strasse ein vollständig ausgebauter und reich mit Skulpturen ausgestatteter kleiner Steintempel. Ein zweites noch kleineres Tempelchen, das dicht dabei steht, besitzt gleichfalls reiches Steinornament, Blattmotive an den Friesen, Rosetten an den Wänden. Die Pfeiler beider Tempel waren, wie so häufig in Indien zwar Monolithen, aber so gearbeitet, als ob sie aus lauter quadratischen, achteckigen oder sechzehneckigen Prismen zusammengesetzt wären. Auch hier waren die grösseren Flächen der Sockel mit Reliefdarstellungen Ganescha's, Subhramanya's, des Liebesgottes Kama dewa mit seinem Rohrstengelbogen bedeckt; einzelne dieser Darstellungen waren unsagbar schweinisch. Alle Skulpturen hatten, geschützt von dem aus starken horizontalen Steinplatten bestehenden Dach, die Schärfe der Zeichnung vorzüglich erhalten. Die Gebäude zeigten die gewöhnliche Anordnung und Eintheilung, eine dunkle Cella mit Vorraum und

Digitized by Google

Pfeilerhalle. Eine steinerne Ratte, die zu Füssen ihres elefantenköpfigen dickbäuchigen Gottes Ganescha stand, nahm ich mir zum Andenken mit, freilich nicht ohne Protest, denn aus dem Dunkel der Götterkammer heraus erschallte bedenkliches Zischen von Schlangen, die sich diesen verlassenen Winkel als sichere Ruhestätte auserkoren hatten. Auch als ich im Vorraum mit einer Kerze an den Wänden hinleuchtete, um eine Inschrift genauer anzusehen, glitzerte in einer Mauerritze der Leib einer Schlange. Es waren die einzigen lebenden (ungezähmten) Schlangen, die mir auf meiner Reise in Ceylon und Indien aufgestossen sind. Die Inschrift war in Tamilbuchstaben eingraviert; leider konnte sie mein Begleiter, der ausser Englisch nur seine Muttersprache, Maläalam, verstand, nicht lesen. Treppenstufen führten von den Tempeln hinab zu dem waldeinsamen grossen Tempelteich, dessen Stufen wieder bis hinab zur Wasserfläche mit einem dicken Polster von rankenden Schlinggewächsen überkleidet waren. Die Leute im Dorfe konnten mir keine Auskunft über die Geschichte dieser Tempel geben, sie seien »immer dagewesen«, sagten sie.

Am Abend kamen wir kurz vor Sonnenuntergang nach dem kleinen Ort Mundakayam; ausser etwa 300 Christen wohnen hier nur noch wenige Muhammedaner (Händler) und ein paar Hindus niederer Kasten. Das Dorf liegt nahe am Steilabfalle des Ghats, im Terai, und es ist besonders in der trockenen Jahreszeit vor Beginn des S.W. Monsuns (Februar und März) sehr ungesund, Malaria und Dschungelfieber richten dann viel Unheil an. Dem aus dem Tiefland Kommenden erschien die Frische der Luft in dieser höheren Lage als eine wohlthuende Erquickung.

So war es ein herrlicher Spaziergang, als wir am anderen Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl aufbrachen, um die Christengemeinde der Malä-Arräans in Kudikel zu besuchen. Aus zwei oder drei Häuschen kamen Weiber heraus, um ihr Feuerchen für den Morgenimbiss anzuzünden, sonst schlief im Dorf noch Alles; in offenen Schuppen vor den Häusern lagerten Ochsen, die in Erwartung ihres Frühstücks einstweilen wiederkäuend sich mit der Erinnerung an ihre Abendmahlzeit begnügten.

Der Fusspfad nach Kudikel zweigt schon im Dorf Mundakayam von der Hauptstrasse ab, um einem nordsüdlich gerichteten Seitenthal des oberen Manimala-Flusses zu folgen; ein paar grössere Windungen des Flüsschens werden durch Richtwege über wenig hohe Bergrücken abgeschnitten. Die Landschaft in diesen Vorbergen der Ghats ist freundlich, aber nicht gerade bedeutend, die 150 bis 300 Meter hohen

Digitized by Google

Berge haben abgerundete Formen und sind dicht mit Gebüsch und Wald bestanden, den die verwüstende Ackerwirthschaft der Bergstämme überall stark gelichtet hat. Nirgends sieht man dicht geschlossenen schönen Hochwald, immer nur höchst ungleichmässige Bestände sehr verschiedenen Alters. Hier ist ein viele Acker grosser Bezirk, der erst vor wenigen Wochen verwüstet sein kann: grosse gefällte Bäume, die noch ihre sämmtlichen Aeste und dürr gewordenen Blätter haben, liegen am Boden und zwischen ihnen grünt noch üppig Niederholz und jung aufschiessendes Kraut. Kurz vor dem Monsun, wenn die Hitze die gefällten Baumriesen noch mehr ausgetrocknet hat, wird das Feuer seine Dienste thun und, das Land für die Aussaat vorbereitend, in der Verwüstung aufräumen. Weiter kommt man an Stellen, die vor ein paar Jahren mit Yams, Bataten, Ragi etc. bestellt gewesen waren, bis die aus den Wurzeln der zerstörten Bäume aufschiessende natürliche Vegetation wieder die Oberhand über die Culturpflanzen gewann. Mannshohes Gebüsch, immergrüne Sträucher und jetzt laublose Bäumchen, und dazwischen hohe rauhe Gräser, deren Aehren und Rispen Einem über dem Kopf zusammenschlagen. Manche Pflanzenformen heimeln uns europäisch an: ein Strauch (Helicteris Isora) hat ganz das Blatt unserer Haselnuss, Königskerzen mit goldgelbem Blüthenstengel umsäumen den Fusspfad. Zwischen dem Grün leuchten gelbe, im Grund sammtbraune Blumenkronen von Hibiscus heraus, thauschweres Spinnengewebe spannt sich zwischen den Zweigen, und die Tropfen an Blättern und Blüthen funkeln, von der Frühsonne beschienen, wie Edelsteine in allen Farben des Spektrums. Dort wieder sind höhere Bestände, in denen sich die natürliche Auslese im Kampf um's Dasein schon bemerklicher macht: einzelne Pflanzengestalten schiessen hoch auf, andere bleiben, durch den Schatten der höheren Bäume ihres Lebenslichtes beraubt, zurück und verkümmern. Besonders ziehen hohe palmenähnliche Cycasarten, oft mit einem engen Netz von Kletterpflanzen überzogen, das Auge auf sich, auch die blüthenrothen Kronen des Wollbaums überragen schon das niedrigere Holz. So macht sich überall dem beobachtenden Blick die frühere Anwesenheit des primitiven Landbauers bemerklich, selbst da, wo lange Zeit seit der letzten Zerstörung vorüber gegangen ist, sind ihre Spuren noch nicht ganz ausgemerzt, es fehlt die Einheit des Waldes, die Gleichförmigkeit der Arten und des Alters.

Schon von Weitem erkennt man zwischen dem unregelmässigen Naturwald das helle Grün der Bananen, die in anmuthiger Biegung sich neigenden Fiederblätter der Kokospalmen, das krause Köpfchen der Arekapalme. Kommt man näher, so erschaut man zwischen

Digitized by Google

den schlanken Stämmen hindurch einzelne im Wald zerstreute saubere Hütten christlicher Malä-Arräans. Lehmwände bilden überall die Seitenmauern, Grasstroh oder Palmenmatten das Dach. Die Häuschen sind bei den Aermeren sehr klein und einfach: ein Raum von sechs Schritt Länge und vier Schritt Breite muss wenigstens in der Nacht für die ganze Familie ausreichen, bei Tage wird ausser dem Haus gearbeitet. Der Boden der Hütte ist festgestampft und mit einem Gemisch von Lehm und Kuhdünger geglättet, auf ihm schläft Nachts Alles zusammengekauert und in die Tücher eingewickelt, die tagsüber als Kleider dienten; eine Palmenmatte als Unterlage ist schon ein Luxus, zu einem niedrigen Bettgestell aber versteigen sich diese Armen nicht. In einer Ecke der Hütte brennt zwischen drei Steinen ein Feuerchen, das in kühler Nacht den Raum etwas erwärmt, bei Tag in dem darauf gestellten Topf die Speise kocht und Tag und Nacht die Hütte mit beissendem Rauch erfüllt. Sonst ist keinerlei Mobiliar vorhanden, nur von den Dachsparren hängen an Haken einige Wasserkübel aus Arekablattscheiden, sowie ein paar andere Geräthstücke, ein Fischdreizack, eine Axt etc. herunter. Andere Hütten zeigen durch ihre grössere Anlage, durch mehrfache Gliederung des Raumes, durch reichere Ausstattung mit Geräth, dass ihre Besitzer sich zu grösserer Wohlhabenheit heraufgearbeitet haben(38).

Nach etwa vier Meilen senkte sich der stellenweise durch spitze Steine unbequeme Fusspfad zum Flüsschen hinab, das, hier und dort zu teichähnlicher Ausbreitung aufgestaut, auf einem Einbaumboot überschritten wurde. Es hatte hier seine Ufer steil in hartes Conglomerat aus gerollten Gneissstücken, die durch thonig-kieseligen Cement zu festem Gestein zusammengebacken waren, eingeschnitten; höher oben am Bergabhang trat ganz vereinzelt rechts und links vom Weg felsiger Gneiss zu Tage.

Das Dörfchen Kudikel liegt auf der östlichen Seite des Baches, 30 bis 50 Meter über demselben; es besteht aus etwa 20 über eine weite Strecke gestreuten Hütten, die sämmtlich in hübschen Bananengärten liegen. Form und innere Einrichtung gleichen ganz denen der grösseren Hütten, die wir schon vereinzelt im Wald angetroffen hatten: manche waren noch im Bau begriffen, auch das Missionshaus mit drei grösseren Zimmern war noch nicht fertig.

Die Bewohner des Dorfes hatten die allgemeinen körperlichen Merkmale der dunklen breitgesichtigen Rasse Südindiens; im Ganzen waren es gedrungene Gestalten, etwas unter Mittelgrösse, mit breitem Gesicht und breiter, kurzer Nase. Alles hatte sich in Erwartung des Katecheten und des Gottesdienstes in die neuesten Kleider geworfen:

Digitized by Google

ein breites Hüfttuch reichte bei den Männern bis über die Knie oder selbst bis auf die Knöchel herab und es wurde noch durch ein lose um den Hals geschlungenes oder um den Oberkörper geworfenes Obertuch vervollständigt. Helmartige Mützen aus Arekablattscheiden, ein paar Tuchkäppchen, bei dem weissbärtigen Dorfvorsteher ein Turban bildeten die Kopfbedeckungen einer Minderzahl, während die meisten ihre kurzgeschorenen dichten dunklen Haare ganz unbedeckt trugen. Bei den Weibern reichte das Hüfttuch immer bis zu den Füssen herab und Oberkörper und Kopf waren so dicht in das breite

Fig. 23. Malä-Arrän Tschakko aus Kudikel.

Obertuch eingehüllt, dass nur eben das dunkle Gesicht aus der grossen Masse weissen Baumwollzeuges herausschaute [39].

Von 11 bis 1 Uhr war Gottesdienst. Das einfach saubere, weissgetünchte Bethaus war durch einen mittleren Gang in zwei Abtheilungen geschieden, auf deren Matten links die Männer, rechts die Weiber mit untergeschlagenen Beinen sassen. Ich hatte mir, um die Andacht nicht zu stören, ganz hinten einen Stuhl aus dem Missionshaus hinsetzen lassen und konnte so die schönen muskulösen und doch geschmeidigen Rücken der Männer, sowie die Packete von

Digitized by Google

Baumwollstoff überschauen, die die Weiber verbargen. Da die Mütter ihre kleinen Kinder in die Kirche mitbrachten und hier besorgten, war es nicht gerade ruhig, aber die Leute waren trotzdem doch sehr aufmerksam und andächtig. Den Gottesdienst leitete mein Reisebegleiter und ein Gehilfe aus dem Dorfe selbst, beide in himationähnliche Tücher eingehüllt, die selbst noch die Füsse ganz bedeckten. Es wurde im Anfang gebetet und von der Gemeinde gesungen, gut im Takt, aber schrecklich in Melodie und Harmonie, eine ununterbrochene Dissonanz, fortwährende Quintengänge waren für diese Künstler das Ideal von Zusammenklang. Die Stimmung der Gemeinde war entschieden weihevoll und sie hätte sich auch trotz der fremden Sprache, in der der Gottesdienst abgehalten wurde, dem Zuschauer mitgetheilt, wenn nicht die Bewegungen für den hinter der Gemeinde Sitzenden etwas unwiderstehlich Komisches gehabt hätten. Wenn die niedergekauerten Gestalten sich wie auf Commando mit einem Schlag in Knieellenbogenlage niederwarfen und man von ihnen Nichts sah, als die stark aufgerichteten unteren Rückseiten, war es unmöglich, den Vergleich mit einem Teich voll untergetauchter Enten zurück zu drängen. Dann kehrte wieder Alles in die alte Haltung zurück, bei besonderen Gebeten richteten sich Alle gerade auf, aber nur um wieder plötzlich in die Taucherstellung zurück zu stürzen. Zuletzt hielt Herr Tschakko eine Predigt, aus der heraus er öfters Fragen an die Gemeinde richtete, die besonders von der weiblichen Seite her prompt und gut beantwortet wurden. So dauerte der Gottesdienst zwei Stunden lang, bis die Sache dem einheimischen Vorbeter zu langweilig wurde: er gähnte mit weit offenem Mund und dehnte sich höchst ungeniert mit weit ausgestreckten Armen, und das war das Zeichen zum Schluss für die Gemeinde, die darauf das Bethaus verliess.

Sicher sind diese Malä-Arräans in ihrer Weise rechte und gute Christen. Aber ihre grausamen Instinkte gegen die Thiere hat die Religion der Liebe nicht ausgerottet. Einer der Männer, die eben noch in der Kirche das Gebet: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, ohne Anstoss hergesagt hatten, fing vor der Kirche mit seiner Mütze eine grosse glänzend schwarze Hummel. Er band einen Faden mit dem einen Ende an ein Bein der Hummel, mit dem anderen an eine Ruthe und nun wurde das arme Thier wie wahnsinnig mit dieser Peitsche im Kreis herumgewirbelt, zum grossen Gaudium der ganzen Gemeinde und leider auch ihres geistlichen Berathers.

Am Nachmittag brachten ein paar Leute an einer langen Bambusstange angebunden eine drei Meter lange mehr als armdicke

Digitized by Google

Schlange herangeschleppt. Sie war in den Hühnerstall eines Gehöftes eingedrungen und hier durch einen wohlgezielten Schrotschuss, der den Kopf zerschmetterte, getödtet worden. Die Leute sagten, sie sei furchtbar giftig.

Bei sinkender Sonne traten wir unseren Rückweg an. Unterwegs begegnete uns noch ein einsamer Ulladen, einer Derer, die auf der untersten Stufe der Cultur und der gesellschaftlichen Anerkennung stehen. Ein Grabstock ist das einzige Geräth dieser Armen, die familienweise isolirt in den Wäldern umherziehen und keinen Ackerbau, nicht einmal die Panamcultur treiben, sondern nur wildwachsende Kräuter suchen und Wurzeln ausgraben; Ratten, Eidechsen, Schlangen, gefallenes Vieh bilden den animalischen Theil ihres Speisezettels. Ein winziger Streifen Baumwollzeug, der zwischen den Schenkeln hindurchgezogen war, und die Hüftschnur waren die ganze Kleidung des ältlichen, kleinen, dunkelbraunen runzeligen Mannes, der aus dem Wald ein paar Wurzeln nach Hause trug. Sein Grabstock, ein einfacher Baumast, hatte im Feuer seine Spitze erhalten. Ganz nahe am Dorf begegnete uns dann auch noch eine alte Ulladenfrau. Auch sie war mit ihrem schmalen, furchtbar schmutzigen Hüfttuch, ihrem mageren Körper und gefurchten Gesicht, ihrer runzelig-spröden, von Ausschlag und Narben bedeckten Haut ein Bild des Elends.

Um halb acht Uhr brachen wir nach kurzer Rast von Mundakayam bei schönem Mondschein auf. Die beiden Karrenfuhrleute behaupteten, dass sie um acht Uhr am anderen Morgen in Kottäam zurück sein würden. Da ich ihnen noch ein Extra-Trinkgeld versprach, wenn sie diese Zeit innehielten, trieben sie ihre Thiere stramm an. Der Trab über die holperig-steinige Strasse, bei dem der Kopf immer schwer auf der harten Holzunterlage aufschlug, war freilich nicht gerade ein Vergnügen, aber wir erreichten es doch, dass wir zur festgesetzten Zeit im Rasthaus von Kottäam ankamen. Die Ochsenjungen gingen sogleich wieder zum Bazar, um für ihre abgetriebenen Thiere, die 50 Kilometer im Geschwindschritt zurückgelegt hatten, neue Arbeit zu suchen.

Am Mittag sass ich wieder in einem bis Kotschin neu gemietheten Kahn, nachdem ich vorher noch der Familie meines freundlichen Begleiters auf dem Ausflug nach Kudikel, Herrn Tschakko's, meinen Besuch gemacht hatte. Seine Frau war erst 19 Jahr alt, aber schon seit sieben Jahren christlich-kirchlich verheirathet.

Bis zum Wembanadsee benutzte das Boot denselben Kanal, durch den ich hergekommen war; erst nach vier Stunden kamen wir in den See selbst. Wieder drehten sich die Wasserräder knar-

Digitized by Google

rend an dem von Tausenden von Vögeln besetzten Ufer, an dem viele Hindus ihre religiösen Abendwaschungen und Gebete abmachten. Es war schon Nacht, als wir aus der breiten Wasserfläche in die schmalen Lagunenkanäle einfuhren; mit dem dämmrigen bleichen Licht des jungen Mondes contrastirten die rothgelben Feuerchen in den Palmenschatten.

Die aufgehende Sonne beleuchtete mit warmem Schein die Kokosgärten des westlichen Lagunenufers und das erwachende Leben der Eingeborenen. Sie traten aus ihren Hütten heraus und begrüssten betend die neue Sonne, dann kam das Zähneputzen, Nasenausschnauben, Untertauchen, Fingerschnalzen, die am Rosenkranz abgezählten Sprüche und Gebete. Andere erwärmten sich gruppenweise um kleine Feuerchen, oder sie kauerten am Ufer und kehrten der Sonne und uns, die wir ganz nahe am Land hinsteuerten, ihre Rückseiten zu. Weiber machten das Frühstück zurecht, während andere sich gegenseitig kämmten und andere Liebesdienste erwiesen. Aus einer Hütte kam der Herr und Gebieter: die Frau schöpfte ihm gegenüber niederkauernd einen Haufen Reis auf ein Stück frischen Bananenblattes, neben dem ihr kleines Kind auf der Erde lag, und wartete mit unterwürfiger Geberde, bis er sein Frühstück verzehrt hatte. Dann ging man zur Arbeit, die sich an diesem ganzen Küstenstrich nur um die Ausnutzung der Kokospalme dreht. Haufen von Nüssen, die Ernte des vorhergehenden Abends, waren aufgestapelt: eine nach der andern wurde ergriffen und ihre äussere grüne Faserhülle auf einem spitzen in die Erde eingepflanzten Dorn zerspalten und entfernt. Ein zweiter Mann spaltet die innere Nuss mit einem Hackemesser und bricht sie über einem Thongefäss mit weiter Oeffnung auseinander, das den herausspritzenden süssen Saft auffängt. Dann wird von einem Dritten der glänzendweisse fleischige Inhalt, die Kopra (K'hopra), herausgenommen und der festsitzende Rest auf einem hölzernen auf der Erde ruhenden Gestell, das in einer Art Spornrädchen endigt, aus der Schale ausgekratzt, die als Brennmaterial auf Haufen geworfen wird. Inzwischen hat eine Frau die grünen Faserhüllen gesammelt und zum Faulen in einen der vielen Pferche im Wasser gelegt, kreisförmige oder unregelmässig polygonale Behälter, die von rings in den sumpfigen Boden gesteckten Bambus- oder Holzstäben abgegrenzt werden. An anderen Stellen werden die schweren Steine und das Holzwerk entfernt, die monatelang einen solchen umpferchten Haufen faulender Kokosrinden beschwert und im Wasser festgehalten haben, die Rinde wird herausgenommen und von kräftigen Weibern mit schweren Holzklöppeln zerklopft, kleine Mädchen und Jungen

Digitized by Google

lassen die Masse durch ihre Händchen gehen, indem sie die einzelnen Fasern vollständig trennen, von Unnützem reinigen, und sie ordnen, so dass sie sogleich auf Seilerbahnen zu dünneren oder dickeren Stricken gedreht werden können.

Fig. 24. Hindu (Siwa-Anbeter) bei der Mahlzeit.

Auch die getrocknete Kopra wird, soweit sie nicht für den Export nach der Landeshauptstadt geschickt wird, weiter verarbeitet. Knarrend drehen sich die Oelmühlen, die ganz so eingerichtet sind,

Digitized by Google

wie ich sie schon in Ceylon beobachtet hatte und die meistens durch Ochsen bewegt werden; die ärmeren Oelpresser, die es nicht bis zum Besitz eines Paares Ochsen gebracht haben, lassen ihre Familie, ein altes Mütterchen, eine kräftige Frau, ein paar halberwachsene Jungen drehen, während ein oder ein paar kleine Kinder als Gewichte auf dem langen Hebelbaum sitzen und der Hausvater selbst an der Mühle die immer herausquellende Kopra wieder in die Höhlung der Presse zurücklegt und für das Auffangen des herabtropfenden Oeles sorgt.

Auch an dieser Küste scheint man seinen Hindubrüdern nicht zu trauen: viele Stämme von Kokospalmen sind mit dürren Blättern umringt, um den Dieben das Ersteigen des Baumes zu erschweren; an ein paar Palmen hatte der Besitzer die Säge eines Sägefisches in den Stamm eingeschlagen und dabei wohl den frommen Wunsch mit angeheftet, dass sich der ungebetene Gast in der Mitte durch und durch sägen möge.

Auf der Lagune führen schwerfällige Flösse werthvolle Hölzer von den Bergen herab nach Kotschin, wo sie zu Fassdauben für die Tausende von Fässern verschnitten werden, die der Oelversandt dieses Hafens verlangt; auch Teak- und andere Stämme für den Schiffbau schwimmen dorthin. Die Flösse sind nicht lang und schlank, wie die auf unseren Flüssen, sondern breit und fast quadratisch; sie werden von wenigen Flössern unter Benützung der Ebbeströmung mit langen Bambusstangen mühsam fortbewegt.

Immer belebter wird das Ufer, je mehr wir uns der Handelsstadt nähern. Zwischen ärmeren Hütten treten grössere Häuser hervor von mehr städtischem Anstrich. Ein grosser steifer Steinbau, das »Palais« und eine weissgetünchte Kirche mit Barockfassade aus portugiesischer Zeit schauen wie Fremdlinge unter den Wipfeln der Palmen und zwischen ihren schlanken Stämmen heraus. Dann kommen wir an den Innenhafen Kotschins: hier haben sich hunderte von kleineren Seeschiffen vor Anker gelegt, deren geringer Tiefgang das Ueberschreiten der Barre erlaubte. Von der ganzen indischen Küste, von Ceylon, von den malayischen Inseln, von Arabien her, haben sie sich hier zusammengefunden. Gerade die arabischen Schiffe sind trotz ihres plumpen Aussehens bei dem scharfen Schnitt ihres Bugs schnelle Segler: zwei dicke, weit nach vorn überliegende Mastbäume tragen übermässig weit ausladende Raaen mit breiten Baumwollsegeln, die, durch keine Taue behindert, mit Leichtigkeit vor den überhängenden Masten zur Seite gewendet, aufgezogen und herabgelassen werden können. Die hohen Hintertheile mit den seitlich

Digitized by Google

weit überstehenden Cajüten geben diesen Schiffen ein alterthümliches, fast mittelalterliches Gepräge: so mögen schon die Schiffe der arabischen Flotten ausgesehen haben, die in erbitterten Kämpfen um die Herrschaft im indischen Meer von den Portugiesen vernichtet wurden. Auf dem Deck wird von fast nackten Kulis ein- und ausgeladen und die Arbeit vom Schiffsherrn in langem Kaftan und dickem Turban überwacht.

Ein ganz eigenthümliches Gepräge erhält das Ufer durch die langen Reihen riesiger Fischmaschinen, die ursprünglich von findigen Chinesen hier eingeführt worden sind. Gewaltige Senknetze hängen, durch ein Kreuz starker Streben auseinandergehalten, am vorderen Ende eines grossen Kniehebels herab, der sich mit seinem Knie auf zwei dicken Pfählen auf- und abwärts dreht, während drei schwere am anderen Ende des Hebels herabhängende Steine in geschickter Weise das Gleichgewicht herstellen (4°). Zwei fast nackte Arbeiter bedienen die Netze, neben denen zum Schutz gegen die Sonne kleine Hütten aus Mattenwerk errichtet sind. Die Maschinen sind bloss in Thätigkeit, wenn das Wasser bei der Fluth vom Meer zur Lagune hereinströmt. Bei Ebbe stehen sie still, weil das abfliessende Wasser so viel Astwerk und andere schwimmende Dinge herunter bringt, dass die Netze leicht zerreissen könnten. Die Ausbeute ist sehr ungleich: oft geht ein Netz längere Zeit auf und ab, ohne Anderes heraufzubringen, als einige braune gallertige Medusen vom Umfang grosser Suppenschüsseln, dann wieder liefert ein einziger Zug eine reichliche Menge grosser und guter Fische.

Kurz vor 10 Uhr Morgens kam ich im Rasthaus von Kotschin an; es war, obgleich im britischen Theil der Stadt gelegen, doch weniger gut gehalten, als die Rasthäuser Travankor's; dennoch erschien es mir nach dem zehntägigen Herumsitzen und Liegen auf den Dielen des Bootes und dem harten Boden des Ochsenkarrens recht comfortabel. Nach gründlichem Bad und einem Frühstück, das mir nach der primitiven Küche meines Boy fast lukullisch vorkam, begann ich sogleich meine Entdeckungsgänge in Kotschin.

Digitized by Google

VI. KAPITEL.

KOTSCHIN.

Die zwischen Alleppi und Kranganor sich ausdehnende grösste Lagune der Malabarküste (41) findet ihren Ausweg zum Meer etwas nördlich von ihrer Mitte, indem sie bei Kotschin den zwischen einer halben und einer Meile breiten Lagunendamm mit einem eine halbe Meile breiten Ausflusskanal durchbricht, durch den das Meereswasser bei Fluth mit Macht hereinströmt, das Lagunenwasser aber, verstärkt durch die Gebirgsflüsse, bei Ebbe mit noch grösserer Schnelligkeit herauseilt. Da die Flüsse ihr Geröll gleich bei ihrem Eintritt in die Lagune ablagern und somit nicht den Zugang dieser letzteren zum Meere verstopfen, bleibt der Kanal bei der starken Strömung so tief, dass mässig grosse Schiffe immer Zugang zum Ankerplatz in der Lagune haben. Auch unmittelbar vor der westlichen Mündung des Ausflusskanals ist das Meer in der Breite einer englischen Meile ziemlich tief, dann erst kommt die seichtere Barre, eine parallel mit der Küste sich hinziehende Sand- und Schlammbank, die je nach dem Stande der Ebbe und Fluth nur 4—6 m Wasser über sich hat. Nur Schiffe geringeren Tiefganges können daher direkt vor dem Kanal oder im Lagunenhafen hinter demselben vor Anker gehen; grössere Schiffe müssen sich mit der offenen Rhede 1 bis 1½ Meile vor der Barre behelfen.

Kotschin liegt auf dem Nordende der langen Halbinsel, die von Alleppi an die Lagune vom Meer scheidet, und das Leben der Stadt hat sich naturgemäss an den drei dem Wasser zugekehrten Seiten dieses Nordendes concentrirt. Die Stadt scheidet sich in das britische Kotschin und in die Eingeborenen-Stadt; die Grenze zwischen beiden ist schräg von NO. nach SW. über die Halbinsel gezogen, so dass der europäische Stadttheil sich nur sehr wenig an der inneren Lagune ausdehnt, dagegen das ganze Nordufer und etwa

Digitized by Google

1½ Meile von der Meeresküste einnimmt. Hier am Meer liegt die protestantische Kirche, der Club, die eleganten Wohnungen der reicheren Europäer, sie erfreuen sich der erfrischenden, schädliche Luft vertreibenden Brise. Am Eck, wo der Lagunenabfluss ins Meer mündet, nicht weit von dem hochragenden Leuchtthurm steht noch ein Rest einer alten Festungsbastion aus portugiesischer und holländischer Zeit, verfallendes Ziegelgemäuer, eine malerisch-stimmungsvolle Ruine. In die Festungsmauer hat sich ein altes Haus eingenistet; es gehört gemeinschaftlich 6—7 Familien, aber da keine von ihnen etwas für seine Erhaltung thun will, ist es ebenso wie die noch älteren Mauern dem Verfall geweiht.

An dem eine halbe Meile von West nach Ost sich hinziehenden Ufer des Lagunenabflusses, an dem der Wechselstrom von Ebbe und Fluth alle ein- und auslaufenden Schiffe vorbeiführt, hat der Grosshandel seinen Sitz aufgeschlagen. Hier ist Alles neuesten Datums: gerade ein Jahr vor meiner Ankunft hatte ein furchtbarer Brand diesen Theil der Stadt von Grund aus zerstört. Ein brennendes einheimisches Schiff wurde durch die hereinfluthende Strömung gerade auf die Speicher der Firma Volkhart brothers zugetrieben: vergebens bemühten sich die Angestellten, die selbst schwere Brandwunden davontrugen, das Schiff mit langen Stangen abzustossen, das Feuer flog über Lagerräume und Speicher, die mit grossen Mengen verarbeiteter Kokosfaser und mit vielen hundert Fässern Oel gefüllt waren, und in wenigen Minuten war das ganze Ufer ein einziges Flammenmeer. Selbst jenseits der Strasse fingen noch einzelne Häuser Feuer und weit ins Land hinein hat die strahlende Gluth den Palmenwald getödtet. Merkwürdiger Weise waren die Bäume gerade hinter diesen Brandvorposten weniger geschädigt, als die anderen: die Häuser hatten als Schirme gegen die Hitze gedient, und wenn sie auch selbst verbrannten, so entwickelten sie doch nicht so weithinstrahlende Gluth, als die Unmengen von Brennstoff in den Geschäftslagern. Ein Jahr nach dem Brand war der Schaden schon wieder zum grossen Theil ausgebessert, eine Menge Geschäftshäuser und Lagerspeicher standen schon wieder fertig, alle in Stein und Eisen gebaut und mit Ziegeln gedeckt; an anderen Gebäuden wurde mit aller Energie gearbeitet und es war zu erwarten, dass in kürzester Zeit nichts mehr an die Zerstörung erinnern würde, als die verschönerte und verbesserte Anlage des Geschäftsviertels von Kotschin.

Das Nordosteck der Landzunge gehört noch zu Britisch-Kotschin, aber ganz nahe südlich davon scheidet ein alter mit Wasser gefüllter

Digitized by Google

Graben, an dem sich der Fischmarkt festgesetzt hat, die europäische Stadt von der eingeborenen. Man kommt zuerst in den muhammedanischen Bazar, in dem sich schon die überseeischen Beziehungen Kotschin's stark geltend machen; der Markt geht allmählich in eine Handwerkerstrasse über, in deren offenen Läden Alles hämmert und feilt und drechselt und näht. Eine halbe Meile südlich von der Grenze steht die grosse, im Jesuitenstil gebaute katholische Kirche, dicht daneben das Palais des Radscha, ein grosses Steinhaus mit zierlichen Trawankor-Giebeln, das mit seinen Flügeln einen kleinen, im Hof gelegenen Tempel mit konischem Metalldach umfasst. Er steht in verträglicher Nähe mit den Gotteshäusern anderer Religionen; wie im Norden die katholische Kirche, so stösst im Süden unmittelbar an das Palais mit seinem Hindutempel die Synagoge der weissen Juden. Von alter Zeit her haben sich die Herrscher Kotschin's durch ihre Liberalität gegen andere Nationen und durch ihre Toleranz gegen andere Religionen ausgezeichnet. Die Juden, die überall befeindet, bedrückt, verfolgt waren, fanden schon vor mehr als tausend Jahren an der Malabarküste gastfreundliche Aufnahme, und sie wurden mit reichem Besitz und weitgehenden Privilegien ausgestattet. Auch die Araber genossen die Gunst des Radscha von Kotschin. Dann kamen im Jahre 1500 die Portugiesen unter Cabral. Sie führten sich damit ein, dass sie räuberischer Weise ein Handelsschiff aus Kotschin bei Kalikut wegnahmen. Trotzdem empfing sie der Radscha Tirumampara freundlich und gestattete ihnen, dass sie eine Faktorei in Kotschin gründeten, in der sieben europäische Kaufleute dauernd wohnen sollten. Er schickte freiwillig vornehme Nairs als Geiseln auf die Schiffe, ein ehrliches Entgegenkommen, das Cabral damit beantwortete, dass er plötzlich bei Nacht und Nebel absegelte und die Geiseln, wie er nachträglich sagte, aus Versehen, mit sich nach Europa nahm. Tirumampara liess diese Falschheit die in seinem Lande gebliebenen Portugiesen nicht entgelten, er gab ihnen eine Sicherheits-Leibwache von Nairs und liess sie sogar, um sie gegen die gerechte Erbitterung des Volkes zu schützen, in seinem eigenen Palast wohnen. Den gleichen Schutz fanden später die malabarischen Juden, als sie, von den Portugiesen auf's Aeusserste gequält und verfolgt, 1565 ihren alten Wohnsitz Andschuwannam bei Kranganor verliessen und nach Kotschin übersiedelten. Der Radscha wies ihnen den unmittelbar südlich an seinen Palast anstossenden Stadtbezirk zur Besiedelung an und sie zogen 1567 in die daselbst neu erbaute Judenstadt (Jew's town) ein.

Immer entlang dem Binnenufer reiht sich an die Synagoge der

Digitized by Google

langgezogene schmale Streifen des weissen Judenviertels, dann das schwarze Judenviertel mit zwei Synagogen und schliesslich die Ansiedelung der Muhammedaner. Das ganze Innere aber dieses grossen Häuserbogens an dem Ufer ist ein grosser Kokospalmenwald, in dem nördlich die ärmeren Hindus in Gruppen kleinerer Hütten, südlich, besonders in der beide Ufer verbindenden Brahmanenstrasse, die höheren Kasten wohnen. Hier haben die Häuser wieder den Schmuck malerischer Giebel und Veranden, die Sauberkeit der Gebäude, die Grösse der Gehöfte zeugt von der Wohlhabenheit der Bewohner. Am elegantesten, fast luxuriös präsentirt sich unter seinen Palmen das Utupera, das Freihaus für reisende Brahmanen, eine Villa im Trawankorstil mit Steinsäulenveranda. Eine hohe Gartenmauer schliesst den Anblick und den unreinen Hauch Vorübergehender aus gemeinen Kasten von den im Garten und Hof ihres Freihauses weilenden Brahmanen ab. Zwei in diese Mauer zur Seite des Thores eingelassene Nischen enthalten Steinfiguren von Idealbrahmanen, auf den untergeschlagenen Beinen sitzende nackte, spitzbärtige Heilige, eifrig vertieft in das Studium von Büchern, die aufgeschlagen ihren Knieen aufruhen. Die Realbrahmanen, denen man in ihrer Strasse begegnet, mit ihrer farbigen Kleidung aus feinem Stoff, mit dem kokett zwischen den Beinen aufgebundenen Hüfttuch, mit dem behäbigen Embonpoint und den süffisanten Gesichtern und Manieren gleichen wenig diesen steinernen Vorbildern.

Gleich am ersten Tag meines Aufenthaltes in Kotschin machte ich die Bekanntschaft eines Herrn Naphthali, eines gebildeten »weissen Juden«, der mir auf meinen Wegen durch die Stadt ein freundlicher Begleiter und bei meinen Studien im Judenviertel ein unschätzbarer Führer war. In seiner Gesellschaft machte ich am 2. Januar meinen ersten Streifzug zu den Kindern Israels der Malabarküste. Ein Boot brachte uns vom Rasthaus bei stark hereinströmender Fluth in wenigen Minuten hinauf zum Landungsplatz am Palais und zum Anfang des weissen Judenviertels. Eine mässig breite Strasse nahm uns auf, zu beiden Seiten eingefasst von dicht aneinanderstossenden steinernen, weissgetünchten, einstöckigen Häusern. Ein paar Stufen führen hinauf zu der offenstehenden, aber mit einem Mattenvorhang verhängten Thüre. Die Wände sind unterbrochen durch kleine Fenster, die im Erdgeschoss vergittert, im Oberstock grossentheils mit Holzläden geschlossen sind, sowie durch feldschlangenähnliche Rohre, die an der Grenze beider Stockwerke ein paar Fuss weit hervorstehen und ihre Ergüsse mit dem Tropfenfall der weit überstehenden Dächer vereinigen. Innen sind bei der Höhe der Stockwerke die Treppen

Digitized by Google

steil und ihre Stufen unbequem hoch. Der Fremde wird in das grosse Zimmer geführt, das die meisten Häuser besitzen; es ist nur spärlich möblirt und auch die Wände ziemlich kahl: ein paar vergilbte Photographien oder eine Lithographie Jerusalems mit zahllosen mittelalterlichen Thürmchen und Zinnen sind ihr einziger Schmuck. An allen Thüren sind auf den Pfosten der beim Eintreten rechten Seite Mesusas eingelassen, nach aussen durch Metallplatten geschlossene Vertiefungen, in denen man durch ein in der Platte ausgeschnittenes Fensterchen einen Pergamentstreifen mit dem Gottesnamen, Schadai, erblickt; auf der Innenseite des Streifens ist eine Stelle aus dem Pentateuch aufgedruckt. Kein Jude geht durch eine solche Thür, ohne sich vor der Mesusa zu verbeugen und sie zu küssen, oder sie doch wenigstens mit dem Mittelfinger der rechten Hand zu berühren und dann die Fingerspitze an die Lippen zu führen.

Wir besuchten zuerst das Haus eines Verwandten Herrn Naphthali's, eines pockennarbigen, breitgesichtigen Mannes, dessen auffallend schöne Tochter nicht die plumpe Form ihres Vaters geerbt hatte, sondern den feingezeichneten Gesichtsschnitt, die schmale Nase, die kleinen Lippen des feineren semitischen Typus besass. Die Kleidung der Männer bestand in sehr weiten weissen Hosen, über die ein bis über die Kniee herabreichendes feines, auf der Brust gesticktes Hemd angelegt war; eine kurze Weste aus bunter Seide oder aus bedrucktem Kattun — die Muster stellten Hirsche, Löwen, Rosenbäumchen oder Blumen dar — sowie ein niedriges Käppchen vollendeten die Tracht im Hause. Ausser dem Hause wird gewöhnlich noch ein langer Kaftan aus feinem Stoff angezogen, Einzelne schützen den Kopf noch durch einen bauschigen Turban. Die Frauen trugen im Hause ein bis auf die Knöchel herabreichendes Hüfttuch und ein Jäckchen aus Kattun, beide buntfarbig und so eng anliegend, dass die Form der Brust und des Leibes deutlich hervortrat.

Wir gingen nach der Synagoge, in der eben der Gottesdienst beendet war. Man durchschreitet einen Vorhof, an dessen Thüre vier Strausseneier von der Decke herabhängen; an der Wand des Tempels selbst ist ein Almosenkasten für die Armen aufgestellt. Die Synagoge ist ein sehr einfaches Gebäude, von Aussen einem dicken viereckigen Thurm gleichend, auf den ein offener Dachstuhl mit dem sehr massiven Räderwerk und mit den Glocken einer alten grossen Thurmuhr aufgesetzt ist, und der nur einen einzigen quadratischen Saal enthält. Der Boden ist mit Porzellanplatten belegt, die in blauer Zeichnung Landschaften, Vögel etc. darstellen, zum Theil aber mit Matten bedeckt sind, an den Wänden stehen einige Bänke,

Digitized by Google

und von der Decke hängen viele Oellampen herab, deren Licht sich in sauber geputzten Glasprismen bricht. In der Mitte des Saales ist der Raum für den Vorbeter um ein paar Stufen erhöht und durch ein Geländer aus weissen Metallsäulen umgrenzt. Das Gerücht, dass diese aus massivem Silber beständen, hat vor einigen Jahren Diebe verführt, sie zu stehlen, und die jetzigen Schranken sind daher erst jungen Datums. In der Mitte der dem Eingang gegenüberstehenden Wand ist eine Art Wandschrank eingelassen: er enthält die ausgezeichnet kalligraphisch geschriebenen Pergament-Gesetzesrollen (die fünf Bücher Mosis), die auf hölzernen, mit bunter Seide überzogenen Cylindern aufgerollt sind. Gegenüber diesem Allerheiligsten, über der Eingangsthür, befindet sich eine Art Loge, die für die Weiber bestimmt und vom Raum für die Männer durch ein Holzgitterfenster abgeschlossen ist. Ich wohnte an den folgenden Tagen mehrere Male dem Morgen- und Abendgottesdienst bei. An gewöhnlichen Wochentagen versammelt sich die Gemeinde dreimal für kürzere Zeit, von 6—7 Uhr Morgens, 3—3½ Uhr Nachmittags und 6—6½ Uhr Abends. Sobald ein Jude an die Thür der Synagoge kommt, legt er die Schuhe ab, dann geht er bis zu den Gesetzesrollen vor, verbeugt sich vor denselben, legt den zweiten und dritten Finger an die Lippen und sucht dann erst seinen Platz auf. Der Wochentags-Gottesdienst begann damit, dass sich Einer aus der Gemeinde das Tallith, einen Gebetmantel mit Schaufäden, über Kopf und Turban legte, die Schranke bestieg und dann in singendem Ton Gebete hersagte. Alle hatten den Gebetriemen um die Stirn und um den Mittelfinger der linken Hand angelegt, und sie verbeugten sich während des Gebetes unaufhörlich gegen das Tabernakel hin. Dann übernahm die ganze Gemeinde die Fortsetzung der Gebete, indem Alle in möglichstem Fortissimo die Sprüche hersagten; besonders einige halbwüchsige und kleine Knaben schrieen aus Leibeskräften, indem sie dabei krampfhaft die Gesichter verzogen — die singenden Engel Donatello's, ins Jüdische übersetzt. In allen Tonhöhen, vom tiefsten Bass bis zum höchsten Sopran, fluthete das Gebet dahin, das, wenn auch der Rhythmus leidlich gut innegehalten wurde, nach seiner harmonischen Seite doch das Gegentheil von Genuss war. Wenn das Singen vorüber war, betete ein Jeder noch eine Zeit lang still für sich, dann gingen sie einzeln zum Tabernakel, lehnten sich mit der Stirn an den Vorhang vor den Gesetzesrollen und küssten wieder ihre Fingerspitzen. Damit war der Gottesdienst zu Ende.

Beim Abendgottesdienst am Freitag (Sabbathanfang) war Alles im Festgewand erschienen, mit blendendweisser Wäsche und in

Digitized by Google

Kaftans von rother, blauer, violetter Seide. Die Synagoge war mit Lichtern reich illuminirt und die Glasprismen funkelten in allen Regenbogenfarben. Es wurden am Sabbath auch Lieder gesungen von eigenthümlich kraftvoller, fast wilder Melodie, die aber leider sehr durch das polyphone Geschrei beeinträchtigt wurde. Im Uebrigen verlief der Gottesdienst an diesem Tage im Ganzen ähnlich wie an den anderen. Als ich nachher Herrn Naphthali einlud, mit mir zu seinem Hause zurückzufahren, lehnte er es dankbar ab, da die Sabbathfeier es ihm verböte.

Von der Synagoge wandten wir uns beim ersten Besuch der Judenstadt zum »schwarzen Judenviertel«. Die Strassen sind hier enger, die Häuser und Hütten niedriger, kleiner, Alles ist ärmlicher, schmutziger, als im vornehmeren Quartier der weissen Juden. Alle Arten von Fettsäuren und anderen menschlichen und vegetabilischen Gerüchen, nichts weniger, als »aromatische Verbindungen«, erfüllten die Luft der betriebsamen Strassen, auf denen viele Menschen sich auf und ab bewegten. An der Vorderseite vieler Häuser öffneten sich kleine Verkaufsläden oder die Werkstätten von Handwerkern, unter denen besonders die Buchbinder sich eines guten Rufes erfreuen wegen ihrer geschmackvollen und soliden Arbeit; auf den Veranden arbeiteten Spitzenklöpplerinnen oder Stickerinnen an den mit Goldfäden verzierten Cerevismützchen, die bei den Hindus als Anzeichen einer höheren Schulbildung gelten.

Die »schwarzen Juden« haben es bis auf zwei Synagogen gebracht; die erste ist eine bescheidene Copie des Tempels der weissen Juden, die zweite, südlich davon gelegen, ist in ihrer ganzen Anlage, in dem erhöhten Gebetsschrein, dem Schrank mit den Gesetzesrollen ebenfalls eine Wiederholung derselben, sie besitzt aber eine schöne Cassettendecke mit reich verziertem Balkenwerk, auf dem zahlreiche Rosetten aus dem ganzen Holz heraus geschnitten sind. In dieser Synagoge war ich Zuschauer bei der Beschneidung eines achttägigen »schwarzen« Judenkindes. Die Damenloge war gefüllt mit Jüdinnen in buntem Festtagsstaat, der von dem mit bunten Tüchern umhüllten Kopf nur das Gesicht frei liess. Die Ceremonie fing damit an, dass grüne aromatische Kräuter vertheilt und hinter die Ohren gesteckt wurden, dann begann ein, musikalisch sehr wüstes, singendes Gebet. Der Vater des Kindes, der ein golddurchwirktes Tuch über Kopf und Schultern geworfen hatte, hielt seinen Sprössling und sprach mit dem diensthuenden Rabbi Gebete, zwischen denen die Weiber ein paarmal ein hohes, lautes illillillillil hineinriefen. Dann begann die eigentliche Handlung, die sich von der der Juden bei uns nicht wesentlich unterschied.

Digitized by Google

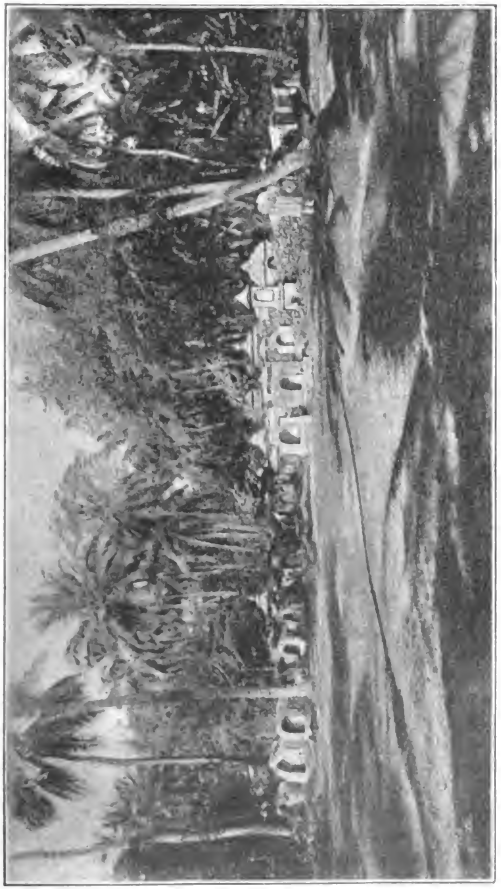


Fig. 25. Judenkirchhof zu Kotschin.

Digitized by Google

Landeinwärts von der Judenhauptstrasse liegen die Kirchhöfe, der alte und der neue. Der erstere dient auch jetzt noch den schwarzen Juden als Begräbnissplatz, der neue wird nur von den weissen Juden benutzt. Die meisten Gräber haben einen kleinen hausähnlichen Aufbau mit abgerundetem oder mit Firstdach, bei einigen nimmt das Monument die Gestalt eines kleinen Thürmchens an, alle haben an der Vorderseite eine flache Nische, in der ein Bibelspruch aus dem Pentateuch und der Name des Verstorbenen eingeschrieben ist. Ein reicher Wald grüner Mangos und schlanker Kokospalmen beschattet die Gräber.

Die weissen Juden Kotschin's sind in ihrer körperlichen Erscheinung durchaus nicht von europäischen Juden zu unterscheiden, ihre Hautfarbe bewegt sich ganz in den Nüancen der weissen Haut der Süd- und Nordeuropäer. Einzelne von ihnen sind ganz auffallend hell, so dass ihr Teint neben der starken Pigmentirung der dunklen Eingeborenen Südindiens doppelt stark, fast wie krankhaft absticht. Bart und Haar sind meistens fast schwarz, aber es kommen auch Fälle von blondem Haar, verbunden mit ganz hellbrauner, grauer oder blauer Iris vor. Haar und Bart sind bei den Männern reichlich entwickelt, leicht gekräuselt oder selbst lockig. Der von Vielen beobachtete Brauch, die Kopfhaare kurz zu scheeren und nur vor den Ohren längere Locken herabhängen zu lassen, verstärkt den specifisch jüdischen Eindruck der ganzen Physiognomie. Auch bei kleineren Knaben bleiben diese Locken stehen, während ihnen sonst der Kopf kahl rasirt wird, so dass man hier die vorwiegend längliche Form des Schädels direkt beobachten kann. Meist ist die specifische Physiognomie der Juden sehr entschieden ausgeprägt; auch da, wo sie im Ganzen nicht so bestimmt hervortritt, lässt sich doch in der Bildung der Einzelheiten, des Auges, der Nase, des Mundes, die leichter zu erkennende als zu beschreibende Besonderheit des semitischen Gesichts wahrnehmen. Im Allgemeinen kann man, wie auch bei den europäischen Juden, einen plumpen und einen feinen Typus unterscheiden, den ersteren mit stärkerer Fettentwickelung, breitem Gesicht, dicker Nase, fleischigen Lippen, grossen dicken Ohren; der andere Typus neigt mehr zur Magerkeit, das Gesicht ist von der steil aufsteigenden, gut gebildeten Stirn bis herab zum Kinn schmaler, die Nase tritt scharf geschnitten, hoch hervor und zeigt meist die eigenthümliche semitische Krümmung des Nasenrückens sowie die besondere Bildung der Nasenflügel, die Lippen sind schmal und fein geschnitten, der ganze Ausdruck erscheint beweglicher, geistiger, intelligenter.

Digitized by Google

Die Körperlänge bleibt etwas unter Mittelgrösse (nach deutschem Wuchs), hohe Gestalten sind Ausnahmen, kleine Leute dagegen häufiger. In der Bildung der Beine und Füsse lassen sich die Eigenthümlichkeiten der europäischen Semiten wieder erkennen.

Hat man eine grössere Anzahl schwarzer Juden gesehen, so ist es Einem klar, dass sie ein Rassengemisch darstellen. Zwischen den Extremen des hellen europäischen Juden und des ganz dunklen Drawida sind alle Farben und Uebergangsformen vertreten. Bisweilen erscheint bei einer Hautfärbung, die um keine Nüance tiefer schattirt ist, als die eines Südeuropäers, die specifische Judenphysiognomie so überraschend stark ausgeprägt, dass man an unvermischtes jüdisches Blut glauben würde, wenn nicht die missachtende Behandlung seitens der weissen Juden und die diesen gegenüber gezeigte Unterwürfigkeit anzeigten, dass der Betreffende der Gruppe der schwarzen Juden angehört. Umgekehrt kann man wieder andere Mitglieder dieser Gruppe durchaus nicht in ihrer körperlichen Erscheinung von hinduischen Malabarleuten unterscheiden. In der Mehrzahl der Fälle aber hat eine Mischung und Durchdringung der beiderseitigen Merkmale stattgefunden: die Haut ist dunkler als bei den weissen Juden (wenn auch durchaus nicht schwarz, wie die Bezeichnung dieser Gruppe glauben machen könnte), die Physiognomie ist im Allgemeinen die der drawidischen Hindus, aber ein gewisser Zug um das Auge und der Gesammtausdruck des Gesichts verräth doch das semitische Blut, das beigemischt worden ist.

Die schwarzen Juden sind, wie der Augenschein in Uebereinstimmung mit der Tradition der weissen Juden zeigt, die Nachkommen convertirter Eingeborener. Bei den weissen Juden lebt die Tradition fort, dass sie bei ihrer Ansiedelung auf der Malabarküste nicht nur ausgedehnte Ländereien, sondern auch eine Menge Leibeigener geschenkt erhalten und diese zu Juden gemacht hätten. Die geachtete Stellung, die den Ankömmlingen aus dem Westen eingeräumt wurde, zwang sie, näheren Verkehr und besonders Zwischenheirath mit diesen Glaubensgenossen niederer Kaste zu meiden, und noch jetzt wäre eine solche Heirath eine unerhörte Ungeheuerlichkeit. Aber trotzdem hat wohl immer ein ausserehelicher Verkehr weiss-jüdischer Männer mit schwarz-jüdischen Weibern und somit eine dauernde Infusion jüdischen Blutes in das südindische stattgefunden. So erklärt sich das häufige Vorkommen semitischer Merkmale und Physiognomien bei den schwarzen Juden.

Dieselbe Tradition berichtet, dass die weissen Juden von einer Kolonie abstammten, die nach der Zerstörung des Tempels von

Digitized by Google

Jerusalem ostwärts nach der Malabarküste ausgewandert seien. Einer der weissen Juden, Herr Moses Elias Rabbi, besitzt ein Schriftstück, auf dem diese Sage (in fehlerhaftem Englisch) niedergeschrieben ist. Es lautet:

Die Geschichte der Juden.

Nach der Zerstörung des zweiten Tempels im 3828. Jahre nach der Schöpfung, im 3108. der Trübsal, im 68. der christlichen Zeitrechnung [42] kamen ungefähr zehntausend Juden und Jüdinnen nach Malabar und liessen sich zu Kranganor, Palur, Mahadam und Palutho nieder. Drei Viertel von ihnen blieben unter der Regierung Tscheram Prumal's in Kranganor, das damals Mahodrapathna und später Tschingli hiess. Im Jahre 4139 nach der Schöpfung, 3479 der Trübsal, 379 nach Christi Geburt gewährte Tscheram Prumal Erawi Wirma den Juden die Ehren und die Privilegien, die auf Kupferplatten (in Malayalam Tschempeda genannt) eingravirt wurden, und er setzte damit den Josef Rabban an die Spitze der Juden und nannte ihn Srianadun Mapla, und derselbe Radscha theilte sein Land in acht Bezirke, wie man aus der folgenden Uebersetzung der Kupferplatte sehen kann.

Und nun folgt die englische Uebertragung einer alten, von Burnell auf 400 Jahre geschätzten hebräischen Uebersetzung der Kupferplatten-Inschrift. Sie weicht, ganz abgesehen von vielen Schreibfehlern, ganz wesentlich von den Uebertragungen ab, die Ellis, Gundert und Burnell gegeben haben [43]. Wenn die Juden jene Schenkung in das vierte Jahrhundert (379 n. Chr.) zurückversetzen, so hat Burnell es mit guten Gründen wahrscheinlich gemacht, dass die Inschriften auf den Kupfertafeln einerseits nicht jünger sind als 774 n. Chr., da sich eine Kupferplatten-Inschrift aus diesem Jahr, die im Besitz der syrischen Christen ist, auf sie bezieht, andererseits aber auch nicht weiter zurückreichen, als bis zum Anfang des achten Jahrhunderts, da manche Buchstaben eine so entwickelte Form aufweisen, wie sie in früherer Zeit noch nicht vorkommt. Die drei Platten, die noch jetzt von den weissen Juden aufbewahrt werden, sind länglich-viereckig und haben eine Länge von 27,5—28,5 cm bei einer Breite von 12,5 cm. Eine Platte ist auf beiden, eine zweite nur auf einer Seite, die dritte gar nicht gravirt, sie dient nur als Schutzdeckel. Die Tafeln werden so zusammengelegt, dass keine Schriftseite nach aussen schaut; eine eng anschliessende Kupferzwinge wird übergeschoben und hält die drei Platten als festes Bündel zusammen. Es wurde mir in sehr entgegenkommender Weise gestattet, einen Guttapercha-Abdruck der Platten zu nehmen.

Digitized by Google

Aus der alten Inschrift geht soviel mit Sicherheit hervor, dass die Juden schon im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an der Malabarküste wohnten. Später sprechen arabische Reisende des 10. Jahrhunderts von Juden in Ceylon. Als Vasco de Gama auf seiner Rückreise die Angediven-Inseln besuchte, traf er dort einen polnischen Juden an, und die portugiesischen Geschichtsschreiber nennen den Radscha von Kotschin geradezu König der Juden. Die Hauptniederlassung des fremden Stammes war damals Andschuwannam bei Kranganor an der Mündung des Peräar; als sich aber dort die Portugiesen festsetzten und bei Kranganor (1537) ein Fort errichteten, begann eine religiöse Hetze schlimmster Art, so dass die Juden ihre Stadt ganz aufgaben und nach Kotschin übersiedelten (1565). Aber selbst die Nähe und der Schutz des Radscha konnte sie nicht vor ihren fanatischen Feinden retten. Die letzte Verfolgung fand statt, als sie bei dem ersten vergeblichen Sturm der Holländer auf das Fort von Kotschin (1661) sich auf die Seite der Angreifer gestellt hatten und ihnen behilflich gewesen waren, unbemerkt ihren Rückzug zu bewerkstelligen. Es heisst, dass ein Jude dadurch, dass er im holländischen Lager in der Nacht regelmässig die Stunden anschlug, die Belagerten über den Abzug der Feinde getäuscht habe. Mochte das wirklich geschehen oder nur von den Portugiesen erfunden sein, eine fürchterliche Plünderung und Zerstörung der Judenstadt war die Folge. Ein Jahr darauf kehrten die Holländer zurück, am 8. Januar 1663 capitulirte das portugiesische Fort und seit jener Zeit haben die Juden in Kotschin Ruhe.

Die entschieden semitischen Körpermerkmale der weissen Juden scheinen auf den ersten Blick eine wichtige biologische Frage zu entscheiden, die nämlich, ob veränderte Naturbedingungen, die viele Jahrhunderte auf eine Rasse einwirken, im Stande sind, die körperlichen Besonderheiten derselben zu ändern. Wenn die Juden viel länger als ein Jahrtausend an der Malabarküste leben und doch dieselben charakteristisch semitischen Züge besitzen, wie die Juden in Europa, so würde jene Frage in negativem Sinn beantwortet sein, falls sich nachweisen liesse, dass jene Juden sich lediglich aus sich selbst, ohne weiteren Nachschub aus der Heimath erhalten hätten. Aber das ist nicht der Fall: es scheint, als ob ein Zuzug von Juden aus dem Westen nie aufgehört habe. Das Gerücht, dass im fernen Indien eine blühende Judencolonie existire, hat wohl immer Juden aus Vorderasien oder Europa zur Auswanderung gelockt. Es war ein polnischer Jude, den Vasco auf der Insel Angediva antraf. Ich hielt unter den weissen Juden Umfrage nach fremder Einwanderung:

Digitized by Google

es giebt unter den etwa 50 Familien keine einzige, die auch nur drei Generationen zurück sich frei von Beimischung fremden Blutes aus dem Westen gehalten hätte. Auch jetzt leben dort Juden, die in Bagdad, in Polen, Deutschland, Holland, Spanien geboren sind. Die Geschichte hat hier kein reines Experiment angestellt, und jene biologische Frage ist durch die weissen Juden von Kotschin nicht entschieden.

Aber die Geschichte beantwortet eine andere psychologisch-sociale Frage von nicht geringerem Interesse. Die Juden sind, so lange sie dort im Lande wohnen, von den eingeborenen Herrschern und vom Volk mit Achtung behandelt worden, sie genossen mehr als ein Jahrtausend die Rechte anderer anständiger Menschen und es wurde ihnen nicht der Schacher als einzige Erwerbsquelle gelassen. Und deshalb fehlen ihnen auf geistigem und gesellschaftlichem Gebiet die specifischen Züge, die den westlichen Juden von den Christen selbst durch jahrtausendlange Bedrückung und Verfolgung angezüchtet worden sind. Die weissen Juden haben nicht jene Erwerbsinstinkte, wegen deren die Juden bei uns in Ländern, die sich ihrer Cultur rühmen, beneidet, gehasst, verfolgt werden. Sie leben dort ein bescheidenes, phlegmatisches, schlaffes Dasein, ihr Erwerbstrieb ist nicht höher entwickelt als bei den Hindus. Viele sind Grundbesitzer, die meist von Verpachtung ihrer Palmengärten und Reisfelder leben, seltener ihr Feld selbst bewirthschaften. Eine Anzahl von ihnen macht Fässer für den Oelexport, andere sind Gerber oder geschickte Buchbinder. Einige Tuchhändler, die früher Stoffe aus Calcutta einführten, konnten die Concurrenz mit christlichen Europäern nicht bestehen und ihre Geschäfte gingen ein, nur einer oder zwei handeln jetzt noch en gros mit Pfeffer. Im Ganzen ist die frühere Wohlhabenheit der Juden theils infolge der Verfolgungen durch die Portugiesen, theils durch die Concurrenz der Holländer und Engländer stark zurückgegangen.

Regsamer und thätiger scheinen die schwarzen Juden zu sein; sie tagelöhnern als Holzfäller, als Holzsäger oder auf den Feldern, einzelne sind Maurer, Schreiner, Kleinkrämer. Die Weiber der schwarzen Juden sind geschickte Spitzenklöpplerinnen und Stickerinnen.

Unter den Europäern, die ich in Kotschin kennen lernte, muss ich dankbar der Beamten des Handelshauses Volkhart Brothers, sowie des englischen Arztes, Herrn Dr. Elkum gedenken, bei denen ich manche Stunde anregenden und behaglichen Verkehrs verlebte. Letzterem Herrn verdanke ich eingehende Auskunft über die sanitären Verhältnisse des Ortes, die so schlecht wie möglich sind. Die schmale, sandige, niedrige Landzunge, auf der Kotschin liegt, ist auf der einen

Digitized by Google

Seite vom indischen Ocean, auf der anderen vom brackischen Wasser der Lagunen umspült, ihr Boden, seit Jahrhunderten von allem Schmutz der Stadt wie ein Schwamm durchtränkt, giebt an keiner Stelle auch nur erträgliches Trinkwasser. Boote bringen solches von den Flüssen herab, aber nur die wenigen Wohlhabenden können es sich kaufen, die grosse Menge des armen Volkes trinkt das ungenießbare Wasser des Orts und so hören endemische Krankheiten, Diarrhöe, Dysenterie, Wassersucht, Anämie nie auf, ganz besonders aber herrscht Pachydermie; sie ist unter der ärmeren Bevölkerung so verbreitet, dass sie, die gewöhnlich zuerst die unteren Extremitäten befällt, geradezu den Namen »Cochin leg«, Kotschin-Bein erhalten hat. Auf Schritt und Tritt begegnet man Leuten mit unförmlich verdickten Füssen. Zunächst ist die Arbeitsfähigkeit der von der Krankheit Befallenen nicht oder nur wenig behindert. Ich benutzte für etwas weitere Entfernungen öfters das dort gebräuchliche Pusch-Pusch, eine Art Fahrstuhl, den der Fahrgast (wie bei unseren Kranken-Fahrstühlen) selbst lenkt, und der von zwei Männern geschoben wird. Beide Männer litten am Cochin leg, bei dem Einen war der Fuss zu einem dicken, unförmlichen Klumpen angeschwollen, aber trotzdem hielt der Mann, auch bei raschem Tempo, mit seinem Kameraden Schritt, bei dem sich erst Spuren der Krankheit zeigten. Die ganz schlimmen Stufen der Krankheit, Beine von der Dicke eines Mannesrumpfes, bekommt man im englischen Krankenhaus zu sehen. Auch an anderen Körperstellen kommen solche Verdickungen vor, die nur auf operativem Wege, durch Ausschneiden keilförmiger Stücke, eingeschränkt werden können. Auch Aussatz ist eine der Plagen Kotschins, aber man bekommt dort fast nie einen Aussätzigen zu sehen, da alle derartige Kranke möglichst bald in besonderen Anstalten, entfernt von der übrigen Welt internirt werden.

Das für 35 Betten eingerichtete englische Krankenhaus steht zwar unter vortrefflicher ärztlicher Leitung, leidet aber kläglichen Mangel an materiellen Mitteln. Da den Kranken die Wahl gelassen ist, ob sie sich durch die Hospitalküche oder von ihren Angehörigen beköstigen lassen wollen, ziehen die meisten Einheimischen das Letztere vor, und so sieht man um die Mittagszeit in den Höfen des Krankenhauses eine Menge kleiner Feuerchen, um die die Weiber und andere Familienangehörige der einzelnen Patienten kochend herumhocken. Eine Abgrenzung des Hospitals durch eine Mauer oder durch einen festen Zaun existirt nicht und ein Jeder hat freien, ungehinderten Zutritt zu den Kranken. Da aber die einzelnen Räume wegen besserer Ventilationen nur durch mannshohe Schranken von

Digitized by Google

einander getrennt sind, sieht man in Männer- wie in Weibersälen immer fremde Gesichter über dieselben hereinschauen und jede grössere chirurgische oder geburtshilfliche Operation verläuft unter Theilnahme einer grossen Corona von Zuschauern. Die Stadt hat kein besonderes Schauspielhaus, dem Volk dient das Hospital als solches.

Kotschin hat ein Residenzschloss, aber der Landesfürst residirt fast nie dort; auch der Sitz der Regierung ist nicht dort, sondern in dem auf dem gegenüber liegenden Lagunenufer auf dem Festland freundlich gelegenen Ernakolam; eine Dampffähre oder ein grosses Boot mit Cabine für die Honoratioren vermittelt den Verkehr beider Orte. Das Regierungsgebäude präsentirt sich von Kotschin aus als ein hübsches modernes Schloss, man würde es mit seinen Erkern und vielen Dachgiebelchen eher für eine Stätte behaglichen Lebensgenusses, als für ein öffentliches Gebäude mit ernsten Amtsstuben halten. Der Ort selbst ist ganz indisch, weit zerstreute, isolirte Hütten und Häuser in Palmengärten, die unmittelbar an der Strasse liegenden Häuser mit Läden zum Verkauf von Lebensmitteln ausgestattet.

Beim Rückweg erhob sich vor der Abfahrt auf der Landungsbrücke lauter, heftiger Zank zwischen einem dicken, gut gekleideten, frech dreinschauenden Brahmanen und dem Bootsführer, der drei Peis von jenem zu fordern hatte (etwa zwei Pfennige nach unserem Geld), sie aber nicht bekam. Alles wartete und wartete, aber wir kamen nicht fort. Ich liess schliesslich dem dicken Herrn durch meinen Diener sagen, er schiene sehr arm zu sein und ich wolle ihm gern die drei Peis schenken. Dabei schüttelte ich ihm bieder die Hand und klopfte ihm treuherzig auf die durch die Schnur der Zweimalgeborenen geadelte Schulter, was ihm zu Hause reichliche Umstände auferlegte, wenn er sich von dieser Befleckung wieder reinigen wollte; ich hätte ihm von Herzen eine Pantschagavya-Reinigungspille gegönnt. Mein stolzer Heiliger war aber kaum verlegen und nahm ohne falsche Scham und ohne Ziererei die zwei Pfennige an. Alle anderen Niedrigkastigen aber schauten mich mit leuchtenden Blicken an, ich glaubte den Hohn über den schäbigen Brahmanen in ihren Gesichtern zu lesen. Die Rückfahrt war stark bewegt, aber bei dem purpurgoldigen Abendhimmel doch schön. Als wir wieder in Kotschin gelandet waren, kam das ganze Corps, das, wie mir schien, seine Freude über die Demüthigung des unverschämten Brahmanen so deutlich zu erkennen gegeben hatte, und bettelte mich auch um ein paar Peis an. Ich hatte ihre Gefühle missverstanden.

Digitized by Google

VII. KAPITEL.

VON KOTSCHIN NACH KOIMBATOR.

Am Nachmittag des 5. Januar bestieg ich wieder ein neu gemiethetes Boot zur Weiterfahrt nach Tritschur, dem Endpunkt meiner Lagunenfahrt. Im letzten Augenblick kam noch ein schwarzer Jude herangeeilt, der mich öfters in Gesellschaft seiner weissen Glaubensgenossen gesehen hatte, um mir zu sagen, dass die letzteren gewiss ihre dunklen Brüder bei mir verleumdet hätten. Ich konnte ihm die ehrliche Versicherung geben, dass das durchaus nicht der Fall gewesen sei.

Am Landungsplatze vor dem Rasthaus fiel mir auf, dass die Mauer gegen das Wasser hin grosse gerollte Blöcke blasiger dunkler Lava, sowie compakten basaltähnlichen Gesteins enthielt. Da vulkanische Gesteine in diesem südlichen Theil Indiens nicht vorkommen, müssen die Steine von Norden her von den Mündungen von Flüssen, die in das mittlere oder nördliche vulkanische Dekan einschneiden, gebracht worden sein.

Wir hatten in den ersten Stunden eine starke Ebbeströmung gegen uns, aber bei günstigem Wind überwanden wir dieselbe leicht und die langen Bambusstangen brachten uns rasch vorwärts. Eine ununterbrochene Reihe lieblicher Landschaftsbilder zieht auf der Lagunenfahrt nördlich von Kotschin vor dem Reisenden vorüber. Die Ufer sind buchtenreich, durch viele Seitenarme reich gegliedert, zahlreiche Inseln unterbrechen die Wasserfläche und das Land ist eine fortlaufende Reihe von Baumgärten und Palmenhainen mit freundlichen Häuschen und grösseren Villen, die in träumerischer Ruhe daliegen. Um so belebter ist das Wasser. Ganze Scharen kleinerer und grösserer Fische springen halbmeterhoch, alle in derselben Richtung aus dem Wasser, um den grossen Raubfischen zu entfliehen, die ihnen nachjagen und ihre Beute mit plumpen

Digitized by Google

Sprüngen bis in die Luft hinauf verfolgen. Wir begegneten wieder zahlreichen Holzflössen und mit den grünen Faserhüllen der Kokosnuss hoch beladenen Lastbooten, die, die Ebbeströmung benutzend, der Hafenstadt zustrebten. Kaum aus dem Wasser herausragende Einbäume mit einem oder zwei Insassen kreuzten die Lagune nach allen Richtungen, grössere Last- und Passagierboote verfolgten denselben Weg wie wir, ab und zu schoss ein elegantes Cabin-Boot an uns vorüber, fortbewegt von einer grösseren Anzahl von Ruderern, die mit monotonem, immer wiederholtem Eintaktgesang die raschen Ruderschläge begleiteten.

Wie immer kurzdauernd, aber in seiner Farbenwirkung zusammengedrängt war der Abend mit seinem flammenden Sonnenuntergang, der mit dem kühlen Grauviolett des Ostens und mit der bleichen Scheibe des Vollmondes wirksam contrastirte. Dann verblasste der leuchtende Farbenschein im Westen, die Lokalfarben verschwanden und der höhersteigende goldglänzende Mond verbreitete sanftes Licht über die Wasserfläche und die Palmenwipfel, in denen das Detail mehr und mehr zurück-, die grössere Modellirung aber um so stärker hervortrat.

Gegen Mitternacht waren wir ganz nahe der Mündung des Peräar, deutlich drang das Geräusch dumpfrollender Brandung herüber, dann bogen wir in scharfem Winkel ostwärts in den engeren, von überhängenden Palmen beschatteten Fluss ein, in dem uns die hereinströmende Fluth rasch aufwärts trieb. Wir passirten Kranganor; wenn auch der Ort wegen der Verschlämmung der Mündung des Peräar seine Bedeutung als Seeplatz ganz verloren hat und zu einem stillen Binnenstädtchen herabgesunken ist, so herrscht doch noch reges Leben auf dem Fluss, gerade an der Stelle, wo er ein weit aufgeschlossenes Hinterland mit der Längslagune von Kotschin und Trawankor verbindet; selbst in der Nacht begegneten uns hier viele Boote. Lange Zeit begleitete uns in nächster Nähe ein Kahn, in dem ein ganz kleines Kind immerfort, so laut es konnte, schrie, während es die Mutter ebenso andauernd und kaum weniger laut zu beruhigen versuchte.

Der lebhafte Verkehr auf dieser Strecke, der zur Blüthezeit Kranganor's noch viel intensiver gewesen sein muss, machte in früherer Zeit gerade diesen Abschnitt des Lagunensystems zum Schauplatz räuberischer Anfälle und die Erinnerung an die Unsicherheit jenes Verkehrs lebt noch bis heute fort. Es klingt wie die Erfindung eines sensationellen Romans, soll aber verbürgte Geschichte sein, was sich die Leute von Kotschin von einem reichen Kaufmann

Digitized by Google

erzählen, der in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts in dieser Stadt lebte. Sein Vermögen mehrte sich in wunderbarer Weise; kein Mensch ahnte, dass er auf der Lagune einen Sklaven von herkulischer Kraft unterhielt, der die besseren Boote anfiel und plünderte, die Insassen erschlug und auf den Grund versenkte. Der Kaufmann hatte eine Tochter, die er an einen reichen, auswärts wohnenden Hindu verheirathete. Nach der Hochzeit reisten die Neuvermählten nach ihrem neuen Heim ab: am anderen Morgen brachte der Sklave der lange ausgeblieben war, weil er ohne grösseren Erfolg gearbeitet hatte, seinem Herrn als Beute der letzten Nacht reichen Schmuck: es waren dieselben Goldringe, dieselben Perlen, dieselben Edelsteine, mit denen sein Herr Tags zuvor die eigene Tochter zu ihrer Vermählung geschmückt hatte, sie und ihr Gatte lagen todt auf dem Grunde der Lagune. — Erst die Engländer ergriffen energische Maassregeln gegen dies Piratenthum; in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts kam noch mancher Raubanfall vor, seit 50 Jahren aber ist das Reisen auf der Lagune so sicher, wie nur auf irgend einer englischen Landstrasse.

Am anderen Morgen kamen wir an eine Stelle, wo unser Weg blindsackartig zu enden schien: eine quere Lehmwand sperrte den Kanal vollständig ab. Beim Näherkommen zeigte sich, dass nur ein schmaler Lehmdamm querüber gebaut war, hinter demselben setzte sich der Kanal weiter fort, aber in ihm stand das Wasser um wenigstens einen Meter höher, als vor dem Damm. Am Ufer wartete schon eine Menge Leute, rasch wurde ein dickes Tau aus Kokosfaser hinter unserem Boot herumgeführt und dieses durch Anziehen von beiden Seiten ziemlich rasch über den schlüpfrigen Lehmdamm hinüber befördert. Der Kanal war von da an zum grossen Theil in weichen graubraunen Lehm, später in festeren Laterit eingeschnitten. Dann treten mit einem Mal die Ufer weit auseinander und vor uns breitete sich die weite Fläche des Tritschur- (oder Ennamakkal-) See's aus, in dem die Wasserwellen mit den wogenden Flächen des Reislandes abwechselten. Wie in Holland hat hier der Mensch in Jahrhunderte langer Arbeit dem Wasser fruchtbarstes Ackerland abgerungen. Der See von Tritschur ist eine ursprünglich 25 englische Quadratmeilen grosse Bodensenkung, in die sich einige kleinere Flüsse ergiessen, die während des SW.-Monsuns starke Fluthen herabführen. Im Westen steht der See durch Kanäle mit dem grossen Lagunensystem Kotschin's und durch einen Ausfluss mit dem Meer in Verbindung, und zwar so nahe, dass in alter Zeit bei der Fluth das Seewasser in das Binnenbecken

Digitized by Google

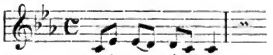
eindrang und dieses in einen brackischen See verwandelte. Wollte man dem seichten Binnenwasser Land abgewinnen, dann war es die nächste Aufgabe, dass man durch einen bis zur Fluthhöhe hinaufreichenden Damm im Ablaufkanal des See's das Eindringen des Seewassers verhinderte, ein Werk, das vor ein paar Jahrhunderten gemeinsam durch den Radscha von Kotschin und den Zamorin von Kalikut ausgeführt wurde, die einen aus gewaltigen Hausteinblöcken aufgeführten 200 Fuss langen Sperrdamm quer über den Abfluss bei Ennamakkal errichteten. Aber dadurch war der Spiegel des See's auch in der trockenen Jahreszeit höhergelegt als früher, und in der Regenzeit stieg er durch die von den Bergen herabstürzenden Fluthen noch höher. Ein grosser Theil des See's ist daher während des Südwestmonsuns von Wasser bedeckt, in den übrigen Monaten dagegen sumpfig oder trocken. Aber diese Trockenheit reicht nicht aus zur vollen Entwickelung einer Reisgeneration; es müssen die angepflanzten Theile des See's durch Dämme von den tieferen Stellen abgegrenzt und das eindringende Wasser in ununterbrochener Arbeit wieder ausgeschöpft werden. Im Herbst, wenn der Wasserstand zu sinken beginnt, fängt die Arbeit des Auspumpens an; auf der Höhe der trockenen Zeit, im Februar und März, sind dann nur wenige Räder für die tieferen Böden in Bewegung, aber im April, wenn gerade trockenes Land für die Reifung der Körner nothwendige Bedingung ist, steigen die Wässer von Neuem, und dann sind ganze Dörfer, Männer und Weiber, Tag und Nacht auf den zahllosen Treträdern in unausgesetzter Arbeit, das eindringende Wasser auszupumpen. Manchmal kommt es in dieser Zeit vor, dass die Dämme durchbrechen und die ganze Hoffnung eines Landbesitzers oder eines Dorfes mit einem Schlag vernichtet ist. Ist der Reis zur Zeit eines solchen Dammbruches schon reif, so schneidet man auf Booten die schwimmenden Aehren ab und rettet so noch die Ernte. Tritt kein solcher Unfall ein, dann wird der Fleiss der Arbeiter durch ungemein reiche Erträgnisse dieser fetten Felder belohnt.

Im Jahre 1802 hatte ein englischer Distriktsbeamter geglaubt, durch Beseitigung des Steindammes bei Ennamakkal den Wasserspiegel niedriger legen zu können: Versalzung des See's und Vernichtung grosser Strecken blühenden Reisbaues war die Folge. Man hat seither die feste Mauersperre durch jährlich erneutes Aufdämmen eines Lehmwalles ersetzt.

Als ich über den See fuhr, war der Kampf gegen das Wasser aufgenommen und dieses in grosser Ausdehnung abgedämmt. Es ist so seicht, dass überall Wassergräser über die Oberfläche hervorstehen

Digitized by Google

und dass nur eine schmale durch Pfähle angezeigte Fahrstrasse tief genug für den Bootverkehr ist. Heftig blies der Ostwind über die niedrigen Vorberge der Anämalä im Palghat herüber und trieb uns häufig aus den Pfählen heraus in seichteres Wasser, in dem wir uns mehrere Male im Schlamm festrannten, so dass wir nur durch Herausspringen der Bootsleute und Heben des Bootes wieder flott wurden. Da und dort erkennt man im seichten Wasser die Reste alter, von früheren Fluthen zerstörter Dämme, die noch bis fast zur Oberfläche des Wassers heraufragen. Dann kommt man an langen Linien neuer Dämme vorbei, an deren Fortsetzung und Vollendung fast schwarze Arbeiter und Arbeiterinnen, bis zum Schenkel oder Gürtel im Wasser stehend, arbeiten, indem sie zuerst zwei Parallelwände von Flechtwerk, das von eingerammten Pfählen gestützt wird, errichten und den meterbreiten Zwischenraum mit Gras und wurzeldurchwachsenem Schlamm auffüllen. Die Arbeit, für die das Material mit Kähnen herbeigeschafft wird, rückt rasch voran. Sobald ein Stück ringsum abgegrenzt ist, fangen die stark besetzten Treträder ihre Arbeit an. Schon von Weitem dringt die eintönige, immer wiederholte Melodie herüber, die klingt wie:



Ist in einem Reisfeld das Wasser ausgepumpt, dann beginnt der Anbau: lange Reihen von 100 und mehr Arbeitern, Männern und Weibern, rücken in langsamem Tempo vor, indem sie Wurzeln und Unkraut ausreissen, das von Anderen über den Schlamm nach den Dämmen zu geschleppt wird, um diese gegen den Druck des Wassers und den Anprall der Wellen widerstandsfähiger und dichter zu machen. An anderen Stellen wird das gereinigte Feld mit Querbrettern ganz in der Weise geebnet, wie es schon Knox vor mehr als 200 Jahren von dem Reisbau der Singhalesen beschrieben und abgebildet hat: ein Brett ist mit einer rechtwinklig abgehenden Stange (Deichsel) verbunden, an der ein Ochsen- oder Büffelpaar angespannt ist. Zur Beschwerung der Maschine stellt sich der Treiber mit dem einen Fuss auf das Brett, mit dem andern auf die Deichsel, er nimmt den Schwanz des linken Ochsen in die linke Hand, die Peitsche in die rechte, und so umziehen mehrere dieser Fuhrwerke (bis zu 12) neben oder hinter einander langsamen Schrittes das Feld, das sie ebenen und für das Einsetzen der jungen Reispflanzen vorbereiten. Gruppen von Weibern sind auf anderen Feldern an der Arbeit, die auf

Digitized by Google

Saatbeeten dicht gewachsenen Gräser auf ihren endgiltigen Standort anzupflanzen: auf noch weiter vorgeschrittenen Feldern wogt schon das helle Grün des höher gewachsenen Getreides im Winde in langen Wellen auf und nieder.

Auch die Thierwelt, die in Schlamm und Wasser einen Ueberfluss an Nahrung findet, trägt zum Schmuck und zur Belebung des See's bei. Lange Linien glänzend weisser Reiher, buntschillernde oder schwarz-weiss gescheckte Eisvögel, Raubvögel, die in der Luft ihre Kreise ziehen, spähen überall nach Beute. Am östlichen Ufer, das nicht so flach als das gegenüber liegende, sondern von röthlichen, spärlich bewachsenen Laterit-Hügeln eingefasst ist, nimmt auch die Seetiefe zu: hier ist fast die ganze Oberfläche des Wassers bedeckt von den länglich-herzförmigen, an der Unterfläche braunroth, oben grün gefärbten und mit schönen Adernetzen gezeichneten Blättern des indischen Lotus (Nymphaea pubescens). Es muss entzückend sein, wenn dieser Pflanzenteppich seine herrlichen Blüthen öffnet; jetzt ist er nur das Entzücken von Büffeln, die bis zu drei Kilometer Entfernung vom Lande den ganzen Tag im Wasser umherschwimmen und mit ihren dicken fleischigen Zungen die nahrhaften bitter-aromatischen Stengel zum Maule führen. Nur der oberste Theil des Rückens und des Kopfes schaut aus dem Wasser heraus, sie dienen einem weissen ibisähnlichen Vogel als Stand und Jagdgebiet auf Insekten, die sich vor der Nässe auf die höchsten trockneren Punkte des scharfkantigen Rückens geflüchtet haben.

Mühsam gegen den heftigen Ostwind ankämpfend, rückten wir langsam gegen das Land vor. Freundlich grüsste aus einer grünen Gebüschoase ein weiss getünchtes Kirchlein der Church Missionary Society herab. Dann liefen wir aus dem See in einen künstlichen Kanal ein, der eine halbe Meile weiter im Boothafen von Tritschur endigt. Die Menge der Kähne, von denen die meisten ganz mit Matten eingedeckt sind, während andere Waaren aus- oder einladen, der grosse Fuhrwerkspark dicht am Landungsplatz, die grossen offenen Schuppen für die Thiere, die grossen Haufen der Heuvorräthe zeigen, wie bedeutend der Verkehr auf diesem Uebergangspunkt von Wasser- und Landstrasse ist. Fast der ganze Landverkehr zwischen Kotschin-Trawankor und dem übrigen Indien benutzt die kurze Landstrasse zwischen dem Hafenplatz Tritschur und der Bahnstation Schoranur. Es existirt zwar ein von dem Tritschur-See nordwärts bis zur Eisenbahnstation Tirur führender Wasserweg, der ein paar isolirte kleinere Seen mit Kanälen verbindet, aber diese führen bei Ebbe kaum 10 cm Wasser, so dass die Schifffahrt auf

Digitized by Google

ihnen in hohem Grade erschwert ist. Die britische Regierung geht mit der Absicht um, diesen Wasserweg so weit zu verbreitern und zu vertiefen, dass ihn auch grössere Boote zu jeder Zeit befahren können.

Als ich nach Tritschur kam, waren die Leute auf der Strasse eifrig damit beschäftigt, eine grosse Illumination für den Abend vorzubereiten: die syrischen und römisch-katholischen Christen feierten das Fest der heiligen drei Könige mit Beleuchtung der Strasse und mit Feuerwerk vor der Kirche. Man hatte in regelmässigen Abständen an der Strasse Löcher in den Boden gegraben und 1 bis 1 ½ Meter hohe Stücke von Bananenstämmen aufgepflanzt, die mit dunkelgrünen Bananenblatt-Bändern in regelmässigen Abständen gefällig umwickelt waren. Unter diesen Streifen waren hufeisenförmig gebogene Spähne von Bambus mit ihren zugespitzten Enden ringsherum in den Bananenschaft eingesteckt, die Träger kleiner Schüsselchen aus gebranntem Thon. Diese waren mit Oel gefüllt, mürbe Baumwollklumpen bildeten den Docht, und so hatte man mit einfachen Mitteln ganz stattliche Candelaber hergestellt, die am Abend die Strassen in langen Flammenlinien erleuchteten.

Bei Herrn Kohlhoff, Conservator of forests in Kotschin, gab ich Empfehlungen aus Triwandram ab, und ich erhielt von ihm die gern angenommene Einladung, in ein paar Wochen nach meinem Besuch der Nilgiris mit ihm einen Ausflug in die von Malänayar, Nayadis, Kaders etc. bewohnten Berge Kotschin's zu machen. Auf dem Nachhauseweg zum Rasthaus kam ich an einem Hindutempel vorbei, in dem doppelt lärmende, barbarische Musik den Eindruck der Illumination der Christen verwischen zu wollen schien. Dann gerieth ich, mich in den beleuchteten Strassen umhertreibend, an das syrische Kloster mit seiner stattlichen steinernen Kirche, leider zu spät, um noch das gewiss recht hübsche Feuerwerk mit zu geniessen, das auf einem vor der Kirche errichteten grossen Gerüst abgebrannt worden war, und von dem noch nachglimmende Papierfetzen am Boden zerstreut umherlagen. Ich hatte, auf meinen Orientirungs-Instinkt bauend, meinen Diener im Rasthaus zurückgelassen und mich auf dem Rückweg in den Strassen Tritschur's gründlich verirrt. Niemand auf der Strasse verstand mich, und so winkte mir das Kloster Hilfe, in dem ich doch irgend Jemand zu finden hoffte, der englisch verstand. Aber meine Hoffnung erwies sich als trügerisch: selbst der zufällig zu Besuch anwesende, in einem long chair sich rekelnde Patriarch von Babylon, seiner Physiognomie nach eine jüngere Ausgabe der alten Könige auf den Steinreliefs

Digitized by Google

von Kuyundschik, verstand so wenig Englisch, dass ich ihm meinen Wunsch, einen Führer zum Rasthaus zu erhalten, nicht klar machen konnte. Auch hatte sowohl er, wie auch die anderen Herren ein viel grösseres Interesse daran, mich radebrechend auszufragen, als mir zu helfen Auf meine Frage, ob Niemand da sei, der französisch spreche, wurde mir ein junger Priester vorgeführt, der in einem Lazaristen-Kloster in Persien die Sprache der grossen Nation kennen gelernt haben wollte, aber sie noch weniger verstand, als der Patriarch Englisch. Erst nach langem vergeblichen Bemühen ging den Mönchen allmählich ein Schimmer davon auf, dass ich zum Rasthaus wolle. Man gab mir einen Führer dorthin mit, nachdem man mich vorher noch freundlich eingeladen hatte, die Nacht im Kloster zu verbringen. Ich hätte die Einladung gern angenommen, wenn ich die mir bleibende Zeit nicht möglichst für die Nilgiris hätte ausnutzen müssen, und wenn nicht schon die Schnellpost, das Transit, auf den nächsten Morgen um 6 Uhr zum Rasthaus bestellt gewesen wäre.

Mit indischer Pünktlichkeit kam der Wagen um 7, statt um 6 Uhr. Der Biedermann von Rest-house-keeper, ein braunes Gemeinde-Mitglied der London church mission, der am Abend vorher weidlich auf die syrischen Christen, auf die römischen Katholiken und besonders auf die Hindus geschimpft hatte, die auf offener Strasse lehrten, dass das Londoner Christenthum nicht die echte Religion sei, hatte mir auf meine Rechnung eine Menge Dinge aufgeschrieben, die ich gar nicht gehabt hatte. Zudem hatte er mich statt um 5 Uhr, wie ich ihm geheissen, um halb 7 geweckt, so dass ich fürchtete, in Schoranur nicht mehr zur rechten Zeit zum Zuge zu kommen. Aber die alten, kleinen, struppigen indischen Ponies hielten sich besser als die Menschen: sie galoppirten durchschnittlich eine englische Meile in 7 bis 8 Minuten, und so erreichte ich doch noch den Zug in Schoranur. Die Strasse war schattig und kühl unter den oben zusammenschliessenden Kronen der Feigenbäume. Ungefähr in der Hälfte des 26 Meilen langen Weges überschreitet man die niedrigen nordwestlichen Ausläufer der Anämalä Berge; hinter ihnen ändert sich der Vegetations-Charakter erheblich. Man hat im ganzen wieder das Bild der östlichen Ebene vor sich, kahle weite Flächen, selten unterbrochen durch Ackerbau, noch seltener durch Wasserläufe mit Reisfeldern, an den Wegen Akazien, Agaven, Euphorbien, Kaktus, in der Ferne rothgelbe, pflanzenleere Hügel. Alles ist trocken hier, auch die Flüsse. Der aus dem Thor des Palghat heraus kommende Ponnani ist wohl der längste, aber nicht

Digitized by Google

der wasserreichste Strom der Malabarküste; sein Quellgebiet liegt in der trockenen Niederung, das der anderen kurzen Ströme in den wassertropfenden Wäldern der westlichen Gebirgs-Abhänge. Das sandige, breite Bett des Flusses wird unmittelbar vor der Eisenbahn-Station Schoranur auf einer langen schmalen Gitterbrücke überschritten.

Die Bahn, die das südliche Indien zwischen Kalikut und Madras durchquert, benutzt die uralte Handelsstrasse durch die breite Gebirgsspalte des Palghat, die das System der Ghats durchbricht. In einer Breite von 32 Kilometern senkt sich dieses Einbruchsthal so tief ein, dass die Wasserscheide zwischen beiden Meeren hier sich kaum mehr als 300 Meter über den Seespiegel erhebt, während unmittelbar neben dieser Spalte im Norden die Nilgiris, im Süden die Anämalä, das höchste Gebirge Indiens südlich vom Himalaya, bis zu fast 2700 Metern aufsteigen. Für den Verkehr ist hier eine bequeme Verbindung von Ost und West gegeben und seit uralter Zeit nimmt der Handel diesen Weg: gar nicht selten sind im Palghat Münzen aus der Zeit der römischen Kaiser von Augustus an gefunden worden. Diese Lücke im Gebirge ist auch für die klimatischen Verhältnisse des westlich davor liegenden Landes entscheidend. Wie in der Gebirgsspalte bei Nagerkoil im Süden hat auch hier der Regenschirm, den die Wände des Gebirgs bilden, einen Riss bekommen, durch den beide Monsune ungehindert hindurch blasen. Hatte ich schon bei der Fahrt über den See von Tritschur einen Vorgeschmack von der Wucht des das Gebirgsthor durchbrechenden N.O. Monsun bekommen, so brauste uns der Wind in dem Einschnitt selbst noch ganz anders entgegen. Auch die Landschaft erscheint, je mehr man ostwärts vorschreitet, um so mehr ausgetrocknet und verdorrt.

Die Bahn hält sich immer am Nordrand des Palghat und tritt an einzelnen Stellen ganz nahe an die grösstentheils ganz kahlen hohen Felsberge der Wadamalä heran, die mit steil eingeschnittenen Profillinien jäh, oft ganz senkrecht aufsteigen. Zur Rechten breitet sich die braune Ebene der Thaleinsenkung aus, und darüber schliessen im Süden in der Ferne die eckigen Linien der blauen Anämalä die Landschaft ab.

Bei Potanur Junction zweigt an der Hauptlinie eine Nebenstrecke ab, die nordwärts über Koimbator, der Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes, bis nach Metapolliam am Fusse der Nilgiris hinführt.

Die Lage Koimbator's ist herrlich: im Halbkreis umziehen, nur wenige Meilen entfernt, die im Westen gelegenen Welliangiri, ein

Digitized by Google

Kranz schroffer Berge von grossen kräftigen Umrissen die Stadt. Aber trübselig ist der Anblick der Ebene, in der die Stadt liegt, alles kahl, sonnenverbrannt, verdurstend, doppelt trostlos nach der Abundanz der Natur Trawankor's. Nur der Noyil bringt von den Welliangiri-Bergen Wasser herab und an den von ihm gespeisten Stauteichen verdichtet sich oasengleich in Reisfeldern und Kokoshainen das Pflanzenleben. Einen solchen Teich durchschneidet der Bahndamm unmittelbar vor der Stadt.

Koimbator ist als Hauptstadt eines bedeutenden Distriktes und als der einem ausgedehnten Bergland (Nilgiris) zunächst gelegene grössere Ort ein lebhafter Platz, auf dem Bazar herrscht immer ein buntes Treiben, das sich nicht daran stösst, dass mitten in der nicht allzubreiten Strasse das einfache, von einem reichblühenden Strauch beschattete Grab eines muhamedanischen Heiligen sich erhebt. Im Gegensatz zur Malabarküste fällt hier die geringe Reinlichkeit der Hindus auf; sie ist sicherlich nicht bloss eine Folge des Wassermangels, sondern hängt ohne Zweifel mit der niedrigeren Stellung der Frau bei den Tamils zusammen. In der Kleidung der Weiber herrschen hier rothe und blaue, gesättigte Farben bei allen Kasten vor, weisse Kleider tragen nur die Wittwen. Im Uebermaass des Schmuckes, der, wo er nur immer anzubringen ist, den Körper beschwert, zeigt sich ein barbarischer Geschmack; an solchen Dingen erkennt man nicht, dass das Volk hier schon lange Zeit unter europäischem Einfluss steht, dagegen tritt eine solche Einwirkung hervor in dem grösseren Selbstgefühl auch der niederen Kasten, in ihrer geringeren Unterwürfigkeit, in der verminderten socialen Autorität der Brahmanen.

Die europäische Colonie, die übrigens kaum mehr als zwei Dutzend Familien umfasst, bewohnt in sehr weitläufig angelegten Compounds das östliche Stadtviertel; Humus- und Wasserarmuth erschweren alle Anpflanzungen, und so sind die Gärten mehr fromme Wünsche, als ein wirklicher freundlicher Schmuck der Villen. Zwischen spärlichen verdorrten Gräsern und jetzt ganz blätterlosen Bäumen tritt überall die rothe ausgetrocknete Erde hervor. Die Natur reicht hier dem Menschen nur bescheidene Gaben, um so wärmer schliessen sich die durch Abstammung, Bildung und Stellung verbundenen Europäer gesellig zusammen. Ich verlebte im Hause des Collectors Herrn Thomson, der mich sogleich einlud, sein Gast zu sein, sowie auf einem Ausflug in die Anämalä-Berge als Gast des ersten Forstbeamten des Distriktes, Herrn Porter's, sehr angenehme Tage.

Digitized by Google

Der Letztere schickte mir für anthropologische Beobachtungen einen seiner Waldhüter, ein Mitglied des nur wenige 100 Köpfe zählenden Hügelstammes der Mudugen, der die Wadamalä-Berge bewohnt. Nachdem ich ihn photographirt, gemessen und ausgefragt, und ihm für die mir gewidmete Stunde den Betrag eines Tagelohnes gegeben hatte, streckte er sich der Länge nach auf dem Bauch vor mir aus und legte Gesicht und Hände auf meine Schuhe; dann aber bat er mich um einen abgelegten warmen Rock, auf seinen Bergen sei es so kalt. Es that mir — zum erstenmal in Südindien — leid, dass ich keinen warmen Rock bei mir hatte und dass ich ihm deshalb diesen Wunsch nicht erfüllen konnte.

Digitized by Google

VIII. KAPITEL.

IN DIE ANÄMALÄ-BERGE.

Südlich von der Gebirgslücke des Palghat steigt die Fortsetzung des Dekan-Plateau's in den Anämalä-Bergen schroff bis zu einer Höhe an (Anamadi-Pik 2697 m), die sonst von keinem Berge südlich vom Himalaya erreicht wird. Noch vor wenigen Jahren waren an der Stelle der Hauptmasse dieser Berge auf den officiellen Specialkarten nur grosse weisse Flecken zu sehen. Die wenigen Jäger, die bis auf die Höhen vorgedrungen waren, konnten nicht Worte genug finden, die Schönheit des Gebirges, die Ueppigkeit der Wälder, den Reichthum an Wild, die Frische und Reinheit der Luft auf den Hochflächen zu schildern. Die Höhen selbst waren und sind noch vollständig unbewohnt: nur in den Vorbergen und in dem von Malaria verpesteten Saum von Gebirgsschutt, der die letzteren umgürtet, hausen dürftige Stämme dunkelhäutiger Ureinwohner der Puläar, Kaders, Malsers, die unberührt von der Hindu-Kultur auf primitivste Weise ihr kümmerliches Dasein fristen. Erst in den letzten Jahren dringt hier europäisches Wesen Schritt für Schritt vor: die üppigen Wälder, die noch vor wenigen Jahrzehnten den Fuss des Gebirges umgaben, sind abgeholzt, die halbwilden Bewohner derselben in den Dienst der europäischen Kultur gestellt, ja bis in die Berge hinein, mitten in die Wälder hatte sich seit wenig mehr als einem Jahre der Schienenweg und zwar eine Elefanten-Trambahn, wohl die einzige in ihrer Art, vorgeschoben, die den Reichthum der Nutzhölzer bis an den Rand der Berge schafft.

Es traf sich für mich sehr günstig, dass in den letzten Tagen der heftig niedergehende Regen des Nord-Ostmonsuns in den Anämalä-Bergen einige Brücken und Dämme jener vom Forst-Departement erbauten Eisenbahn beschädigt hatte und dass daher der oberste Forstbeamte des Distrikts, Herr Porter, zur Revision

Digitized by Google

dorthin gehen musste. Gern folgte ich seiner Einladung, ihn in die Berge zu begleiten, in denen ich unter günstigen Umständen die Waldstämme der Malsers und Kaders kennen zu lernen hoffen durfte. Wir verabredeten, dass Herr Porter vorausgehen und ich erst am Nachmittag mit dem schnellen Transit nach Pollatschi, dem Hauptort des gleichnamigen Kreises (Taluk) nachkommen, und am folgenden Tag gegen Mittag in dem am Fusse der Berge gelegenen Forsthaus, dem Satumalä bungalow, mit Herrn Porter zusammentreffen sollte, wohin um diese Zeit eine Anzahl jener Schwarzen für anthropologische Beobachtungen bestellt waren.

Der um 3 Uhr bestellte Wagen kam natürlich erst wieder um $5^1/_2$ Uhr an, ein kurzer, überdeckter, auf 4 Rädern laufender Kasten mit zwei Längsbänkchen, der mich und mein weniges Gepäck aufnahm, während mein indischer Diener und Dolmetscher den schmalen Bocksitz mit dem Kutscher theilte. Der Weg biegt im Bazar von Koimbator südwärts ab; sobald man die Stadt verlassen hat, wölben sich über der breit angelegten und vortrefflich gehaltenen Landstrasse tunnelartig dicht zusammenschliessend uralte indische Feigenbäume, von deren tiefschattigem Laubdach stalaktitenartige Luftwurzeln in selten gesehener Massenhaftigkeit herabhängen. Die ersten paar Meilen südlich von Koimbator fallen noch ganz in das Bewässerungsgebiet des von den westlich gelegenen Welliangiri-Bergen herabkommenden Noyil, dessen Wasser, in grossen Teichen angesammelt und durch Kanäle auf die Felder geleitet, einen wunderbar üppigen Pflanzenwuchs hervorzaubert: weithin wogt smaragdgrüner Reis auf wasserdurchtränkten Feldern, eingefasst von Kokospalmen mit träumerisch im Winde sich wiegenden Fiederkronen; auf etwas höherem Terrain wird Mohrenhirse, Weizen, Hanf, Ricinus, Tabak, indische Baumwolle gezogen, alles sorgfältig bestellt, strotzend von gesunder Saftfülle. Welcher Gegensatz, sobald man das Bewässerungsgebiet verlässt und sich auf die leichten Bodenschwellen erhebt, die keine Wasserzufuhr aus dem Fluss gestatten! Viel Land ist hier gänzlich unbebaut: auf den ärmlichen, angepflanzt gewesenen Feldern ist die Ernte bereits eingebracht. Alle Felder sind — eine Eigenthümlichkeit Koimbator's — ringsum eingefasst mit dichten Hecken des Balsambaumes (Balsamodendron Berryi), stacheliger Opuntien, baumartiger Euphorbien (E. antiquorum), auch mit amerikanischen Agaven, deren dicke, häufig gewundene Blüthenschäfte zum Theil noch die geschlossene Knospe zeigen, zum Theil armleuchterähnlich entfaltet sind. Dürr, rothbraun, verbrannt liegt das Land zwischen den saftarmen Hecken. Es ist das Bild der ganzen grossen Ebene

Digitized by Google

des südöstlichen Indiens. Ueberall stossen die Gegensätze hart an einander: so weit und in dem Maasse, als Bewässerung ausführbar ist, reiche Fruchtbarkeit — vollständig wüstes Land, oder kärglicher Anbau in dem der Bewässerung nicht zugängigen Gebiet, das während eines grossen Theils des Jahres geradezu als braune dürre Wüste daliegt.

In zackigen, schroff schönen Zügen hob sich im Westen vom warmen Himmel das duftig schimmernde Gebirge der Welliangiri-Berge ab, die mit der steil abfallenden Spitze des Lambton Pik's endigen. Tiefer sank die Sonne, orange, roth, purpurn wurde der Abendhimmel, blauer die Bergsilhouette: jetzt ist die Sonne für den Horizont untergegangen, aber noch nicht für die Berge, die wie ein Schirm ihre letzten Strahlen auffangen und ihre langen, bläulich-kalten Schatten wie mächtige Radien auf dem goldig-purpurnen Hintergrund des westlichen Himmels bis über den Zenith hinaus warfen, eine schattenfingerige Abendröthe. Aber sehr rasch verblasste das Farbenspiel. Wir waren inzwischen schnell südwärts vorgerückt, in breiter Einsattelung lag im Westen der flache, rechts und links von steilen Bergen begrenzte Palghat-Einschnitt vor uns, über ihm der tief dunkel-purpurne Abendhimmel. Rasch kamen die Sterne herauf und mit ihnen das Zodiakallicht, genau im Westen, ein schmaler, hoher, bis zum Zenith hinauf leuchtender weisslicher Lichtkegel, weit heller als die Milchstrasse, aber auch opaker, so dass alle Sterne in seinem Bereich den Glanz verloren zu haben schienen, während sie in der Milchstrasse glitzernd funkelten. Dunkler wurde die Luft, strahlender die Sterne, dann aber verblasste Alles schnell und Milchstrasse und Zodiakallicht traten fast ganz zurück in der Dämmerung des rasch heraufziehenden Mondes, der von unten, nicht von der Seite her seine Rundung verloren hat.

In der Mitte des Weges, 20 Kilometer entfernt von Koimbator, bei dem Dorf Kanathukadawu wurden die Pferde gewechselt. Unter ein paar alten Feigenbäumen neben der Strasse stand zum Anschirren fertig ein halbes Dutzend kleiner struppiger Pferdchen; rasch war unsern dampfenden Thieren das einfache Geschirr abgenommen, den frischen übergeworfen, und nach kaum einer Minute ging es weiter im Galopp in die Nacht hinein.

Die Strasse hob und senkte sich und damit wiederholte sich der Wechsel der Vegetation: an den Bächen reicher Anbau, schattige Baum-Alleen an der Strasse, auf den höheren Stellen magere Kaktus- und Wolfsmilchhecken und weiter Ausblick über die mondscheindämmerige Landschaft. Zahlreiche Karren und Gruppen von

Digitized by Google

Männern und Weibern kamen uns entgegen und an den dunklen Stellen, im tiefen Schatten der Baumgewölbe erforderte es grosse Vorsicht, um einen Zusammenstoss zu vermeiden. Die Leute kamen vom Donnerstags-Wochenmarkt aus Pollatschi zurück, wo sie den Ertrag ihrer Felder, Baumwolle, Tabak, spanischen Pfeffer, Hülsenfrüchte, Getreide verkauft und dafür aus Malabar eingeführte gewebte Stoffe, Messinggeräth, Pfeffer etc. eingehandelt hatten.

Erst nach 9 Uhr erreichten wir den Hauptort des Kreises, Pollatschi. Nachdem noch der Mann am Schlagbaum seinen Zoll erhoben, führte mich der Kutscher, obgleich ich ihm mit Hilfe meines Dieners begreiflich zu machen versuchte, dass ich im Rasthaus des Ortes bleiben wollte, doch ohne Weiteres zum Bungalow des Assistent-Collectors, Herrn Harding, der schon von Koimbator her über mein Kommen benachrichtigt war und der mich mit der, alle indisch-englischen Beamten auszeichnenden Liebenswürdigkeit gastfreundlich bei sich aufnahm.

Am folgenden Morgen wurde die Reise — ein Transit gibt es weiter nach dem Gebirge zu nicht mehr — mit dem Ochsenkarren fortgesetzt: leider war die Aussicht, die man im Tunnel seines Mattendaches sitzend nur nach vorn und hinten haben kann, sehr eingeschränkt. Die Gegend hatte im Wesentlichen noch denselben Charakter, wie die am vorhergehenden Abend durchfahrene, aber der gestern noch weit entfernte Hintergrund der Anämalä-Berge war nahe gerückt. Vor uns und zu unserer Linken thürmten sie sich mächtig auf, eine Reihe schön gezeichneter Spitzen, trotziger Felsköpfe, schroffer Zacken. Besonders schön war der Blick von dem am Fluss Aliar gelegenen Dorf Anämalä aus, das wir nach zwei Stunden erreichten: im Vordergrund an dem Flusse, der in der Trockenzeit etwa die Grösse der Saale bei Jena hatte, ein Hindu-Tempel, daneben pfeilerreiche Mandapams, überschattet von dichtem Mango-Gebüsch, das Ufer reich belebt von wassertragenden Frauen und Mädchen in farbenreichen Kleidern von griechischem Wurf und mit blitzenden Messinggefässen, in der Ferne schaut man südlich in die Scharte hinein, die der Fluss ins Gebirge eingeschnitten hat und hinter der kulissenartig ein vielfach abgestuftes Bergland aufsteigt, mit steilen Felsenstirnen, an denen kleine weisse Wölkchen hängen. Auch gerade vor uns, nach Südwesten, schliesst das Bild mit spitzen Höhen ab; im Mittelgrund steigt aus der Ebene, vier bis fünf Kilometer vom Ort Anämalä entfernt, ein etwa 100 m hoher steiler Felsenklotz unvermittelt aus der Ebene auf, dem die

Digitized by Google

Phantasie der Hindus den Namen Elefantenberg Anä-malä beigelegt hat.

Das Städtchen Anämalä (mit etwa 5000 Einwohnern) hat nur wenige Häuser, die durch etwas stattlicheres Aussehen aus dem Einerlei der viereckigen Lehmhütten mit weit überstehendem Strohdach, dem gewöhnlichen Haus der Tamils, sich abheben. Um die Häuser und den ganzen Ort liegen viele Schutt- und Schmutzhaufen, zahlreiche Geier spähen aus der Luft, ob nichts Fressbares darin verborgen ist. In Anämalä wohnt eine grössere Anzahl von Töpfern, die über guten Thon verfügen müssen, wenigstens verfertigen sie schöne helle, auf dem Bruch grellrothe Töpfe. Am beliebtesten ist die Form eines rundbauchigen Topfes ohne flachen Boden oder Fuss und mit mässig engem Hals, auf dem rothe und schwarze Dreiecksverzierung aufgemalt ist.

Alte, schöne indische Tempel sind am Ende des vorigen Jahrhunderts muhamedanischem Fanatismus zum Opfer gefallen; als hervorragendstes Gebäude erhebt sich jetzt eine weissgetünchte Moschee mit vier dünnen schmucklosen Minarets. Es leben verhältnissmässig viele (723) Muhamedaner hier; ihre Frauen sind gar nicht besonders scheu vor Fremden, sie kamen sogleich aus den Häusern heraus, als ich ein paar Kindern einige kleine Kupfermünzen geschenkt hatte, und sprachen ganz ungenirt vermittelst meines Hindudolmetschers mit mir, dem Christen und Fremden. Sie und die Kinder hatten den Saum der Ohren mit einer Menge kleiner Löcher durchbohrt, in denen ringförmig gebogene Drahtstückchen von Messing, Silber oder Gold eingefügt waren; bei mehreren Kindern und grösseren Mädchen zählte ich je zwölf Ohrsaumlöcher in einem Ohr.

Um Anämalä ist der Feldbau gut entwickelt. Das Wasser des Aliar und seiner beiden, nahe am Ort einmündenden Nebenflüsse, des Uppár und des Palár, ist durch gemauerte Wehre in Kanäle und Teiche geleitet, so dass ergiebige Flussbewässerung möglich ist; dann ist hier auch Brunnenirrigation in ausgedehnter Anwendung, und sie giebt reichen Ertrag. Aber auch das nichtbewässerte Land ist hier ergiebiger, als sonst, denn die Nähe der Berge und das offene Thor des Palghat bringen doch auch noch etwas Regen von Westen. Dazu kommt, dass der Boden, der noch bis vor einem halben Jahrhundert bis zum Dorf Anämalä heran mit dichtem Wald bestanden war, jetzt aber bis an den Fuss der Berge abgeholzt ist, sehr reichen Humus besitzt und dadurch die Feuchtigkeit lange zurückhält. Diese dem Landbau gewonnenen Felder sind daher

Digitized by Google

einstweilen noch recht ertragreich, freilich aber auch noch recht fiebergefährlich, und vielen der uns Begegnenden war in ihrem fahlen Aussehen, den tiefliegenden Augen, der offenbaren Körperschwäche der Stempel der Malaria deutlich aufgedrückt.

Wenn so das Gelände vor dem Gebirge auch etwas günstiger mit Feuchtigkeit ausgestattet ist, so erinnern doch die Agavenhecken, die Opuntien, die Asclepien daran, dass es im Grunde doch immer nur Trockengebiet ist. Hier und da steht auf den Feldern eine einzelne Mimose mit schirmartig ausgebreitetem Astwerk, das einem riesigen, auf einem Pfahl stehenden Storchnest gleicht: es sind die Wachplätze für die Feldhüter, die sich hier in den Baum hinein eine Art flachen Boden gebaut haben, um von hier aus mit Lärm, Steinwürfen, und wenn nöthig auch mit Feuerbränden die den Ackerfrüchten schädlichen Thiere fortzuscheuchen. Ein Bambusstab, dessen Zweige kurz am Stamm abgeschnitten sind, führt als Leiter hinauf zu der erhöhten Wachtstube.

Fig. 26. Malser Tschina Weiben (Anamalä-Berge).

Als ich gegen 1 Uhr am Forsthaus des Satumalä Bungalow, am Rand des niedrigen Dschungels, das den Fuss der Berge umgiebt, ankam, lagerte um dasselbe herum in respektvoller Entfernung eine Anzahl dunkler, wüstlockiger Gestalten, die bestellten Malsers (Malasar, Mulcers etc.); von Kaders waren nur drei Frauen erschienen, die erzählten, dass ihre Männer schon vor ein paar Tagen in die Wälder ausgezogen seien, um dort Kardamomen und Wachs zu suchen. Die Weiber, eine ältere und zwei jüngere, waren klein, zwischen 145 und 150 cm hoch, von mitteldunkelbrauner Hautfarbe und ebensolcher Iris; das schwarze, wellig-lockige, mässig reichliche Haar war auf dem Hinterkopf in einen Schopf zusammengebunden, in dem eine der jüngeren Frauen einen breiten, nach Art der Schildpatt-Einsteckkämme geformten, mit geometrischem Ornament verzierten Kamm aus Bambus eingesteckt hatte. Eines der jüngeren Weiber

Digitized by Google

hatte ihr grosses Kleid-Tuch nach Art der Tamilweiber togaähnlich über die Schultern geschlagen, die beiden anderen hatten es nur hinauf bis unter die Achselhöhlen um den Rumpf gewickelt, so dass Schultern und Arme frei blieben. Die Fussknöchel und die Oberarme waren mit Messingringen, der Hals mit mehrfachen Perlschnüren, Finger und Zehen mit dicken Ringen von Weissmetall geschmückt;

Fig. 27. Kaderfrau Welleda («die Weisse») aus Ulande.

das auffallendste Ornament aber bildeten Rollen von trockenen, aufgewickelten Palmblätterstreifen: sie waren 2 cm breit und hatten einen Durchmesser von 6 cm. Die Weiber hatten sie in die durchbohrten Ohrläppchen eingezwängt, so dass der Ohrlappensaum wie ein prall gespannter Kautschukring um sie herum lag; kleinerer Schmuck in Form von silbernen Herzchen etc. war an kleinen Kettchen im Ohrsaum, auch im rechten Nasenflügel der einen Frau

Digitized by Google

eingehängt. Die Gesichter dieser Frauen waren übrigens durchaus nicht hässlich; die braunen Augen schauten freundlich unter der schmalen und wenig hohen Stirn hervor, das Stumpfnäschen war nicht so breit, die Lippen ganz und gar nicht so wulstig, die Kiefer bei weitem nicht so sehr nach vorn entwickelt, als bei afrikanischen oder australischen Schwarzen.

Fig. 28. Kaderfrau Tiremi, Serkarpatti.

Zahlreich waren die Malsers (44) erschienen, die nur eine geringe Körpergrösse besassen, aber sonst in ihrem Körperbau gute Beispiele der dunklen, breitnasigen Rasse Südindiens darstellten. Gesellschaftlich, moralisch und intellektuell stehen sie auf sehr niedriger Stufe.

Von den Parias, die gleichfalls bis in die Vorberge hinein wohnen, erzählte mir Herr Porter die folgende Geschichte, die sich

Digitized by Google

erst vor wenigen Jahren abgespielt hatte. Einige Parias besassen Felder auf etwas erhöhtem Terrain, und da sie sich in den Irrigationsgebieten von den Vortheilen reichlicher Bewässerung überzeugt hatten, beschlossen sie, Wasser aus dem nächsten Bach auf ihre Felder hinaufzuleiten. Natürlich lief es in dem dafür gegrabenen Kanal nicht hinauf, es wurden daher den Göttern, roth angestrichenen Steinen, Opfer dargebracht, erst Reis, Bananen und andere Früchte, dann blutige Opfer, Hühner und Ziegen — Alles vergebens! Die Götter waren sehr anspruchsvoll, sie erwarteten grössere Opfer. Kurz entschlossen fingen die Parias drei Malsermädchen, schnitten ihnen die Köpfe ab und begruben dieselben im Boden des frisch gegrabenen Kanals. Gross war gewiss ihr Erstaunen, als selbst nach solchen Opfern das Wasser noch immer nicht den Berg hinauflaufen wollte, und sie werden wohl nach ihrer Gewohnheit ihren Gott für diese Ungehörigkeit gezüchtigt, geschlagen, oder gar in's Wasser geworfen haben. Die Sache wurde ruchbar, man fand die drei Leichen, später auch ihre Köpfe, einige Parias wurden eingesperrt, da man aber keinem Einzelnen nachweisen konnte, dass gerade er den Mord begangen habe, verlief der Fall ohne weitere gerichtliche Folgen.

Der zweite Tag war für den Besuch der mit Elefanten betriebenen schmalspurigen Trambahn bestimmt. Der Weg zu derselben führt vom Forsthaus von Satumalä zunächst durch angebautes Land, dessen reicher Pflanzenwuchs (Ricinus, Sorghum) noch von dem Humus zehrt, den der Urwald seit Jahrtausenden hier aufgesammelt hat. Dann führt die für schwere Karren gut fahrbare Strasse noch zwei englische Meilen weit durch niedriges Strauch-Dschungel. Längs des ganzen Fusses der Berge ist der hohe Wald erst seit wenigen Jahren abgeholzt; tödtliche Fieber herrschten früher in seinem Bereich und auch jetzt ist die Gegend noch sehr ungesund. Besonders in der trockenen Zeit ist die Malaria noch sehr gefährlich, wenn nach den Monsunregen die Wälder ausdörren und der Boden austrocknet, am meisten im Februar, März und April. In diesen Monaten ruht hier alle Feld- und Waldarbeit; erst wenn im Mai die Regen des SW.-Monsuns wieder einsetzen, wird der Wald wieder fast fieberfrei, und die Forstarbeit nimmt wieder ihren Anfang. Eine sehr lästige Plage sind dann aber die kleinen durstigen Blutegel, die zu Millionen überall, auf Stämmen, Blättern, Steinen auf Beute lauern.

Am Fuss des Gebirges, das hier eine etwa 240 m hohe, am vorderen Rande steil abfallende Einsattelung zwischen höher aufragenden Bergen bildet, erwarteten uns einige eingeborene Forstleute, Tamils, und mit ihnen ein Elefant, ein junges, 2 m hohes

Digitized by Google

Weibchen von besonders friedfertigem und sanftem Temperament. Sein Führer, der Mahaut, trug ausser einem gewöhnlichen Gehstock noch einen kurzen, flösserhakenähnlichen Stab, machte aber von diesem, der im Nothfall einfach in die Haut des Kopfes eingehauen wird, keinen Gebrauch, sondern kam immer mit guten Worten aus. Es war wunderbar, wie das Thier jedes Wort des hinter ihm gehenden Führers, den es gar nicht einmal sehen konnte, verstand. Der Rücken war mit einem breiten, strohsackähnlichen Kissen vom Schulterblatt bis zum Schwanz bedeckt; es bestand aus zwei seitlichen Hälften, die in der Mitte nur durch eine einfache, nicht gefütterte Stofflage mit einander verbunden waren. Dieser dünnere Theil kam auf die kantige, wie ein Kiel vortretende Mittellinie der Dornfortsätze der Wirbelsäule zu liegen. Ein solches Kissen ist nur ein Packsattel für schwere Lasten: der Reitelefant wird mit einer kleinen hölzernen Plattform gesattelt. Damit wir aufsteigen konnten, legte sich der Elefant auf Geheiss des Führers einfach auf den Bauch, indem er Vorder- und Hinterfüsse nach vorn und hinten ausstreckte. Man setzt sich quer auf; der Vorderplatz, quer über beiden Schultern, ist viel bequemer, als der breite Hinterplatz, der nur ein Sitzen auf der einen Seite gestattet, wodurch das Kissen trotz seiner engen Befestigung mit Kokosstricken doch eine Neigung zum Abrutschen nach der betreffenden Seite erhält. Beim Erheben und Niederknieen des Elefanten, sowie beim Ueberschreiten steiler Böschungen muss man sich fest an die Stricke anhalten. Und das kam oft vor, da der starke Regen wenige Tage vorher die meisten Brücken weggeschwemmt hatte. Aber der Elefant ging selbst für Menschen unbehaglich steile Abhänge mit einer Vorsicht hinab, die bald das Gefühl vollständigster Sicherheit erweckte. Die Bewegung beim Gehen ist bei einem jungen Thier durchaus nicht unangenehm, ein sanftes breites Wiegen oder Schaukeln. Ganz anders ist das Gefühl beim Reiten auf alten, grossen Elefanten, ein höchst unangenehmes Stossen und Werfen nach vorn und von einer Seite zur anderen. Die Schnelligkeit der Bewegung ist nur eine mässige, kaum drei Kilometer in der Stunde. Wird der Elefant warm, so condensirt sich der Respirationsdampf in seinem Rüssel, und er prustet dann von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Sprühnebel heraus.

Der Weg war für das Herabkarren der gewaltigen Nutzholzstämme über den letzten steilen Abhang neu angelegt worden: er führt in mässiger Steigung bergaufwärts, indem er den schroffen Felsabsturz durch grosse Biegungen überwindet. Der Wald wirft in dieser Höhe, zwischen 450 und 900 m, in der trockenen Zeit zum

Digitized by Google

grössten Theil die Blätter ab deciduous forest): in ihm, weniger in dem höheren immergrünen Wald, wachsen die wichtigsten Nutzhölzer. Vor allem der Teakbaum. Tectonia grandis, mit den grossen fahlgrünen Blättern. Durch früheren Raubbetrieb ist im Bestand dieser werthvollen Bäume stark aufgeräumt worden. doch ist seit der Reorganisation des südindischen Forstwesens auch hier Wandel geschaffen worden, und so sieht man neben Strecken mit grossen, alten, schlagreifen Stämmen auch halbwüchsigen Wald, oder auch weite, ganz offene Schläge mit frischgepflanzten Bäumchen. Weitere Nutzholzbäume in diesen Wäldern sind die mit noch grösseren Blättern ausgestattete Dillenia pentagyna, Anogeissus latifolius, mit weisser Rinde und bereits sehr dünnem Laub, Sterculia urens mit gleichfalls weissem, an Platanen erinnerndem Stamm und mit ihren verdrehten dicken, jetzt schon ganz blätterlosen Aesten weit hinausgreifend, eine kleine Sterculia villosa, deren Bast zur Herstellung der fast unzerreissbar zähen Stricke für den Elefantendienst benutzt wird, die mächtige Terminalia tormentosa, die mit ihrem Geäst an die knorrigen Formen unserer Eichen erinnert, denen sie auch mit ihrer korkreichen Rinde gleicht, von denen sie aber das weichere, sanfter gezeichnete Laub unterscheidet, endlich die einzelnen, hoch über das Niedergebüsch herausragenden Bombax-Bäume (B. malabaricum), deren leuchtend rothe Blüthenkrone die Stelle der abgeworfenen Blätter ersetzt, und die später ihre Samen in ein dichtes Wollbett einhüllen (Wollbäume). Dazwischen im Niederholz ein Strauch. Helicteris Isora, mit Blättern, die fast vollständig denen unserer Haselnuss gleichen.

An einzelnen Bäumen des Waldes, besonders an hoch hervorschauenden Wollbäumen, lehnen lange, einfache Leitern aus hochstämmigem Bambusrohr, dem die Seitenzweige bis auf 10 bis 15 cm vom Stamm abgeschnitten sind: die Bambusstangen sind mit eingetriebenen Holzpflöcken am Baum befestigt. Es sind die Steigleitern auf denen die Kaders zu dem Honig gelangen. Auch über eine steile, fast überhängende Felswand hängt, an langgliederigen Ketten aus Schlingpflanzentauen, die oben an einem starken Baum befestigt sind, eine ähnliche Leiter herab: auch hier handelt es sich darum, den in Felsspalten abgesetzten Honig zu gewinnen, keine leichte Arbeit. Die Felsenbiene, die hier ihre Waben baut, ist gross und ihr Stich ausserordentlich schmerzhaft, so dass es vorkommt, dass die Gestochenen vor Schmerz den Halt an der Leiter verlieren und in der Tiefe zerschellen. Die Nester sind verhältnissmässig gross, der Honig gut, und deshalb wird diese gefährliche Art des

Digitized by Google

Honigsammelns doch noch immer betrieben. Bei Tage würde eine Annäherung an den Bienenstock gar nicht möglich sein: nur in dunklen Nächten, in der Neumondzeit, gelingt die Beraubung des Honignestes, wenn die Bienen schlaftrunken sind und der Räuber durch die Dunkelheit geschützt ist. Nachdem der Kader schon ein paar Tage vorher die Schlingpflanzenleiter bis an das Nest herabgelassen hat, steigt er in der Nacht vorsichtig herunter, sammelt mit raschen Griffen den Honig in einem mitgebrachten Bambusgefäss und zieht sich dann schleunigst wieder aus dem gefährlichen Bereich der ihn umschwärmenden Bienen zurück.

Weniger gefährlich und schwierig ist die Gewinnung des Baumhonigs. Es sind drei harmlosere Bienenarten, die hier ihren Honig absetzen: die eine, ziemlich grosse Art baut ihre Waben cylindrisch um Zweige herum; die Wabe ist zwar klein, der Honig aber vorzüglich und von sehr aromatischem Geschmack, die Biene lässt sich leicht durch Fuchteln mit einem blätterreichen Zweig verscheuchen. Zwei andere kleinere Bienenarten setzen Honig und Wachs in hohlen Bäumen ab. Der Kader beobachtet den Flug der Bienen und hat, wenn er das Flugloch ausfindig gemacht hat, nur dieses zu erweitern, um zu seiner Beute zu gelangen.

Auf dem durch den Regen plastisch erweichten, zäh-thonigen Boden sank der Elefantenfuss tief ein und hinterliess scharfe Abdrücke; andere ganz frische Spuren zeigten, dass grosse Hirsche, Samber, und Tiger und Bären den Weg passirt hatten.

Höher oben kamen wir in den Bereich des immergrünen Waldes, in dessen Schatten wir, zunächst eine Lichtung mit niedrigem Strauch- und Baumwerk passirend, einen Abstecher machten. Der Elefant fand an armdicken Bambusen und Baumstämmchen gar kein Hinderniss, sie bogen sich an ihm einfach zur Seite oder wurden umgeknickt. Mehr belästigt war der Reiter, der immer auf der Hut sein musste, entgegenstehende Zweige abzubiegen oder ihnen auszuweichen. Sobald wir in den immergrünen Wald kamen, wurde der Weg bequemer. Unter dem dichten, tiefschattigen, kühlen Laubdach wuchs nur spärliches, dünnholziges, blätterarmes Unterholz, der Boden war nur mit Laub bedeckt und fast grasleer; an den Stämmen und Aesten der grösseren Bäume hinauf rankten und verschränkten sich strickähnliche Schlingpflanzen, während in der Rinde, in hohlen Stellen, in Astachseln zahlreiche Epiphyten, Orchideen, Farne und Moose Wurzel gefasst hatten.

Die Bahn, die ihren Anfang erst ziemlich hoch oben, nahe dem oberen Rand des Steilabsturzes nimmt, erhebt sich mit einer Steigung

Digitized by Google

von 1:12 bis zur Höhe, um dann, bald mit geringer Neigung sich senkend, bald etwas ansteigend, im Ganzen elf Kilometer weit in die Wälder hineinzuführen. Sie ist schmalspurig und hat stellenweise Kurven von sehr kurzem Radius; sie ist bestimmt, das Holz aus einem ziemlich umfänglichen Waldbezirk bis an den Rand des letzten Gebirgsabsturzes herauszuführen. Von hier aus wird es dann auf einer steilen Rutschbahn weiter befördert, die überall ein paar Fuss tief in den Boden eingesenkt und auf ihrer Sohle mit runden Querschwellen besetzt ist. Sie bringt die Blöcke vom Abladeplatz am unteren Ende des Schienenweges herab bis zum Anfang des neu hergestellten Karrenwegs, von wo sie dann auf der Achse bis nach dem Stapelplatz in Anämalä und von da bis zum Aliar zum Weiterflössen, oder bis zur nächsten Eisenbahnstation Potanur verfrachtet werden. Auf der Bahn selbst genügt ein Elefant zum Ziehen mehrerer grosser Stämme, die auf einer Anzahl kleiner Wagen ruhen.

Wir folgten, fast immer auf dem Bahnkörper reitend, dem Schienenweg bis zu dem auf freier Anhöhe gelegenen Forsthaus von Mount Stuart Bungalow. Kurz vorher begegnete uns noch ein älterer, sehr dunkelhäutiger, kleingewachsener Kader mit graumelirtem, sehr zottigem Haar; er schleppte zu seiner höher gelegenen Hütte Wasser hinauf in einem einfachen, aber zweckmässigen Gefäss, einer zwei Meter langen, stark schenkeldicken Bambusstange, deren Zwischenscheidewände bis auf die unterste durchstossen sind.

Mount Stuart ragt aus einem weiten, flachen, rings von höheren Bergen umgebenen Kessel als mässige Anhöhe auf, die eine freie Rundsicht gestattet; doch ist der ganze Zug von Bergen, von hier aus gesehen, etwas einförmig, die Begrenzungslinien wenig unterbrochen, nur wenige felsige Spitzen treten schärfer heraus. Soweit man sehen kann, ist überall dichter Wald, dem von dem dürren Rothbraun der östlichen Ebene ermüdeten Auge ein erfrischender Anblick. Im Walde aber kann man an dem verschiedenen Entwickelungsalter noch deutlich erkennen, wie die Bergstämme mit ihrer Bodenkultur gehaust haben. Neben dem Wohnhaus steht die Elefantenküche, in der in gewaltigen kupfernen Kesseln der Reis für die Thiere gekocht wird; eiserne Ketten dienen zum Anfesseln der Elefanten am Abend.

Am Nachmittag folgten wir wieder auf dem Rückweg der Bahn bis zu ihrem Anfang, der am Rande des steilen Absturzes gelegenen Endstation. Eine stattliche Menge starker, viereckig behauener Stämme ist hier abgelagert, die meisten mit einem Loch versehen,

Digitized by Google

das entweder schräg unter einer Kante hindurchgeht, oder das einen besonderen, beim Zimmern ausgesparten Henkel durchbohrt. Um die an den Abladeplatz anschliessende, neu eingerichtete Rutschbahn zu prüfen, sollte ein schwerer Stamm herabgelassen werden. Mit wunderbarem Verständniss stiess und schob der Elefant mit Nasenwurzel und Vorderfuss den Block von seiner Lagerstätte weiter bis an die Rutschbahn, und hier versetzte er ihm dann noch einen kräftigen Fusstritt, der ihn weiter abwärts schiessen liess. Aber der Regen hatte den Boden aufgeweicht, die Schwellen mit Schmutz überzogen und die Reibung dadurch so vermehrt, dass der Block mehrere Male zur Ruhe kam. Auch hier kam der Elefant zu Hilfe, immer den Umständen nach geschickt angreifend. Bei stärkerem Hinderniss drückte er mit der Nasenwurzel, in leichteren Fällen hob er auf Geheiss des Führers den schweren Vorderfuss und löste so den Block, der zuletzt mit zunehmender Geschwindigkeit durch den herrlichen Wald von Laubbäumen und im Winde knarrenden Bambusen hinabsauste, um erst wieder auf dem unteren flachen Ladeplatz zur Ruhe zu kommen.

Wir wählten zum Abstieg nicht den bequemeren, aber weiteren Karrenweg, sondern kletterten auf der alten steilen Rutschbahn über gerundete, von herabbeförderten Stämmen an vielen Stellen ganz glattgeriebene Gneiss-Felsflächen herunter. Wegen der starken Beschädigung, die hier alle Stämme erlitten hatten, war diese Rutschbahn ganz aufgegeben.

Am Nachmittag des folgenden Tages brach ich wieder von Satumalá Bungalow auf, um nach Koimbator zurückzukehren. Ein aus der Nachbarschaft herbeigeschaffter Ochsenwagen brachte mich in raschem Trab nach dem Städtchen Anámalá. Wir kamen durch ein kleines Dörfchen in der Nähe des Elefantenfelsens und mit schönem Blick auf denselben. Während eines kurzen Haltes, den mein Ochsenkutscher machte, um den Thieren Wasser zu geben, machte ich einen Spaziergang zwischen den Häusern; als ich unvermuthet hinter einer Hütte hervortrat, vor der ein grösseres Kränzchen laut schwatzender Dorfdamen versammelt war, stob plötzlich die ganze Gesellschaft kreischend auseinander, als ob ihnen der leibhaftige Gottseibeiuns erschienen wäre, und im Nu waren Alle in ihren Hütten verschwunden.

Es war meine Absicht gewesen, gleich in Pollatschi einen neuen Ochsenwagen zu nehmen, um während der Nacht nach Koimbator weiter zu fahren. Aber es war unmöglich, ein solches Fuhrwerk aufzutreiben: die ganze Stadt war illuminirt, mit Feuerwerk und

Digitized by Google

Musik wurde ein religiöses Fest gefeiert, und Niemand wollte die Lust und Freude lassen, um in die dunkle Nacht hinauszufahren und möglicherweise dem Ayenar und seinem Heer böser Geister zu begegnen. So nahm ich nochmals die Gastfreundschaft Herrn Hardings in Anspruch. Ich fand bei ihm einen jungen Ingenieur, der in Maisur in Goldgruben angestellt war und einen Jagdausflug in die Anämalä-Berge gemacht hatte. Mit ihm fuhr ich am anderen Morgen mit dem Schnellwagen nach Koimbator zurück. Ein Engländer reist in Indien, auch wenn er nur zu einem Jagdausflug für wenige Tage auszieht, doch immer mit einem grossen Haufen Gepäck. Der Boden des Wagens war bald bis zur Sitzhöhe ganz mit den Koffern und Taschen meines Reisegefährten vollgepackt, so dass er selbst in möglichst unbequemer Stellung, mit hoch aufgezogenen Beinen, von dem dahinsausenden Wagen $3^1/_2$ Stunden lang furchtbar durchgeschüttelt wurde. Ich machte es mir bequemer, band die geöffnete Hinterthür des Wagens fest und setzte mich mit heraushängenden Beinen in die Thüröffnung auf den Boden. Das kam freilich allen Natives, die wir überholten, höchst komisch vor, und ich hatte, so oft wir einem begegneten, jedesmal das Vergnügen, noch lange sein freundliches Grinsen zu sehen; aber ich sass doch bequemer als der Andere und hatte die Aussicht nach rückwärts frei, ein Vortheil, der durch die meine Beine röstende Sonne und den überreichlichen Staub mir nicht zu theuer erkauft schien.

Digitized by Google

IX. KAPITEL.

DIE WESTLICHEN NILGIRI.

Im Anfang unseres Jahrhunderts war das Gebirgshochland im Norden von Koimbator noch vollständige terra incognita, man machte vor seinen ringsum aufstarrenden Wänden Halt, kein Pfad führte hinauf, kein Engländer war noch bis zur Höhe emporgedrungen. Heute führt eine Eisenbahn bis dicht an den Fuss der Nilgiri, mehrere gute Fahrstrassen steigen die Abhänge hinan und Tausende von Europäern suchen alljährlich Erfrischung und Erholung in der erquickenden Höhenluft von Utakamand, Kunur und Kotagiri (45).

Die Eisenbahnstrecke von Koimbator nach Metapolliam (Mettupalayam) führt Einem noch einmal deutlich den steppenhaften Charakter des Landes vor Augen. Gleich hinter der Distriktshauptstadt stehen auf dem sandigen Boden lang sich hinziehende Haine von Palmyrapalmen, die dem Auge, das sich an die eleganten Kokospalmen der Malabarküste, mit ihren glatten, schlanken Stämmen, gewöhnt hat, stachelig-borstig vorkommen, da die alten Blattstiele, um das Erklettern zu erleichtern, nicht glatt am Stamme, sondern erst ein Stück weit von demselben entfernt abgenommen werden; zwischen den Palmenhainen findet sich spärlicher Anbau von Ricinus oder dürftiges Getreide auf Feldern, die von Opuntien- oder Balsamodendron-Hecken eingefasst sind, oder es herrscht die kahle Dürre der ganz unangebauten Steppe. Eine stimmungsvolle Staffage der fast allen Grüns entbehrenden Landschaft bilden die spärlichen Dörfer: nur ein kleiner Theil ihrer Hütten ist noch unter Dach und bewohnt, die weit grössere Zahl von ihnen zerfällt und es stehen nur noch dachlose, zerbröckelnde Lehmwände, eine traurige Erinnerung an die grosse Hungersnoth von 1877.

An den nordöstlichen Ausläufern der Welliangiri vorbeiziehend tritt die Bahn in das Gebiet des Bhawani, der am Südrand der

Digitized by Google

Nilgiri entlang dem Kaweri zuströmt. Er kommt aus der Thaleinsenkung zwischen den Welliangiri und den Nilgiri hervor und das Auge erschaut in der Ferne den nordsüdlich gerichteten Zug hoher blauer Berge, die beide verbinden. Vor uns aber thürmen sich höher und höher die Nilgiri auf, nicht vielgegliedert in mannigfach wechselndem Umriss, sondern einförmig wie eine Mauer. Und auch eintönig in der Farbe; denn die Sonne steht gerade hinter uns, so dass alle Licht- und Schattenmodellirung auf der einfarbig graugrünen Wand fehlt. Erst beim Näherkommen wird die einfache gerade obere Begrenzungslinie bewegter, indem die näheren Theile des Gebirges höher aufzusteigen scheinen, als die weiter zurückliegenden.

Der Tag meiner Auffahrt in's Gebirge traf zufällig zusammen mit der Pongalfeier der Tamils, dem grössten Fest Südindiens. Wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, ist der böseste aller Monate, der Margali, in dem alle Tage Unglückstage sind, vorüber. und es folgt der Taie (Taye, Januar), ein Monat mit nur guten Tagen. Dann wird drei Tage lang jubilirt und Alles ist fröhlich und guter Dinge. Am ersten Festtage werden die bösen Einflüsse und Nachwirkungen des Margali durch besondere Ceremonien abgewendet, der zweite Tag ist der Sonne geweiht, und an ihm wird unter besonderen Ceremonien Milchreis in freier Luft gekocht (Pongal heisst: es kocht) und dem Wigniswara dargebracht, und Alles macht an diesem Tage seine Neujahrsbesuche. Der dritte Tag gilt speciell den Ochsen und Kühen, sie werden mit Sesam-Wasser besprengt. die Hörner bunt bemalt, Nacken und Rücken der Thiere mit Blumen- und Blattguirlanden geschmückt; die Männer werfen sich vor ihnen zu Boden und die Kühe haben an diesem Tage volle Freiheit.

In Metapolliam hatten die Leute an diesem Festtag des Ochsengeschlechts ihre besten Kleider an. viel Weissgewaschenes und lebhaft Farbiges bewegte sich wimmelnd auf dem Bazar und in den Seitenstrassen, und dazwischen spazierte sehr ungenirt das gefeierte Hornvieh umher, Blumenguirlanden um den Hals, das Gesicht, auch wohl die Hüfte mit grellen Farben angestrichen, die Hörner roth, grün, gelb, blau, mit Sternchen oder mit Streifen bemalt. So lebte heute das Städtchen in jubelndem Nichtsthun und Alles zeigte ein fröhliches Gesicht. Nur an der Bahn sah man welke, müde Gestalten mit fahlen Wangen und schlotterndem Gang, kranke Soldaten, die mit dem Zug gekommen waren und hinübergeführt wurden in die kleinen, einzelnstehenden Häuschen auf der anderen Seite der Strasse. die Absteigequartiere für die nach den Bergen gesandten Kranken

Digitized by Google

der Armee. Vor dem Bahnhof wartete schon ein halbes Dutzend zweirädriger Wagen mit einer sehr breiten queren Bank über der Achse, auf der nach vorn und nach hinten je zwei Leute sitzen können. Eine Madraser Gesellschaft hat den Schnellpostendienst (Mail tonga) zwischen der Endstation der Bahn und der Hauptstadt des Nilgiri-Distriktes, Utakamand, eingerichtet, der es ermöglicht, in wenigen Stunden die Höhe zu erreichen. Die Fahrpreise sind hoch, 20 Rupien für die Fahrt von wenigen Stunden. Wer eine ganze Tonga nimmt, hat 60 Rupien, also nach unserem Gelde fast 100 Mark, dafür zu entrichten. Als Mantegazza denselben Weg machte, nahm er für sich und sein »ungeheures Gepäck« nicht weniger als vier solcher Tongas, und er gab so für die Fahrt von 6 Stunden mehr als 500 Francs aus. Er reiste freilich auch mit grossem Geldbeutel und hatte die Entschuldigung, ein Dichter zu sein. Ich schickte mein Gepäck mit Trägern hinauf und begnügte mich mit einem Platz, ich wählte mir sogar den von den Europäern verpönten Sitz neben dem Tamil-Kutscher: hinter mir postirte sich ein alter englischer Kapitän mit seinen beiden Pintschern, die zwischen uns hineinzukriechen versuchten und sich durch meine Püffe immer nur vorübergehend verscheuchen liessen. Ich hätte mit dem alten Herrn, der viel bequemer sass, nicht getauscht; hatte ich doch von meinem Sitz freien Ausblick nach vorn über unseren Weg und ins Gebirge. Es war eine flotte Fahrt; obgleich die Strasse sich in steiler Böschung am Berg hinaufwindet, ging es doch immer im schnellsten Trab oder Galopp. Die kleinen Pferdchen wurden zwischen Metapolliam und den Bergen, so lang der Weg eben war, alle 5, später alle 2 englische Meilen gewechselt; an den Wechselplätzen stand immer eine Anzahl von Pferdepaaren bereit. Die in jedem Hindu trotz ihres Thierkultus schlummernde Gleichgiltigkeit, ja Grausamkeit gegen die Thiere zeigte sich auch hier wieder: die Pferdeknechte liessen ihre Thiere mitten im sengenden Sonnenschein stehen, wenn auch dicht daneben prächtig frischer Schatten war.

Kurz hinter Metapolliam wird der Bhawani auf langer schmaler Steinbrücke überschritten. Auf der Höhe der Sommermonate ein wasserreicher, reissender Strom, ist er jetzt zu einem schmalen Wasserfaden in breitem trockenem Flussbette zusammengeschrumpft. Die Ufer sind hoch, der Berieselung nicht zugängig und deshalb kahl und arm an Grün. Aber zwei Meilen hinter der Brücke durchschneidet die Strasse ein Gebiet reichster Vegetation und üppigsten Wachsthums von Bananen, Mangos, Kokos-, besonders aber von Arekapalmen, die mit ihren hohen dünnen Stämmen ebenso wie in

Digitized by Google

ihrem dichten Zusammenstehen den Halmen eines Kornfeldes zu vergleichen sind. Das Kartäri-Flüsschen, dessen Thal wir von nun an bis fast nach Kunur folgen, breitet hier sein Wasser über die Felder aus. Steil sind aus dem Felsen heraus die Thalwände vom Stoss des fallenden Wassers ausgenagt, man wird an das Tessinthal unterhalb des St. Gotthard mit seinen hohen, jähen Felswänden erinnert, nur ist hier in den Tropen alles reicher mit Grün bewachsen und der nackte Fels tritt etwas weniger hervor. Nirgends existirt auch nur ein kleines Stückchen flacher Thalsohle, der Bach stürzt in tollen Sprüngen abwärts und die 6—7 m breite Strasse muss die Steilheit des Aufsteigens in zahlreichen scharfen Krümmungen und Zickzackbiegungen überwinden.

An frischen Bruchflächen von Felssprengungen und am Strassenschotter lässt sich erkennen, dass das streifige, seltener schieferige Gestein im Wesentlichen aus Quarz und Hornblende zusammengesetzt ist. Die Vegetation an den Bergwänden wuchert in überreicher Ueppigkeit. In grösseren und kleineren Gruppen zusammenstehende Bambusen heben sich inselartig mit ihrer helleren Färbung, den peitschenartig umgebogenen Spitzen, dem weicheren Baumschlag des Laubes von dem eintönigeren Dunkel des immergrünen Waldes ab, violett- und rosablühende Akazien, Sterculien, Mangos beschatten die Strasse; viele der Bäume sind mit Schlinggewächs so dicht umpackt, dass man in der rundlich ungegliederten Pflanzenmasse von ihnen selbst nichts mehr unterscheiden kann. Palmenähnliche Cycas und zierliche Baumfarne erheben ihre gefiederten Kronen aus der Laubfläche; überall hat sich die wie Unkraut wuchernde Lanthane mit ihren gelbrothen Blüthen eingenistet, auf denen prachtvoll blaugrun metallisch schillernde oder bunte, vielfarbig gezeichnete Falter ihr neckisches Spiel treiben.

Die Wanderzeit der Fremden hat für die Nilgiri noch nicht begonnen und der Verkehr auf der Strasse ist deshalb noch ziemlich beschränkt; mehrere Male begegneten wir Herden von Ochsen, die in gleicher Weise geschmückt waren, wie es uns schon in Metapolliam aufgefallen war. Ab und zu kamen wir an der Strasse an einem Dak bungalow, einem Rasthaus für Eingeborene, vorbei, mit Einrichtungen zum Uebernachten für Mensch und Vieh.

Da das Thal im Ganzen gerade verläuft, schweift der Blick nach rückwärts ungehindert über die höher und höher aufsteigende Ebene, sie contrastirt mit ihrem Braun stark gegen das Grün der Bergabhänge, die sie im Bild einfassen, und zwischen deren Ausschnitt man, wie Inseln aus dem Meer, nicht weniger als 6 runde aus der

Digitized by Google

Ebene auftauchende Felsköpfe deutlich unterscheiden kann. Je höher wir aufstiegen, um so dünner und frischer wurde die Luft, und der Wärme-Contrast zwischen Sonnenschein und Schatten machte sich stärker fühlbar, als in der Ebene; an herabstürzenden Bächen empfindet man selbst in der Sonne den Luftzug als kühl. Jetzt treten auch an der gegenüberstehenden Bergwand an steiler Böschung die ersten Kaffeeplantagen auf, an ihrer hellbläulichen Färbung und an ihrer Eintheilung in regelmässige Felder deutlich von dem sie umgebenden Wald unterscheidbar.

Die letzte Strecke des Weges gleich unterhalb des Gebirgsrandes war besonders malerisch: ein kleines Dörfchen hatte sich mit seinen dürftigen Strohhütten unter mächtigen, wild durcheinander geworfenen Felsblöcken eingebaut, von denen einer der grössten weit überstehend sich an einen starken, knorrigen Baum anlehnte, zwischen den dunklen, abgerundeten Felsmassen aber rauschte in grossen Sprüngen ein kräftiger Bach abwärts, eingefasst von einem dicken Polster saftigsten hellen Grüns von Moosen und Farnen.

Eine kurze Strecke verfolgte die Strasse diesen Seitenbach aufwärts, dann öffnete sich das Thälchen plötzlich zu einem Kessel, an dessen amphitheatralisch aufsteigenden Wänden sich das Städtchen Kunur anlehnt. Die Bühne des Amphitheaters bildet der Markt mit seinen Pfeilerhallen und freien Plätzen und dem Menschengewimmel, dessen summender Lärm an den Hügeln selbst bis zu den hochgelegenen Hôtels hinauf dringt. Die hell angestrichenen, sauberen Häuser und Villen wechseln ab mit schönen Baumgruppen von Eukalyptus und australischen Akazien, ein freundliches Bild, aber doch ein fremdartiges im tropischen Indien, ein auf die Nilgiri-Berge verpflanzter europäischer Kurort. Und dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man zu den Hôtels (Glenview) hinansteigt. Die Gartenanlagen und Lawn-Tennisplätze, der Eukalyptusduft und der feine Russgeruch in den mit Kaminen ausgestatteten Zimmern, der Contrast der Sonnenwärme und Schattenkühle, der Einem immer einen feinen Luftzug vortäuscht, die Teppiche auf den Böden, die Austapezirung der Zimmer mit sauberen Tapeten, das Alles erinnert mehr an die italienische Riviera, als an Indien. Nach dem rauhen Leben, das ich monatelang geführt hatte, kam mir die bessere Einrichtung des Gasthofs fast luxuriös vor.

Die Fahrt von Metapolliam nach Kunur hatte nicht ganz vier Stunden gedauert, und es war noch Zeit, bei Tag wieder zum Markt hinabzusteigen, von dem unaufhörlich dumpfes Summen und schrille Musik heraufschallte. Wie anders waren hier alle Leute gekleidet,

Digitized by Google

als in der Ebene! Die Söhne der Berge hatten sich in steife togaähnliche Mäntel eingewickelt, unter denen oft noch Röcke und manchmal auch Tuch-Hosen herausschauten; auch der Kopf war bei den Meisten mit einem dicken wärmenden Turban bedeckt. Wie in Metapolliam, so spazierte auch hier zwischen der wimmelnden Menschenmenge festlich geschmücktes Hornvieh umher. Auf dem weiten Raum des Marktes stand eine Anzahl grösserer Pfeilerhallen und in ihnen, wie auf den freien Plätzen zwischen ihnen, hatten sich die Verkaufswaaren quartierweise zusammengeschlossen: Korn, Kartoffeln, Gemüse, Oel etc. wurde im Freien, feinere Ess- und Trinkwaaren, Tuch und Kleider, getrocknete, bedenklich duftende Fische, Gewürze etc. in den Markthallen verkauft. Unter der, zwischen den Verkaufsständen sich drängenden Menschenmenge zog eine Gruppe von vier musicierenden und tanzenden Männern die Aufmerksamkeit besonders auf sich: einer von ihnen blies, nach der Weise der antiken Flötenbläser, zugleich zwei oboenartige Pfeifen, von denen die eine nur einen einzigen Grundton hergab, während auf der andern die Melodie gespielt wurde; dazu tanzten zwei andere mit sehr lebhaften Bewegungen und der vierte kassierte für diese Produktion bei den Verkaufständen Geld ein, oder mischte sich auch wohl in den Tanz. So zogen sie von einem Verkäufer zum andern und jeder von diesen gab ihnen, wenn auch nur zögernd und widerwillig, seinen Obolus. Es waren religiöse Bettler aus der Ebene, die das Fest benutzten, um den an diesem Tage besonders lebhaften Markt zu besteuern.

Am folgenden Morgen machte ich mich zu Fuss auf, um Keti, die wenige Meilen diesseits von Utakamand gelegene Station der Baseler Mission, aufzusuchen und dort mit Hilfe des schon lange in den Nilgiri wohnenden Geistlichen meinen Reiseplan für das Gebirge eingehender zu besprechen. Meinen Burschen, der tags vorher mit den Gepäckträgern von Metapolliam heraufgewandert und sehr müde war, liess ich mit meinen Sachen auf dem Ochsenwagen auf der zwei Meilen längeren neuen Fahrstrasse nachkommen, ich selbst benutzte den alten Weg nach Utakamand, der zunächst dem Bach von Kunur folgt und sich später in den Kessel von Keti hinabsenkt. So lange man in der parkähnlich künstlich bepflanzten Umgebung Kunurs bleibt, erhält man eine falsche Vorstellung von der Eigenart der Vegetation und des Waldbestandes der Nilgiri: sobald man aber die erste kleine Anhöhe mit ihren australischen Akazien und Eukalyptuswäldchen und den dazwischen verstreuten Villen überschritten hat, ist man überrascht von der Kahlheit der sanft gerundeten Hügel

Digitized by Google

und der flachen Kesselthälchen. Überall schaut grauer Fels oder rother Lateritboden aus dem fahlen Grau-Grün der Wiesen und Haiden heraus; hie und da hat sich auf einer Anhöhe, rings von sanft abfallenden Äckern umgeben, ein Dörfchen des Landbau treibenden Stammes der Badagas festgesetzt, weissgetünchte Häuser mit Ziegeldächern, steinerne Viehställe und Gruppen von hochaufgethürmten runden Stroh- und Heuhaufen. Frisch geackerte, grün bewachsene oder auch schon gelbe, reife Getreideflächen geben eine angenehme Farbenabwechslung in der allgemeinen Monotonie der unbebauten, weitgedehnten Landschaft. Auf höheren Stellen wächst da und dort niedriges Buschwerk, kaum mannshohe Sträucher, zwischen denen abgestorbene graubraune Farnkräuter, in hohen Trauben blühende Lobelien, Euphorbien von der Gestalt unserer Cypressen-Wolfsmilch etc. den Boden bedecken, während einzelne Rhododendron-Bäume mit massigem Stamm, plumpem Astwerk, spärlichem, dunklem, glänzendem Laub und tiefroth leuchtenden Blumenbüscheln darüber aufragen. Im Thal, längs der Ufer des Flüsschens, breitet sich Wiesenland aus, fahl, grau, wintersdürr. Es belebt sich erst wieder, wenn die Sonne höher steigt und der SW.-Monsun neuen Regen bringt, aber auch dann erreichen die Gräser nur mässige Höhe. Jetzt suchen Büffel die spärlichen Ranunculus, Potentillas etc. ab, die der sonst ganz winterlichen Wiese einen schwachen grünlichen Schimmer geben. Wald sieht man, sobald man die Anpflanzungen von Kunur verlassen hat, nur in kleinen Flecken, den Scholas, gleichsam untergeduckt in den Einschnitten der Thälchen; nur zur Rechten, unter den nackten grauen Felswänden des oben breit gerundeten Dodabetta, der höchsten Erhebung des Plateaus, zieht sich hoch über dem Thal in gleichmässig ansteigender langer Linie ein geschlossener dunkelgrüner Streifen von australischen Akazien hin, deren dichtes Laub und weit herabreichende Kronen die Hauptstrasse von Kunur nach Utakamand beschatten. In der Ferne erkennt man dann noch wie Inseln zerstreut gleichmässig grüne Thee- und Kaffeepflanzungen. Das ist alles, was man von Laub sieht, und es tritt bei weitem zurück gegen die jetzt ganz kahlen, kultivirten oder unangebauten Flächen. Der Rand des Weges ist mit Himbeeren und Brombeeren, mit kleinen, augentrostähnlichen Lippenblüthern, mit Stechapfelsträuchern, die ihre grossen, weissen, trompetenähnlichen Blüthen entfalten, mit kleinen blauen Kopfblüthern etc. besetzt.

Die Strasse, auf der ab und zu gruppenweise zusammenstehende Häufchen von Asche und Holzkohle erzählen, dass hier Eingeborene Rast gehalten haben, senkt sich nach Ueberschreitung eines niedrigen

Digitized by Google

Rückens bald wieder zum Kunur-Bach hinab. Nach ein paar Meilen durchschreitet man ein kleines Dorf und kommt dicht dahinter an ein stattliches Gebäude, an ein Schloss, das aber seinen Beruf verfehlt hat. Noch stehen Reste früheren Glanzes: die Strasse ist hier auf längere Strecke hin von herrlich blühenden Rosenhecken und von dichtstehenden Agaven-Reihen mit regelmässigen Armleuchter-Blüthen eingefasst und von hochgewachsenem Eukalyptus beschattet; vor dem Schloss umgrenzen Rosenhecken in regelmässigem Viereck einen grossen Garten, aber in diesem weiden Büffel das spärliche Gras ab, lange ist hier kein Spatenstich mehr gethan worden, und neben dem Schloss liegen lange Reihen grosser Fässer — eine Bierbrauerei hat von der alten Herrlichkeit Besitz ergriffen.

An der Wasserscheide zwischen dem Kunur- und dem Kätari-Bach nähern sich bei einem Badaga-Dörfchen die alte und die neue Strasse bis auf wenige Schritte. Man überschaut von hier aus weithin die wellige Gestaltung des westlichen Plateau-Abschnittes, über den fern am Horizont die eckiger gebrochene Linie der Randberge, der Kundas, nur wenig hervortritt. Dann durchbricht der Weg einen schmalen Bergvorsprung mit einem 25 m tiefen Einschnitt, dessen Wände bis zur Strasse herab in harte, rothe Erde verwandelt sind; tief hinein haben Regenrinnen in den Laterit eingeschnitten, und nur einzelne rundliche Blöcke dunklen Gneisses schauen, bis jetzt von der Umwandlung noch nicht betroffen, aus den Wänden des Einschnittes heraus. Weiter senkt sich die Strasse steil zu den Missionshäusern von Keti herab, die neben einem kleinen Badaga-Dorf im dichten Laube von Akazien und Eukalyptus versteckt sind.

Obgleich ich keine Empfehlungen vorzuzeigen hatte, fand ich doch in der Familie Herrn Pastor Lütze's, des Geistlichen von Keti, die allerherzlichste Aufnahme. Ich war zum ersten Mal, nachdem ich Colombo verlassen hatte, wieder Gast in einer deutschen Familie. Viel freundliches Entgegenkommen hatte ich inzwischen auch in englischen Häusern erfahren, aber hier war es das deutsche Wesen, die waltende Hand der deutschen Frau, der Segen, den drei herzige kleine Mädchen dem Hause gaben, was mich an Keti wie an ein Stück Heimath zurückdenken lässt. Indien bietet dem Auge, dem Verstand, auch dem ästhetischen Gefühl unendlich Vieles, aber ich fand dort Nichts, was das Herz so erwärmte, wie das einfache, fromme Gemüth des deutschen Pfarrhauses in Keti.

Auch landschaftlich ist diese Station der Baseler Mission ein prächtiges Idyll, ein friedlich-schöner Punkt in wilder Natur. Ihre sauberen Gärten und schattigen Wäldchen liegen so freundlich

Digitized by Google

anheimelnd unter den schroffen Wänden des Dodabetta und unter dem Gewirr mächtiger Felsblöcke, die vor langer, langer Zeit in einem Bergschlipf herunterstürzten, aber das sanfter sich absenkende Gelände Keti's nicht mehr erreichten.

Einer der früheren Gouverneure von Madras, Lord Elphinstone, hatte sich 1837 diesen Platz für die Erbauung eines Wohnsitzes ausgesucht, aber es war ihm nicht möglich, den Badagas das nöthige Terrain abzukaufen, da diese hier seit alter Zeit eine Opferstätte vor einem Baume hatten, in dem sie eine ihrer Gottheiten verehrten. Erst dem Hausmeister des edlen Lord gelang es, nachdem er die Häuptlinge der Badagas bekneipt gemacht hatte, gegen eine jährliche Abgabe von 35 Rupien an die Badagas das Land zu erwerben. Es wurde eine schlossähnliche Villa erbaut; dieselbe kam aber nach dem Abschied Lord Elphinstone's in andere Hände und schliesslich in den Besitz der Baseler Mission, die Alles, was auf den früheren Luxus hinwies, veräusserte, so dass jetzt nur noch bescheidenere Gebäude vorhanden sind.

Unter den Bergstämmen der Nilgiri sind die Todas und Kotas den Bemühungen der Missionäre fast unzugänglich, dagegen ist eine grössere Zahl Badagas zum Christenthum bekehrt. Wenn die Missionsberichte keine so grosse Zahl Bekehrter aufweisen, als die englischen Missionen, so beruht das darauf, dass die Baseler Geistlichen in der Aufnahme sehr streng sind und mehr auf die Echtheit, als auf eine grosse Zahl von Bekehrungen Gewicht legen.

Mit Hülfe Herrn Pastor Lütze's war mein Reiseplan für die Nilgiri bald festgestellt. Zunächst war Utakamand und der nordwestliche Theil des Plateaus, auf dem die meisten Todas wohnen, aufzusuchen; ich konnte erwarten, an den Rändern dieser Seite des Gebirges auch Leute vom Kurumbarstamm, einem in der indischen Achtungsskala sehr tief stehenden Völkchen, anzutreffen. Dann über Utakamand zurück nach dem im Osten des Plateau's gelegenen Kotagiri, einem Hauptsitz der Kotas, und zuletzt auf dem Rückweg noch einmal nach Keti, um hier die Beobachtungen an den Badagas zu vervollständigen.

Am Nachmittag des anderen Tages spazierte ich hinüber nach dem fünf englische Meilen entfernten Utakamand. Zuerst ging's ziemlich steil hinauf am alten Bergsturz des Dodabetta vorbei zur Wasserscheide zwischen dem Kätari und dem Bach von Utakamand; dann aber veränderte sich mit einem Schlag die ganze Scenerie: ringsum reicher dunkler Laubwuchs der sorgfältig angepflanzten australischen Bäume. Die Strasse hat einen kleinen, vom Dodabetta herkommenden Bach

Digitized by Google

zu einem länglichen, waldumschlossenen See mit klarem Wasserspiegel aufgestaut. Nachdem sie noch einem zweiten, niedrigen Rücken überschritten, senkt sie sich in die flache Mulde von Utakamand ab. Wo nicht Wald oder Gebüsch angepflanzt ist, ist der Wiesengrund noch ganz winterlich-fahl: aber zwischen dem Laubgrün fangen jetzt die Wohnungen an, zuerst bescheidene Häuschen, dann grössere Villen in wohlgepflegten Parks und Gärten mit Rosen- und Geranium-Hecken, Blumenbeeten und schön blühenden Callas rings um die kunstvoll angelegten Teiche. Immer häufiger werden die Villen, aber selbst im Mittelpunkt der Stadt, in der sich das Verwaltungsamt (Katscheri), Post, Club, englische Kirche, Bibliothek etc. zusammendrängt, schliessen sich die Häuser nicht zu einer dichten Strassenreihe zusammen. Utakamand ist ganz eine englische Villenstadt, in der die paar einheimischen winzigen Todaansiedelungen und das neue, erst in Folge der europäischen Ansiedelung entstandene Hindu-Quartier sehr zurücktreten. Wenn man von einem höheren Punkte aus auf die Stadt herabschaut, könnte man sich in das englische Viertel von Cannes oder in das Villenquartier von Torquay versetzt denken.

Ich musste fast die ganze Länge der Stadt durchwandern, um zu meinem Hotel (Sylk's Hotel) zu gelangen, dem grössten und besuchtesten Gasthof des klimatischen Kurortes. Er war leer, ebenso wie der Gasthof von Kunur, wie dort erreichte die Zahl der Tischgäste nicht die der Musen, wenn sie auch nicht ganz unter die der Grazien hinabsank. Das Wetter lockte noch keine Fremden an, es war Anfang Januar dort oben (2245 m) so kalt, dass Teiche und Bäche Eis ansetzten, und dass man auch in den Zimmern trotz Kaminfeuer nicht warm wurde.

Der höchste Berg des Plateau's, der Dodabetta, schickt westlich zwei Ausläufer ab, nach SW. den Elk hill, nach NW. den Club hill und in das nach Westen hin offene Becken zwischen diesen beiden Bergschenkeln hat sich die Distriktshauptstadt der Nilgiri weitläufig eingelagert, jedes Haus für sich in einem geräumigen Park-Garten, der kaum weniger als 5—6, oft 20—30 und selbst bis zu 70 Acker gross ist; Parks, Häuser, Lawn-Tennisplätze, Kirchen, Schulen, Verwaltungsgebäude, Alles ist im Stil von Old-England. Der vom Dodabetta herabkommende Bach ist durch einen Damm zu einem 2 Meilen langen, $^1/_3$ Meile breiten gewundenen See aufgestaut, auf dessen ruhiger Fläche sich die sanft ansteigenden Hügel mit ihren Villen widerspiegeln; fast in seiner Mitte scheiden Damm und Brücke das Wasser wieder in einen oberen und einen unteren

Digitized by Google

See. Am ersteren hat sich das Eingeborenen-Viertel mit seinem viel besuchten Dienstags-Markt angelagert, der besonders von Koimbator aus mit Waaren versorgt wird. Die 2000 bis 3000 Bewohner dieses Viertels sind zum grössten Theil aus dem Nordwesten gekommene Kanaresen, zum kleineren Theil Tamils. Im ganzen Bild von Utakamand verschwindet dieser eng zusammengedrängte Stadttheil fast ganz.

Die Stadt war zur Zeit meiner Anwesenheit still und öde, fast alle Häuser verlassen, Fensterläden und Thüren verschlossen, sie glich darin einem Schweizer Fremden-Ort im Winter. Erst im April endet der Winterschlaf des klimatischen Kurortes, dann bringt jede Post lange Züge von Gästen, die verschlossenen Thüren thun sich auf, Strassen und Reitwege, Kirchen und Lawn-Tennisplätze beleben sich, allwöchentlich finden zweimal grosse Fuchsjagden (auf Schakale) auf den Downs im Westen statt, und auf dem Rennplatz wird gerannt und gewettet. Aber im August schliesst die Saison fast ebenso schnell wieder, wie sie auf ihre Höhe gestiegen war, und die Gäste der Berge, die schlaff und erschöpft gekommen waren, ziehen mit frischem Muth und Blut wieder in die Gluth der Ebene hinab, um im nächsten Frühjahr wieder ebenso schlaff und erschöpft auf die Berge zurückzukehren.

Die grossen Erwartungen, die man von der Entwickelung der Nilgiri als Sanatorium gehegt hatte, sind nicht ganz in Erfüllung gegangen. Die Abkürzung der Reise nach Europa durch Eröffnung des Suez-Canals und billige Fahrpreise für Hin- und Rückfahrt haben den Strom der Erholung Suchenden grösstentheils abgelenkt, und wer einen längeren Urlaub erhält, benutzt ihn jetzt meistens lieber, um die Heimath oder die Schweiz aufzusuchen, als sich mit seinen indischen Leidensgefährten in Indien zu langweilen. Utakamand hat infolgedessen mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Als man dem Ort eine grosse Zukunft als Fremdenstation prophezeite, bemächtigte sich schnell die Spekulation alles in Betracht kommenden Grund und Bodens; es wurde rasch, überstürzt, ohne genügende Mittel eine ausgedehnte Stadt für die vielen Fremden, die mit der Zeit kommen sollten, angelegt, man nahm sich nicht die Zeit, erst einen sorgfältigen Plan für die ganze Anlage des Ortes auszuarbeiten, sondern Jeder baute, wie er konnte und wie es ihm beliebte. Da die meisten Bauten nicht solid, mehr für den Schein als für die Dauer gebaut waren, machten sich die Folgen bei dem rauhen, stürmischen Klima bald bemerklich; nicht wenige der Villen, die von ferne ganz luxuriös verlockend aussehen, halten einer genaueren Prüfung nicht Stand, sie

Digitized by Google

erfordern fortgesetzte, kostspielige Reparaturen, ihr Kaufwerth ist gering. Die willkürliche verworrene Anlage der Stadt erschwert Arbeiten für öffentliche Zwecke, für Verbesserungen des Sanitätswesens, des Verkehrs etc. in hohem Maasse. So ist auch hier nicht Alles Gold, was glänzt, und die schönen Aussenseite Utakamands verbirgt manche Schwierigkeit und Sorge.

Im Osten der Stadt ziehen sich am Abhang des Dodabetta zunächst die Public gardens, dahinter der botanische Garten und noch höher die Chinabaum-Plantage hinan. Die Regierung von Madras hat auf den Nilgiri Bergen in ähnlicher Weise wie die Regierung von Ceylon im Central-Gebirge der Insel, eine Anzahl botanischer Gärten in verschiedenen Höhenlagen angelegt, die die Aufgabe haben, Versuche mit der Einführung und Akklimatisation verschiedener Nutzpflanzen anzustellen. Der höchstgelegene und grösste dieser Gärten ist der von Utakamand, in denen man sich besonders um die Einführung europäischer Nutzpflanzen bemüht: trockner und wärmer ist der Garten von Kalhatti, am wärmsten und feuchtesten der nur 760 M. über dem Meer gelegene Garten von Berliaur, der besonders mit der Einführung von Pflanzen aus Westindien und dem ostindischen Archipel gute Erfolge erzielt hat.

Ich stellte mich dem Direktor des botanischen Gartens von Utakamand, Herrn Lawson, vor, der mich mit grosser Liebenswürdigkeit in seinem Reich umherführte und mir gerne für meine weiteren Studien auf dem Nilgiri Hülfe geleistet hätte, wenn er nicht leider noch an demselben Abend nach Madras zu den Universitäts-Prüfungen hätte abreisen müssen. Er hatte die Freundlichkeit, mir einen Eingeborenen, der im botanischen Garten als Pflanzenzeichner beschäftigt war, anzuweisen, um mir bei dem Verkehr mit den Todas behülflich zu sein. Der Mann war voll von Eifer und gutem Willen, war aber leider ebenso unzuverlässig, wie alle Hindus. Ich musste, wenn ich seine Bemühungen sah, immer an Fritz Triddelfitz denken.

Unter seiner Führung besuchte ich gleich am Nachmittag ein vier Meilen nördlich von Utakamand, nahe an der grossen nördlichen Hauptstrasse der Nilgiri, der Sigurstrasse, gelegenes Todadorf, das Muttinad- oder Dävra-Mand. Der Wechsel von künstlicher Parklandschaft zu winterlichem Grasland, der mir schon bei Kunur aufgefallen war, tritt auch etwa eine Meile hinter den letzten Häusern von Utakamand wieder in aller Bestimmtheit hervor; von da an unterbricht nur noch ganz selten eine inselartige Eukalyptusanpflanzung oder ein kleines Scholawäldchen das Graugrün der

Digitized by Google

sanfthügeligen Fläche, von der sich auch die hier und dort anstehenden Felsen kaum durch ihre Farbe abheben. Aber ganz überraschend

Fig. 29. Tempel Manbea in Muttinad.

öffnet sich, sobald man, vier Meilen nördlich von Utakamand, am Rande des Plateaus angekommen ist, ein weiter Ausblick nach Norden.

Digitized by Google

Ein Thälchen schneidet sich in die Gebirgskante ein und senkt sich, rechts und links von mässig bewachsenen Bergvorsprüngen eingefasst, steil abwärts zu dem über 1000 Meter tiefer gelegenen breiten Thal des Moyar. Dahinter aber steigt das Tafelland von Maisur wieder höher auf, und ganz rechts erkennt man in der Ferne die steileren blauen Höhenzüge der östlichen Ghats. Soweit die Lufttöne die Lokalfarben nicht verdecken, erscheint der Boden unter und vor uns rothbraun; am aufsteigenden Horizont verschwimmen die Grenzen zwischen Land und Himmel in bläulich-grauem Duft.

Wir stehen hier, wo die Sigurstrasse die Plateaukante überschreitet, an einem ethnographisch interessanten Punkt. Der Hügel zur Rechten ist bedeckt mit uralten Gräbern, in denen ein längst ausgestorbenes Geschlecht in grauer Vorzeit seine Todten begrub; auf der Höhe zur Linken aber steht ein Todadorf und nahe dabei erhebt sich einer der wenigen (3 oder 4) Manboas, der grossen konischen Tempel dieses Völkchens. Die alten Gräber sind von Breeks eifrig durchwühlt und in seiner Monographie über die Nilgiristämme beschrieben worden, und kaum einer jener Tumuli ist uneröffnet geblieben. Deshalb verzichtete ich auch für diesmal auf ihren Besuch und wendete mich zu dem etwa eine Viertelstunde westlich von der Strasse auf der Gebirgskante gelegenen Tempel. Der Pfad stieg an über winterliche Weidegründe, aus denen einzelne Felsblöcke herausschauten und auf denen Büffelheerden sich die spärliche Nahrung zusammensuchten. Drei oder vier Schakale verfolgten ein kleines Stück Wild, das von unserem Standort aus nicht sichtbar war. Es war eine öde, einsame Landschaft. Schon etwas jenseits der Höhe, da, wo das Plateau mit scharfem Rand endigt und die Gebirgswand sich jäh hinabsenkt, liegt der Manboatempel und das Mand der Todas[46]. Die Mehrzahl der Niederlassungen dieses Stammes ist auf Punkten angelegt, die nicht nur über die Weideplätze, sondern auch über die Ferne freien Ausblick gewähren. Am Dävramand und am Manboatempel gestattet das am Bergabhang heraufwachsende Gebüsch nur eine beschränkte Aussicht auf die weite vorliegende Landschaft. Zuerst kommt man an den Tempel[47]. Ein Mauerring cyklopisch aufgehäufter Steinblöcke mit sehr engem Durchgang umfasst einen kleinen Hof, in dessen Mitte sich das Heiligthum erhebt. Ob wohl buddhistische Dagobas als Vorbilder gedient haben? Das Ding sieht aus wie eine Riesenrübe oder eine aufrechtstehende Zipfelmütze. Die Thür war verschlossen und niemand in der Nähe; ich wollte aber das religiöse Gefühl der Todas nicht stören und in das Innere eindringen, das,

Digitized by Google

wie Marshall berichtet, doch leer ist. Auch der kleine Viehkraal dicht neben dem Tempel, sowie der grosse etwas entferntere waren

Fig. 30. Gruppe von Toda-Männern und Weibern aus Utakamand.

leer: die heilige Heerde war mitsammt ihrem Priester auf der Weide.

Jenseits des Manboa-Tempels liegt das Mand mit seinem abgeson-

Digitized by Google

derten Milchtempel, dem Paltschi, und dem eigentlichen Dorf, das nur aus zwei grösseren und zwei kleineren Hütten mit 25 Bewohnern besteht.

Hier also sah ich zum ersten Mal das berühmte Hirtenvolk der Nilgiri-Berge. Ich kann nicht gerade mit Mantegazza sagen, dass meine anthropologische Seele beim Anblick der Todaweiber von Liebe, Wunsch und Entzücken brannte, aber der kleine Stamm ist doch unter den gewohnten Gestalten und Formen der Hindus eine auffallende, interessante Erscheinung. Die Männer sind ziemlich gross, kräftig von Knochenbau und muskulös, ihr Gesicht ausdrucksvoll und markig, ganz verschieden von den weichlichen Zügen der Hindus. Unter der steilansteigenden Stirn mit den kräftigen Augenbrauenwülsten und den buschigen Brauen blickt ein schönes braunes Auge freundlich hervor, am meisten bezeichnend für das Todagesicht aber ist die kräftige, breite, hohe Nase mit geradem oder ein wenig convexem Rücken. Keine Spur von dem schnauzenhaften Vorspringen der Mundpartien mancher niederen Rassen: die mässig breiten Lippen umsäumen einen etwas breiten, aber schön gezeichneten Mund. Der Ausdruck der Kraft wird noch gemehrt durch den starken Wuchs des Bartes und des Kopfhaares, das meist in der Mitte gescheitelt, wie eine starke wellige Perücke das Haupt umrahmt: auch der übrige Körper ist bei den Männern kräftig, oft sehr stark behaart. Die Hautfarbe ist dunkler als die der helleren, aber heller als die der dunkeln Hindurasse.

Die Weiber sind weniger schön als die Männer, ihr Gesicht ist meistens etwas breit und der Ausdruck zwar freundlich, aber wenig geistig belebt. Fast europäisch muthet die Haartracht an: ganz so trugen unsere Grossmütter ihre Haare in der Mitte gescheitelt, glatt bis zum Ohr hinab und dann in schönen, langen, geschmeidigen Locken ringsum endigend. Nirgends sonst in Indien begegnet man dieser Haartracht, auf die die Todaweiber auch ganz stolz sind und die sie durch regelmässiges Wickeln der Haare auf Bambusstäbchen mühsam erzielen.

Auch die Kleidung der Todas ist ganz eigenthümlich. Über einem, bei den Männern schmalen, bei den Weibern etwas breiteren Hufttuch wird im Freien ein himation-ähnlicher Mantel getragen, dessen Wurf dem Vorbild antiker griechischer Statuen entnommen sein könnte. Ein breites und langes, etwas steifes Stück Baumwollzeug, das Pútkuli, an dessen Schmalseite ein paar rothe Streifen eingewoben sind, wird unter der linken Schulter angelegt, über den Rücken und unter der rechten Schulter hindurchgeführt und dann

Digitized by Google

über Brust und linke Schulter hinaufgeschlagen. So bleibt für gewöhnlich nur der rechte Arm frei, aber auch er kriecht bei kaltem Wetter unter. Die Weiber wickeln immer auch den rechten Arm ganz ein und lassen nur am Hals die rechte Hand heraus kommen, die das Pútkuli zusammenhalten hilft. Der Kopf wird meistens ganz unbedeckt getragen; in neuerer Zeit findet der Turban bei Einzelnen Wohlgefallen. Vor einigen Jahren war eine Zeitlang ein weisser Cylinderhut der Hauptschmuck eines Toda, der sich damit komisch genug unter seinen Kameraden ausnahm; der Mann hatte sich das hochgeschätzte Möbel auf einer Kunstreise unter Barnum's Banner in Amerika angeschafft, konnte sich aber nach seiner Rückkehr, auch nachdem er wieder mit der Würde eines römischen Bürgers seine Toga trug, nicht von ihm trennen und spielte so mit Pútkuli und weissem Cylinder lange Zeit eine für den Europäer komische, von seinen Landsleuten viel bewunderte Figur. Denn auch dies einfache Volk der Hirten ist von Eitelkeit nicht frei. Die Männer tragen an den Ohren und an den Fingern Ringe von Silber oder Messing, die Weiber schmücken die Arme mit schweren, plumpen Reifen aus Bronze oder Silber und die Finger mit zahlreichen Ringen, ausserdem tätowiren sich die letzteren noch blaue runde Tupfen auf das Kinn, sowie auf Brust, Arme und Beine Muster, die aus geraden oder halbkreisförmigen Strichen oder aus einzelnen Punkten zusammengesetzt sind.

So gekleidet und geschmückt sieht man diese Hirtenleute in süssem Nichtsthun vor ihren Hütten niedergekauert zusammensitzen und sich mit Plaudern die Zeit vertreiben. Unter sich verkehren sie freundlich, mit den Fremden mit Unbefangenheit und freundlicher Würde.

Ich erhielt die Erlaubniss, in eine der Hütten einzutreten oder vielmehr hinein zu kriechen. Man kann sich am besten eine Vorstellung von der Form eines solchen Baues machen, wenn man sich das Heidelberger Fass der Länge nach halbirt denkt. Die Giebelwände sind aus starken Holzplanken gefügt, und grossgitterförmig mit Kuhdungstreifen bestrichen. Das an den Giebelseiten 75 cm vortretende Dach reichte seitlich bis zur Erde hinab; es war über sorgfältig gelegten Längs-Bambusstangen mit treppenartig abfallendem grobem Gras gedeckt. In diesem Mand waren die Giebelwände nach Nord und Süd gerichtet und die Thüre befand sich in der Mitte der nördlichen Schmalwand, vor der sich, zu beiden Seiten der Thür, je eine 75 cm breite, 40 cm hohe Lehmbank hinzog. Der Eingang selbst ist äusserst niedrig und schmal (50:50 cm) und von starken

Digitized by Google

Pfosten eingefasst; er kann von innen durch Vorschieben einer schweren, dicken, auf glatten Schwellen gleitenden Holzplatte verschlossen werden.

Ich kroch recht ungeschickt auf allen Vieren durch die Thür in das heisse, rauchige, dunkle Innere. Hat sich erst das Auge an die Finsterniss gewöhnt, so erkennt man in schwachen Umrissen die innere Einrichtung. Die ganze Ostseite der Hütte, vom Thürpfosten gerade nach hinten, wird durch eine halbmeterhohe Lagerstätte aus festgestampftem Lehm gebildet, die an beiden Enden etwas ansteigt (Kopfkissen) und vorn durch eine dicke Holzbohle begrenzt ist. Sie dient, mit Matten belegt, als gemeinsames Schlaflager aller Insassen. Der übrige Raum ist für die aktiven Geschäfte des Haushaltes bestimmt, hier wird das Hausgeräth aufbewahrt, Feuer gemacht, Reis gestossen, hier sitzen immer einige aus der Gesellschaft, bei schlechtem Wetter auch ihre Gesammtheit, in müssiger Plauderei.[48] Eine in der Hütte anwesende Frau und ein Mädchen waren geschäftig, mir Alles zu zeigen, verlangten aber, als ich ihnen ein recht reichliches Trinkgeld gegeben hatte, noch mehr.

Es lässt sich denken, wie schlecht die Luft in der Hütte war, die ausser der Thüröffnung nur noch zwei Meter über dem Boden ein kleines quadratisches Luftloch von 8 cm Höhe und Breite als einziges Ventilationsmittel besass. Neben dieser Oeffnung hing über der Thüre eine kleine Oellampe, die Abends, wenn alle Oeffnungen hermetisch geschlossen waren, ein spärliches Licht verbreitet.

Als ich wieder an's Tageslicht zurück gekrochen war, hatte auf der Lehmbank zur Seite der Thüre eine Frau Platz genommen, die mit einer dicken, spitz geschliffenen Stopfnadel saubere geometrische Muster als Randverzierung auf ein Putkuli stickte.

Etwa 70 Schritt südlich von den Hütten steht ein grösseres, unregelmässig rundliches Büffelgehege, das gleichfalls von hoher Steinmauer umgeben ist. Der Boden, aus dem einige grosse Felsblöcke heraus schauten, war stark zertrampelt, die Thüre offen, der Kraal leer, die Büffel auf der Weide. Wir mussten auf dem Rückweg ganz nahe an ihnen vorbeigehen; einige von ihnen schauten uns sehr boshaft an, liessen uns aber doch ungehindert vorüber ziehen.

Am Abend suchte ich noch das ganz nahe hinter Sylk's Hotel gelegene School Mand auf, um mir für den folgenden Tag einige Todas auf mein Zimmer zu bestellen. Das Mand, noch ganz im Stadtgebiet von Utakamand gelegen, ist fast ganz im Wald versteckt, gleicht aber sonst ganz dem Dävra-Mand, nur fehlt ihm der konische Manboa-Tempel mit seinem Kälberstall und Vieh-Kraalen. Von den

Digitized by Google

Todas kamen am anderen Tage nur drei, die sich photographiren und messen liessen. Ich glaubte, sie recht anständig zu honoriren, wenn ich jedem von ihnen für seine höchstens halbstündige Bemühung 4 Annas, den Betrag eines Tagelohns für einen Kuli in der Ebene, gab; ich war daher höchlich überrascht, als sie mir das Geld vor die Füsse warfen und mit einem verachtungsvollen Blick fortstürzten, der mir sagen sollte, dass ihnen eine so lumpige Behandlung noch nicht vorgekommen sei.

Der folgende Tag brachte mir eine grosse Enttäuschung. Fritz Triddelfitz hatte ausgespürt, dass bei Paikara, 10 Meilen westlich von Utakamand, zwei Todas gestorben waren und dass an diesem Tage Mittags ein »grünes Begräbniss« dort stattfinden solle, einer der sonderbarsten Gebräuche dieses eigenartigen Völkchens. Ich bestellte mir auf 7 Uhr ein Reit-Pony und Träger, die aber natürlich nicht zur rechten Zeit, sondern erst um 9 Uhr antraten, so dass wir im Geschwindschritt marschiren mussten, wenn wir noch rechtzeitig ankommen wollten. Sobald man über die künstliche Parklandschaft von Utakamand hinauskommt, hat man auch nach dieser Seite ein ganz ähnliches Bild vor sich, wie auf der nördlichen Sigur-Strasse, dieselben gerundeten, baumarmen, winterlich-fahlen Hügel; in der Ferne breitet sich der aufgebogene Westrand der Nilgiri, die Kundaberge, in blauer Färbung und eckiger Zeichnung aus, vor allen auffallend der wie ein Raubthierzahn spitzig kegelförmig aufsteigende Mukurty Pik. Tamil-Plantagenarbeiter, die aus dem Wainad über die Nilgiri in ihre Heimath zurückkehrten, begegneten uns, auch ein Toda, der die Frage meines Reisemarschalls, ob das Begräbniss um 12 Uhr stattfinde, bejahte. Wir beschleunigten unsere Schritte und kamen schon um halb zwölf an die Stelle, wo ein Fussweg von der Hauptstrasse nach dem nahe gelegenen Karia-Mand abbog. An der Strasse stand ein einfacher, grell mit rothen und weissen Streifen angestrichener Hindutempel, nahe dabei, bei einem einsamen Grabhügel, der Ruhestätte eines vor Kälte und Hunger gestorbenen Tamil-Kuli, den man gleich an Ort und Stelle, wo er gestorben war, eingescharrt hatte, sassen fünf Todaweiber. Triddelfitz fragte sie nach dem grünen Begräbniss und erfuhr hier, dass die Leichen schon früh am Morgen um 6 Uhr nach dem Verbrennungsplatz von Governments Schola, nur ein paar Meilen von Utakamand, von wo wir eben kamen, gebracht worden seien, und dass sie dort um 12 Uhr verbrannt werden würden. Es blieb mir nichts übrig, als meinen photographischen Apparat und das wenige Reisegepäck zum Fremden-Bungalow hinabbringen zu lassen, der unten jenseits

Digitized by Google

des Paikara-Baches, umgeben von mehreren ärmlichen Hütten und dem Gebäude der Polizei-Station, malerisch am Rand eines Akazien-Wäldchens lag.

Also ein verlorener Tag! Doch nein! Denn jenes Mand, aus dem die Leichen der beiden Todas weggetragen worden waren, ist eines der am schönsten gelegenen und charakteristischsten der Nilgiri. Wenn man, vom Rasthaus zurückkehrend, den Bach auf der soliden Holzbrücke überschritten hat und auf dem steilen Abhang des Paikara-Berges hinansteigt, hat man bald einen ausgedehnten Blick in das von Weidewiesen und Scholas umgrenzte Thal des oberen Paikara, der in einer langen, gerade gestreckten Rinne auf der Ostseite des aufgebogenen Westrandes der Nilgiri herabfliesst. Ein schmaler Fusspfad führt durch ein an Unterholz und Schlingpflanzen reiches Wäldchen über Felsen und Wurzeln, durch Gestrüpp, knorrige Aeste und Dornen; sobald man heraustritt, steht man vor einer prächtig malerischen Unordnung von Fels, Wald, steilen Mauern, tiefen Einschnitten, Tonnenhütten, hockenden, bis an den Hals in die Toga verkrochenen Männern und Weibern, nackten Kindern, weidenden Büffeln. Von welcher Seite man auch das Mand betrachtet, überall giebt es ein Landschaftsbild von solchem Reiz in Linie und Farbe, dass ich gerne am nächsten Morgen noch einmal hinaufstieg, um mich von Neuem an der wilden Schönheit des Hirtendorfes zu erfreuen.

Auch im Kariamand waren die drei Abtheilungen wieder durch besondere Mauerringe von einander geschieden, die Wohnhäuser, der Milchtempel und der, oder vielmehr die Viehkraale, da sich an den grossen runden Vichhof noch ein etwa halb so grosser ovaler anschloss, der durch ein breites Loch in der Mauer einen freien Zugang zum grösseren hatte. Der Milchtempel, gleichfalls von einer Mauer umschlossen und dadurch vom übrigen Mand abgetrennt, glich wieder ganz einem gewöhnlichen kleinen Haus, war aber wenig gut gehalten, und zu dem trübseligen Eindruck, den er machte, stimmte sehr gut der fast nackte, wohl 14 Jahre alte Junge, der in düsterem Hinbrüten vor der Thüre auf der Mauer hockte, der Milchpriester, dem der Verkehr mit den anderen Menschen fast ganz verboten ist.

Der übrige Theil des Mand war durch einen tiefen Erdeinschnitt in zwei Theile getrennt. Die Ansiedelung liegt auf einem Sattel, auf dessen beiden Seiten Böschung und Buschwerk den Uebergang von einem zum anderen Abhang erschweren, so dass die Büffel, wenn sie auf die jenseits gelegenen Wiesen gehen sollten, immer

Digitized by Google

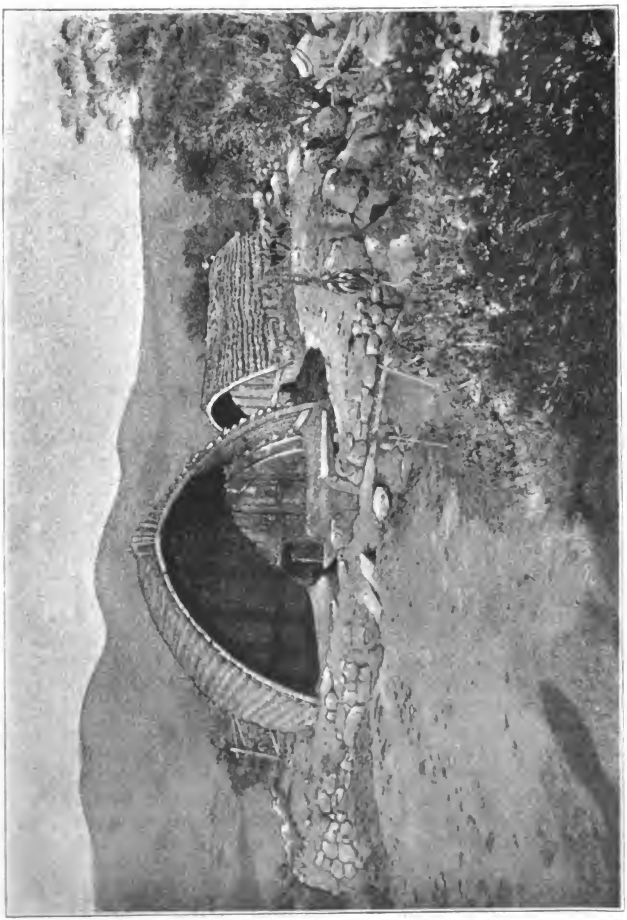


Fig. 31. Kariamand bei Paikara.

Digitized by Google

auf dem bequemsten Weg mitten durch das Mand getrieben wurden. Allmählich hat sich in dem während eines grossen Theils des Jahres durch Regen stark aufgeweichten Boden der Büffelpfad zu einer schmalen, steilen Rinne vertieft, deren Wände mit Luftmauern befestigt wurden; Bretter, die über diesen Einschnitt gelegt sind, verbinden wie eine Brücke die beiden Theile des Mand, von denen jeder nur zwei Hütten enthält. Eine dieser Hütten gleicht ganz jener, die ich im Dävramand näher betrachtet hatte; nur ist hinter der Rückwand im Halbkreis ein zwei Meter hoher Zaun von Baumästen aufgestellt, die mit Zweigen und Blätterwerk locker durchflochten sind und so eine Art sehr luftige Kammer bilden. Die Sorge um das Wohl der Menschen — denn die übrige Gesellschaft könnte durch den Verkehr mit den Unreinen leiden — hat hier einen Raum für die menstruirenden Weiber geschaffen, die darin Tage lang in dem Wind, dem Regen, der Kälte, die oft genug das Wasser gefrieren macht, gefangen gehalten werden. Wird Familien-Nachwuchs erwartet, so wird von Fall zu Fall eine ähnlich comfortable Hütte in dem benachbarten Wäldchen errichtet, in der Mutter und Kind wochenlang aushalten müssen.

Vor der Thüre jener ziemlich grossen und gut gehaltenen Hütte sass ein Toda, den ich fragte, ob es erlaubt sei, die Hütte zu betreten? Da er nicht der Herr des Hauses, sondern nur ein Gast aus einem andern Mand war, fragte er, durch die Thür hineinsprechend, bei der Hausfrau an. Darauf kam ein lockiger Frauenkopf heraus, der in tiefem Respekt vor dem Mann die Stirn bis auf den Boden herunter neigte; jener berührte mit der grossen Zehe erst des rechten, dann des linken Fusses den Kopf der Frau, worauf diese die erbetene Erlaubniss ertheilte, sich zurückzog und mir Raum liess, ihr nachzukriechen. Was ich gesehen hatte, war die Begrüssung, die die Weiber fremden männlichen Besuchern erweisen, wenn sie ältere oder besonders respektable Leute sind; jüngere Männer werden nur durch Niederbeugen des Kopfes und der Hand gegrüsst. Als ich mich ebenfalls durch die Thüre hineingeschlängelt hatte, traten nach und nach aus dem Dunkel die Umrisse dreier Weiber und dreier kleiner Kinder hervor. Es war eine dumpfig-rauchige heisse Luft in der Hütte, so dass eine der Weiber es vorgezogen hatte, ihr Blut nicht noch mehr durch Kleider zu erhitzen. Allmählich jedoch schien der Gedanke in ihr aufzudämmern, dass eine solche paradiesische Tracht einem Europäer gegenüber doch nicht ganz schicklich sei, und sie haspelte sich bald ein grosses Manteltuch um. Auch das mit Glanzruss überzogene Innere der Hütte glich ganz dem, was

Digitized by Google

ich schon im Dävra-Mand gesehen hatte, nur fehlte die Ventilationsöffnung über der Thüre, und das Loch im Boden, in dem der Reis gestampft wurde, war so nahe vor die Mitte der allgemeinen Lagerstätte gerückt, dass ich, auf dieser sitzend, ein paarmal im Begriff war, mit dem Fuss hineinzutreten.

Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so kriecht man auch nicht ungestraft in eine Toda-Hütte. Hatte ich schon im Dävra-Mand ein bedenkliches Krabbeln und Beissen verspürt, so war das hier im Kariamand noch viel bedenklicher, und ich fand im Rasthaus bald, dass ich ganz unabsichtlich zoologische Sammlungen angelegt und eine ganz nette Kollektion zweier Arten von Pediculus (P. capitis und vestimenti) zusammengebracht hatte.

Das zweite Haus in derselben Dorfhälfte war ärmlicher, weniger breit, aber länger; eine quere Scheidewand trennte eine schmale, hintere Kammer ab, deren Thüre nicht in der Rück-Giebelwand, sondern auf der Längsseite, im Dache eingesetzt, sonst aber ganz nach dem Muster der anderen Thüren gebaut war. Sie stand offen und man sah durch sie in's Innere, dessen Boden weich mit Heu bestreut war. Es war der gegen Wind und Wetter wohlverwahrte Stall für neugeborene Kälbchen. Wie viel besser hatten es doch diese, als die neugeborenen Menschen und ihre bedauernswerthen Mütter! (49)

Am Nachmittag brachte mir der Polizeidiener von Paikara-Bungalow, den ich um seine Vermittelung gebeten hatte, zwölf Todas aus benachbarten Mands. Auch hier gab es wieder erhebliche Meinungsunterschiede über die Höhe des Honorars für ihre Bemühungen. Sie verlangten für jeden 5 Rupien, soviel hätte ihnen früher auch schon ein anderer Reisender gegeben. O du, von Liebe, Wunsch und Entzücken brennende Anthropologenseele Mantegazza's! Ich bot jedem eine halbe Rupie. Darauf lief die ganze Gesellschaft schreiend hinaus auf den Hof. Nach langer Debatte schickten sie einen Abgesandten mit der Forderung, insgesammt 8 Rupien zu geben. Ich blieb hartnäckig auf meinen 6. Wieder langes Parlamentiren, aber schliesslich gaben sie doch nach, und nun ging das Geschäft des Photographirens und Messens flott von Statten, ja nachdem Alles vorüber war, waren sie mit ihrer Remuneration so zufrieden, dass sie mir noch einen Hundetanz zugaben. Zuerst bildeten sie zwei Gruppen, eine von 4 und eine von 8 Tanzenden, die sich mit gekreuzten Fingern zu einer Kette zusammenschlossen; beide Gruppen bewegten sich in regelmässig hüpfender Beinbewegung und fortwährend in daktylischem Rhythmus Oh hau hau! ausstossend,

Digitized by Google

längere Zeit vor einander hin und her; dann schlossen sich alle mit den Händen zu einem Kreis zusammen, der sich mit derselben Vokalbegleitung und demselben Beinhüpfen langsam drehte. Das Schauspiel machte auf einen zufällig anwesenden Tamil-Postboten einen so kräftigen Eindruck, dass er in epileptische Krämpfe verfiel und zu Boden stürzte, worauf die Todas rasch verschwanden.

Paikara-Bungalow liegt schon ganz nahe an der Nordwestecke der Nilgiri, und nach meinen Erkundigungen war es wahrscheinlich, dass ich auf der einen oder anderen Plantage als Arbeiter die die unteren Abhänge des Gebirges bewohnenden Kurumbar treffen würde; ich hatte mir daher Empfehlungen an die Direktoren zweier schon jenseits des Plateaurandes gelegenen Theeplantagen verschafft und beschloss nun, sie von Paikara aus aufzusuchen. Ich ging zuerst nach Prospect estate in der Nähe von Neduwattam. Das Paikara-Flüsschen, dem der Fusspfad zunächst folgt, fliesst hier in trägem Lauf, zu einem langgezogenen Teich aufgestaut, dahin; es ist, als ob es ausruhend erst Kräfte sammeln wollte für den jähen Absturz über die Gebirgswand. Später übersteigt der Pfad einen das Thälchen westlich begrenzenden Höhenzug, von dem sich, wenn man die höchste Stelle erreicht hat, plötzlich eine weite Ausschau auf ein westlich nach Gudalur abfallendes Thal eröffnet, das einen vollständig veränderten Landschaftscharakter zeigt: der grösste Theil seiner Abhänge ist mit immergrünem Wald oder mit Thee- und Cinchona-Pflanzungen, stellenweise auch mit Anpflanzungen von Eukalyptus oder australischen Akazien bedeckt. Auch die Bergformen sind anders als drüben auf dem Plateau: lange gerade Linien von Thal und Höhe ziehen sich viele Meilen nach Westen abwärts zu dem tief unten liegenden Unterland, aus dem in blauer Ferne undeutlich eine Menge kleinerer Anhöhen wie Wellen einer tiefbewegten See und zwischen ihnen einzelne grössere Berge aufsteigen, so in der Mitte des Bildes eine Gruppe mit besonders scharfer Spitze, der 10 Meilen hinter Gudalur gelegene Needle rock und die noch weiter entfernte isolirte Kuppe des Sultan Rock. Hier hat der grausame, gefährliche Feind der Engländer, Tippu Sultan, der Herrscher von Maisur, vor 100 Jahren eine Batterie errichten lassen, und der Name des Berges hält die Erinnerung daran fest. Die lange Linie der duftig blauen Ghats schliesst in der Richtung von Kalikut und Tellitscherry das Bild ab.

Prospect estate liegt etwa 170 m unterhalb der Gebirgskante und es ist schon merklich wärmer als das Nilgiri-Plateau und ganz im Bereich des SW.-Monsun gelegen, der hier reichliches pflanz-

Digitized by Google

liches Gedeihen schafft. Ich fand bei der liebenswürdigen Familie Herrn Mackenzie's, des Direktors der Plantage, freundliche Aufnahme; leider aber brachte mir ein nach Gudalur hinabgesandter Bote die Nachricht zurück, dass jetzt in jener Gegend keine Kurumbar zu finden seien. Da jedoch Herr Mackenzie bestimmt wusste, dass am Fusse der nördlichen Gebirgswand jenseits des in hohen Wasserfällen hinabstürzenden Paikara, auf Northern Hay Estate, eine Anzahl Kurumbar arbeiteten, entschloss ich mich, am anderen Tage wieder zur Höhe hinauf- und von da zu diesen Plantagen hinabzusteigen. Ganz auf der Höhe durchschreitet man eine der grösseren Cinchona-Plantagen des Gebirges, die die Regierung in der Nähe von Paikara-Bungalow angelegt hat. Wenn die Cinchona auch auf den Nilgiri-Bergen fortkommt, so kämpft sie doch einen nicht leichten Kampf mit der Concurrenz besonders der javanischen Anpflanzungen. Der Boden ist hier doch nicht so reich als der vulkanische der malayischen Insel, die Pflanzen erfordern mehr Pflege und Kosten als dort und durch die Concurrenz der neueren, auf chemischem Wege hergestellten Fiebermittel ist der Preis des Chinins so gedrückt, dass bei den Cinchona-Pflanzungen der Nilgiri kaum etwas verdient wird. Am besten scheint C. officinalis und C. succirubra zu gedeihen, andere Varietäten sind in kaum nennenswerther Zahl angepflanzt.

Schon auf dieser Cinchona-Plantage beginnt der jähe Absturz des nördlichen Gebirgsrandes. Wenn man sich von hier nordostwärts wendet, überschreitet man bald das tief eingeschnittene Bett des Paikara unmittelbar unter seinem oberen senkrechten, 60 m hohen Fall. Ein zweiter 70 m hoher Sturz, der gleich darauf folgt, giebt eine Vorstellung von der steilen Böschung der Gebirgswand. Die Wucht des stürzenden Wassers hat an den weniger stark geneigten Stellen des Flussbettes gewaltige Felsblöcke angehäuft, die man kletternd und springend überschreiten muss. In der zweiten Hälfte des Januar rieseln nur dünne Wasserfäden herab, aber wenn der SW.-Monsun das Gebirge mit seinen Regenfluthen überschüttet, muss der Anblick der Paikara-Fälle (wie auch der übrigen in hohen Sprüngen vom Plateau herabstürzenden Flüsse) grossartig schön sein.

Am rechten Ufer hat schon vor hundert Jahren Tippu, der weiter östlich auf dem Abhang zwei Forts errichtet hatte und sie mit gesundem Wasser versehen wollte, von hier aus einen Kanal abgeleitet; jetzt wird durch denselben ein Theil des Paikara-Wassers nach Northern Hay estate hinabgeführt und dort zur Berieselung von etwa 100 Acker Kaffeepflanzung verwandt. In steilem Zickzack führt der Weg abwärts, immer durch Wald, durch den man häufig einen

Digitized by Google

Ausblick nach dem Unterland hat: tief unter uns glänzen die Gebäude und Dächer der Plantage. Das ganze Land im Norden scheint steil und hoch anzusteigen: man erkennt hinter der Pflanzung einen ost-westlichen, in blätterlosen Wald gekleideten Höhenzug, der den von jetzt an nicht mehr Paikara, sondern Moyar genannten Fluss in grossem Bogen nordwärts ablenkt; ganz rechts begrenzen in der Ferne die eckigen Formen der Ostghats die Aussicht. Neben dem Fusssteig ragen nadelähnlich isolirte, stark zerklüftete Felsmassen auf, die bergwärts sich nur wenig erheben, thalwärts dagegen doppelt und dreifach tief fast senkrecht abfallen. Allmählich verändert beim Niedersteigen der Wald seinen Schola-Charakter, die Bäume werden höher und kräftiger, am Boden tritt hellgrünes, nicht abgestorbenes Gras auf, dann kommen Baumfarne, niedrige Zwergpalmen (Phönix), Bambusen, Cycadeen, wie Frühling muthet uns ein Leguminosen-strauch an, dessen ganz blätterlose Zweige über und über mit pfirsichblüthenrothen Schmetterlingsblumen bedeckt sind. Akazien mit langen spitzen Dornen beengen den Weg, der Rotang steigt strickähnlich zu den Baumkronen hinauf, andere Schlingpflanzen spannen sich über den Weg und verbinden fernstehende Bäume und Büsche. Jetzt zeigen sich auch einzelne Bananen, und verwilderte Orangen hängen voll goldgelber Früchte. Und dazu sendet die Sonne glühenden Brand auf die durch die Kühle der Gebirgshöhe verwöhnte Haut. Die abnehmende Steilheit der Böschung zeigt uns an, dass wir uns der Thalsohle nähern, und bald treten wir in die regelmässigen Reihen der Kaffeebäumchen von Northern Hay estate ein, in denen auch schon der zerstörende Pilz (Hemileya vastatrix) seine Verwüstungen beginnt: zwischen kräftigen, gesunden Bäumen stehen andere mit angebräunten Blättern, mit einzelnen dürren Aesten oder auch schon ganz kahle, der Blätter ganz beraubte Stämme.

Auf der Pflanzung arbeiteten fast nur Kulis aus Kanara, die in guten, reinlichen Quartieren untergebracht sind. Es wurden aber auch noch 8 Kurumbar dort beschäftigt, die ich im Kaffeesortirhaus mass und photographirte. Eine kleine, armselige Rasse, in ihren körperlichen Merkmalen und in Sitten und Gebräuchen sehr den Malsers, Kaders und anderen Berg- und Dschungelstämmen ähnlich. Von den die Höhen der Nilgiri bewohnenden Stämmen werden sie mit einer gewissen Scheu behandelt, sie gelten bei ihnen als Zauberer. Jedes Badagadorf steht in Verbindung mit einem Kurumbar, der es gegen die Zauberei seiner Kameraden schützen soll und dafür Abgaben von der Ernte erhält. Man ist dort oben geneigt, jeden

Digitized by Google

Unglücksfall, jede gefährliche Krankheit der Behexung durch Kurumbar zuzuschreiben, und dann wendet sich der Zorn und die Rache gegen diese armen Menschen, und nicht nur der vermeintliche Zauberer, sondern auch noch seine Familie, ja ganze Dörfer der Kurumbars werden dann gemordet. Mehrere solche Racheakte leben noch in frischer Erinnerung bei den Leuten von Kotagiri. Im Badagadorf Elmanad war 1882 der Sohn des Dorfvorstehers plötzlich schwer erkrankt und starb bald darauf. Der Dorfpriester nannte einen

Fig. 32. Kurumbar Padipa, Northern Hay Estate (Nilgiri).

Kurumbar, der den Badaga durch seine Zauberei getödtet hatte; man ergriff ohne weitere Umstände den Zauberer, tödtete ihn und verbrannte seine Leiche zusammen mit der des an der Krankheit verstorbenen Mannes. Aber das schien den Badagas noch nicht genügende Sühne zu sein, man jagte die Frau und die drei Kinder des Unglücklichen wie ein gehetztes Wild, bis man sie endlich am Fusse der Berge bei Sigur einholte, heraufbrachte, auf dem Verbrennungsplatze tödtete und auch ihre Leiber in die Flammen warf. Gewöhnlich stellen die Badagas und Kotas an die Spitze solcher

Digitized by Google

Rache-Expeditionen einen Toda; er hat als Herr der Berge den ersten Streich zu führen, und erst wenn dadurch der Zauber des Kurumbar gebrochen ist, stürzen sich auch die Anderen auf ihn.

Die Pflanzung liegt dicht am Steilabhang des Gebirges und ist, wie alle diese Terai-Gegenden, dem Fieber sehr ausgesetzt. Besonders in den Monaten vor dem Eintritt des SW.-Monsuns tritt es in verheerender Heftigkeit auf und die Arbeiten werden dann auf das Allernothwendigste eingeschränkt. Der Direktor der Plantage, Herr Grey, den ich unten antraf, wohnt die Kleinigkeit von 1300 m höher, gerade über der Pflanzung auf der Plateaukante, von der man auf die Dächer der Plantage herabschaut, fast als ob man sie mit einem Steinwurf erreichen könnte. Jeden zweiten Tag geht er den Weg zu Fuss hinab und reitet am Abend auf einem kräftigen Pony wieder hinauf.

Da in dem nur anderthalb englische Meilen entfernten Leighwood estate noch mehr Kurumbar arbeiteten, blieb ich, um dieselben am anderen Morgen aufzusuchen, die Nacht über auf der Pflanzung, die freilich für Besuch nicht eingerichtet ist. Doch campirte ich in dem Maschinenhaus trotz des Getöses der unter mir arbeitenden, vom Paikara-Kanal gespeisten Turbine ganz gut; das Gebäude hatte den in der gefährlichen Fiebergegend hoch anzuschlagenden Vortheil eines oberen Stockwerks, zu dem man freilich nur auf einer Hühnerleiter hinaufklettern konnte. Oben gaben mir ein paar zum Trocknen von Kaffeebohnen gebrauchte Kokosmatten ein ganz bequemes Lager. Aber die Nacht wurde, da die eine Giebelwand ganz offen war, doch empfindlich kalt.

Ich bemerkte die Spuren der Nachtkühle noch am anderen Morgen an den funkelnden Thautropfen im Gras, als ich um halb 9 Uhr nach Leighwood estate hinüberwanderte. Es ging zumeist durch niedrigen, blätterlosen Wald. Freilich waren ganz kahle Bäume selten, aber die wenigen Blätter, die noch hingen, waren fast alle trocken, graugelb oder röthlich bräunlich; die Mehrzahl lag in dicker Schicht trocken und raschelnd am Boden. Sieht man einen solchen Wald aus einiger Entfernung, so erscheint er in Zeichnung und Färbung ganz verwaschen, es giebt keine kräftig geformten Baumkronen und Alles ist nur mit gebrochenen gedämpften Tönen gefärbt. Meine Erwartung, auf dieser Plantage noch mehr Kurumbar zu finden, erfüllte sich: ich konnte dort noch 20 Vertreter dieser kleinen, von den Bergstämmen gefürchteten und gehassten Menschen auftreiben.

Als ich am Nachmittag zum Northern Hay estate zurückging, war der Thau verschwunden und die Sonne brannte wieder unbarm-

Digitized by Google

herzig. Ich fand schon den Pony vor, den Herr Grey für den Aufstieg nach Ibex lodge, seiner Wohnung, herabgeschickt hatte. War der Weg am vorhergehenden Tage schon schmal und schwierig gewesen, so war es der Steig, der die Plantage mit der steil über ihr liegenden Wohnung ihres Direktors verband, noch in ganz anderem Maasse. Er führte stets an jähem Fels hinan, über grosse und kleine,

Fig. 33. Toda Thaguduwen aus Thanar Mand.

oft spitz hervorstehende Steinblöcke, oder über schräge, abschüssige Wände. Es war im Anfang nicht gerade behaglich, wenn man auf dem durch sickerndes Bergwasser schlüpfrigen, kaum mehr als fussbreiten Pfad dicht an steilsten, Hunderte von Fussen abstürzenden Abgründen dahinritt. Aber das Pferdchen, dem ich die Zügel fast ganz freiliess, gab mir bald das Gefühl vollkommener Sicherheit. Nur ein paarmal hielt es an, um zu verschnaufen, ganz steile Stellen

Digitized by Google

wurden mit doppelter Geschwindigkeit genommen. Etwas unter der Mitte des Aufstieges waren kolossale Felsmassen übereinander gestürzt und bildeten ein Thor, so niedrig, dass ich absteigen musste. Auch der weitere Weg führte vielfach an grossen Felsen, oft von seltsamer Form, vorbei; einzelne waren so überhängend, dass man meinte, sie müssten im nächsten Augenblick sich überschlagend herabstürzen. An der östlichen Seite der Schlucht, in der der Weg hinaufführt, steigen gleichfalls fast senkrechte Felsenmassen Tausende von Fussen auf und von ihnen hebt sich besonders eine wie eine Nadel spitz kegelförmig heraustretende Masse, der Ibexfelsen, ab.

In umgekehrter Folge wiederholten sich beim Aufsteigen die landschaftlichen Eindrücke des vorhergehenden Tages: höher und höher steigt beim Zurückschauen das Land im Norden auf und die Vorberge tauchen immer tiefer unter den Horizont hinab, kühler wird die Luft und nordischer die immergrüne Vegetation. Kurz vor dem Plateaurand kommt man in eine ausgedehnte Schola, die sich, vor dem Wind der Hochfläche geborgen, ziemlich weit in der Schlucht der Gebirgswand herabzieht. Dann zeigen kleine Cinchona-Anpflanzungen die Nähe civilisirter Menschen an und man betritt das im Laubgrün des windgeschützten Gartens versteckte, behagliche Ibex lodge. Herr Grey lud mich ein, auch noch am folgenden Tage, während er selbst wieder nach Northern Hay hinabstieg, zu bleiben, um ein interessantes, in der Nähe gelegenes Todadorf, das Tanar Mand, aufzusuchen, um dann am zweiten Tag mit ihm nach Utakamand zurückzufahren.

Ich kann von einer eingehenderen Beschreibung dieses Todadorfes absehen, da es in allen wesentlichen Punkten den bisher gesehenen Mands glich. Auch hier waren wieder vier Hütten von einem Steinwall umschlossen (eine derselben auch wieder mit einer Thüre in der Giebelwand und einer anderen seitlichen im Dach, das bis zum Boden herabreichte), daneben der Milchtempel und der Büffelkraal, Alles in der Nähe eines Wäldchens und ausgedehnter Weideflächen gelegen; in dem Wäldchen selbst stand noch, hundert Schritte von dem Mand entfernt, die Geburtshütte, die vor ganz kurzer Zeit bei der Ankunft eines Toda-Weltbürgers benutzt worden war.

Digitized by Google

X. KAPITEL.

DIE OST-NILGIRI. ZURÜCK NACH KOIMBATOR.

Mein Streifzug hatte mir eine gute Anschauung des Todanad, d. h. des nordwestlichen Theiles der Nilgiri und ihrer Bewohner, gegeben; es blieb mir übrig, bei einem Ausflug nach Kotagiri auch noch die östliche Hälfte des Hochländchens und den interessanten Stamm der Kotas kennen zu lernen, die gerade dort eines ihrer grössten Dörfer haben. Der Verwalter des Hôtels in Utakamand hatte es übernommen, mir ein gutes Pferd zu besorgen, aber ich war noch nicht aus der Stadt hinaus, als es auch schon mit dem flotten Gang zu Ende war; weder durch Liebenswürdigkeit noch durch Gewalt liess sich dem Thiere etwas abzwingen, das langsam wie eine Schnecke und störrig wie ein Maulthier dahinschritt. Es wurde mir augenscheinlich schwerer, ihm Prügel zu geben, als ihm, sie zu erhalten, und so gebrauchten wir für die 17 englischen Meilen nicht weniger als 7 Stunden. Doch hatte ich dadurch den Vortheil, mir Alles recht mit Musse betrachten zu können. Vom Ostende Utakamands führt ein Richtweg ziemlich steil zu dem noch 400 m höheren Dodabetta hinauf; unten am Bach stehen Hütten von Wäschern (Dhobies), die mit laut knallendem Getöse ihre Wäsche auf die Steine aufschlugen. Mein Pferdchen schritt sicher, aber sehr bedächtig den wenig guten Fusssteig durch den schönen Schola-Wald hinan zu dem zwischen dem Dodabetta und dem Snowdon eingesenkten Sattel, wo der Richtweg wieder die gut angelegte Fahrstrasse zwischen Utakamand und Kotagiri erreicht. Diese zieht sich, ein paar hundert Fuss unter dem 2672 m hohen Gipfel des Dodabetta bleibend, an den Regierungs-Cinchona-Pflanzungen von Utakamand hin. Der Blick nach Norden ist ganz, der nach Osten weithin frei. Man hat von nun an eine ganz anders geartete Landschaft vor sich, als es die westliche Hälfte der Nilgiri gewesen war.

Digitized by Google

Breite, nach NO. ziehende Längsthäler haben sich verhältnissmässig tief eingeschnitten und nur auf ihrer Sohle findet man noch die rundlichen, grasbewachsenen Hügel; weiter hinauf ziehen sich an den Abhängen frisch bestellte Ackerfelder fleissiger Badagadörfer hin, und über ihnen thürmen sich steile Felsklötze in grossen Formen auf. Entsprechend der grösseren Austiefung der Thäler sieht man hier auch nicht mehr die kleinen Wäldchen der in den Anfangsthälchen der anderen Gebirgsseite sich bergenden Schola-Gebüsche, sondern weithin sind die Abhänge mit dichtem, vielfarbigem, immergrünem Wald bedeckt, reicher als dort blüht hier der Rhododendronbaum der Nilgiri, dessen Blumenbüschel in leuchtendstem Purpurroth den grössten Theil der Kronen bedecken und deren Pracht nach der Menge der Knospen in wenigen Wochen noch viel reicher zu werden verspricht. Den Waldsaum verzieren längs des Weges zahllose Balsaminen mit ihren schönen weissen, violetten, rothen Blumen, auf offenen Stellen prahlen intensiv gelb blühende Hypericum-Büsche (Johanniskraut), aus denen der Staatschinologe (Quinologist), Herr Hooper in Utakamand, einen werthvollen gelben Farbstoff dargestellt hat. Im Ganzen folgt der Weg der Wasserscheide, die sich zwischen nördlicher und südlicher Abdachung des östlichen Plateaus bis zum spitzen Ostende der Nilgiri hinzieht; er ist in guter Abwägung der Steigung zwischen den Sätteln, die die höheren Erhebungen trennen, angelegt und läuft bald an der Nord-, bald an der Südseite der letzteren hin. So gewährt er Ausblicke nach beiden Seiten in die von der Wasserscheide sich absenkenden Thäler, südlich in den weiten Kessel, der die dem Kotagiri-Flüsschen zuströmenden Bäche sammelt und sie dem Thalschlund östlich von Kunur zuführt. Auch auf dieser ganzen Seite ist das Plateau durch Erosion reicher ausgestaltet, als im Westen, und steile Vorsprünge, wie Dolphins nose u. A., geben der Landschaft eine kräftige Zeichnung. In der Ferne schliesst rechts die blaue, kühn gezeichnete Kette der Wadamalä-Berge bei Koimbator, links die wie ein von hohem Berg geschautes Meer aufsteigende rothbraune Tiefebene des Tamillandes das Bild ab. Diese südöstliche Seite des Plateaus hat verhältnissmässig viel Feldbau und etwas mehr Weidegrund, aber weniger Wald, als die nordöstliche Abdachung.

Der von Süden heranblasende Wind führte eine tief herabhängende Wolkenschicht herbei, die erst die ferneren, dann auch die nahen Höhen einhüllte und endlich das Rückgrat der Nilgiri erreichte. Deutlich zeigte sich hier, wie sehr die Wasserscheide zugleich auch Wetterscheide ist: südlich war Alles in dem grossen

Digitized by Google

Nebelschleier verborgen, sobald aber die Wolken die Kammlinie überschritten, lösten sie sich rasch in kleine Fetzen auf und weiter hinaus im Norden erglänzte blauer Himmel und warmer Sonnenschein. Nur über die Sättel blies der Wind die Wolkenballen noch weit hinüber in die nördlichen Thäler und erst viel weiter entfernt verschwanden sie ganz allmählich. Ihr Schatten zauberte auf den sonst sonnig durchleuchteten Boden ein wechselvolles Licht- und Farbenspiel. Kalt, feucht, nebelfrostig blies der Wind, wenn ich an einer Südwand oder über einen Bergsattel hinritt, warm, freundlich, windstill war es auf den sonnigen, wie durch einen Schirm geschützten Nordabhängen.

Ein paar Meilen hinter der Wegehälfte vereinigte sich die Fahrstrasse von Kunur nach Kotagiri mit meinem Weg. Eine Gruppe von fröhlich schwatzenden, weissgekleideten Badaga-Frauen und Mädchen, die zur Feldarbeit zogen, kam uns entgegen, aber sobald sie den fremden Reiter bemerkten, verstummte plötzlich ihre Unterhaltung und sie traten scheu vom Weg zur Seite in's Gebüsch oder auf den Acker. Es waren schlanke, elastische Gestalten, schön wie die Statue des Mädchens von Gabii in ihrem Faltenwurf, der den Körperformen ebenso sehr ihr Recht giebt, wie dem natürlichen Fall des Gewandes. Auch die Badaga-Männer in Turban und himationähnlichem weissem Mantel waren charaktervolle Erscheinungen. Es waren Leute aus dem Badagadorf, das drüben auf der anderen Seite des Thälchens auf der Höhe eines rundlichen Hügels liegt, inmitten seiner Felder, die wie Radien rings die Niederlassung umziehen, ein Bild sauberen Fleisses. Zuletzt senkt sich die Strasse stärker abwärts und die jetzt auftretenden Wäldchen dunkler Eukalypten und dichtlaubiger Melanoxylen (australischer Akazien) sind die Vorboten Kotagiris, der östlichen europäischen Enklave der Nilgiri.

Ein kompaktes Eingeborenen-Viertel mit Bazar, der heute, am Sonntag, von den umwohnenden Badagas und von den Kulis der benachbarten Theeplantagen gut besucht ist, hat sich an den tiefsten Stellen des Ortes am Bach festgesetzt. Hier wohnen ausser einigen Badagas Leute aus dem Unterland, Tamils, Kanaresen und Muhammedaner. Auf dem ansteigenden Land breitet sich das europäische Quartier aus, einzelne, weit von einander entfernte Villen; die Häuser der Baseler Mission liegen nicht weniger als eine englische Meile vom Bazar entfernt auf einem Hügel, der ringsum freie Aussicht gewährt. Im Westen erblickt man den von hier aus zweispitzig erscheinenden Dodabetta, nach Süden und Südosten die Thäler des südöstlichen Kessels und ihre Durchbruchsschlucht, nach Norden

Digitized by Google

mehrere, auf den Gipfeln der Hügel angelegte, von ihren Feldern radiär umgebene Badagadörfer, nach Osten das an Einzelbergen reiche Ostende der Nilgiri. Der Rangaswami Pik, der nadelähnlich aufsteigt und ein von den Badagas hoch verehrtes Heiligthum trägt, war leider durch Wolken verdeckt. Ich suchte gleich am Tage meiner Ankunft den Geistlichen der Baseler Mission, Herrn Pastor Sickemeyer, auf; er, sowie ein eingeborener Geistlicher, Rev. Jacob Kanaka, ein geborener Badaga, leisteten mir bei meinen Verhandlungen mit den Kotas gute Hilfe; besonders Herrn Kanaka verdanke ich werthvolle Informationen.

Kotagiri ist durch Lage und Klima mehr begünstigt als seine beiden blühenderen Rivalen auf den Nilgiri. In erster Linie kommt ihm zu statten, dass gerade, wenn die Hitze des östlichen Tieflandes die Europäer auf die Berge treibt, die Luft hier viel weniger feucht ist, als in Kunur und besonders in Utakamand; der Dodabetta legt sich wie ein breiter Schirm vor den regenreichen SW.-Monsun, dessen Niederschläge dann die westlichen Nilgiri mit wahren Sündfluthen überschütten. Ferner sinkt aber auch wegen der geringeren Höhe von Kotagiri (2004 m) die Temperatur nicht bis zu dem Grade wie in Utakamand (2245 m), in dem man auch im Sommer häufig das Kaminfeuer nicht gern entbehrt; die mittlere Temperatur Kotagiris steigt aber auch im Sommer nicht über 23° C. Kunur liegt noch 210 m niedriger als Kotagiri und ist noch wärmer, leidet aber unter dem Uebermaass der Niederschläge des SW.-Monsun.

Trotz seiner klimatischen Vorzüge ist Kotagiri weit weniger von Fremden besucht, als Kunur und Utakamand. Es existirt nur ein einziges kleines, bescheidenes Gasthaus mit wenigen Zimmern, und nur eine etwas grössere Pension; in den übrigen europäischen Häusern finden nur einzelne Fremde Aufnahme. Ein regelmässiger Fahrpostdienst zwischen Metapolliam und Kotagiri besteht nicht, er würde sich bei dem geringen Fremdenverkehr nicht lohnen. Die beiden anderen Gesundheits-Stationen haben Kotagiri den Vorrang abgewonnen, weniger durch die Gunst der Lage und des Klimas, als dadurch, dass sie den raffinirteren Bedürfnissen der Gesellschaft, der Mode und dem Sport mehr entgegengekommen sind. Wer ausser der Erholung auch noch die Annehmlichkeiten eines verfeinerten Lebens sucht, findet sie in den beiden westlicheren Orten, wer aber nur seiner Gesundheit leben will, ist wohl noch besser in dem stillen, einfacheren Kotagiri aufgehoben.

Zwischen den weit zerstreuten Villen des europäischen Viertels liegt die Niederlassung der Kotas, die dem Ort seinen Namen gegeben

Digitized by Google

Fig. 34. Strasse in Kotagiri.

Digitized by Google

hat. Das Dörfchen besteht nur aus drei bis vier fortlaufenden Häuserreihen, die durch Parallelstrassen von einander getrennt sind (50); ausserhalb des Dorfes steht eine Anzahl gemauerter Viehställe, sowie grosse Haufen Reisigbündel zum Heizen und zum Herstellen der Kohlen für den Bedarf der Schmiede, die hier mehrere Werkstätten besitzen. Eine einkammerige Hütte für die menstruirenden Frauen steht abseits vom Dorf. Wie bei den Todas wird auch hier für die Frauen, die die Geburt eines Kindes erwarten, eine besondere kleine Hütte von Astwerk und Blättern errichtet.

An der Ostseite des Dorfes liegen, von Steinwällen umgeben, die beiden Tempel, die jedes Kotadorf besitzt und die dem Hauptgott der Kotas, dem Kambatta raya (Herr der Schmiede) und seiner Gemahlin Kahasamma geweiht sind. Es sind sehr einfache Gotteshäuser, vorn und hinten offene Schuppen unter einem Firstdach, das von Steinpfeilern getragen wird und auf beiden Seiten bis zum Boden herabreicht. Am Giebel des westlichen dem Kambatta raya geweihten Tempels ist eine Verzierung aus zwei schrägen gekreuzten Bogen und einem aufrecht gestellten Pfeil, an dem des östlichen Tempels eine solche aus einem von zwei geraden Stäben gekreuzten Kreis angebracht.

Während meiner Anwesenheit in Kotagiri feierten die Kotas gerade ihr grösstes Fest zu Ehren ihres Hauptgottes. Zwölf Tage dauerte die Feier, bei der alle Abende dem Gott im Tempel Huldigungen dargebracht und darauf um ein während des ganzen Festes unterhaltenes Feuer in der Nähe des Tempels Tänze aufgeführt werden. Am vorletzten Abend nehmen auch die Weiber Theil, und gerade diesen Weibertanz hatte ich Gelegenheit, mir in der Nähe anzusehen. Als es dunkel wurde, lockte mich die bis zu meinem Hôtel dringende schrille Musik zu dem Kotadorf hinauf. In dem Strassenende, das an die Rückseite des Tempels anstösst, wurde ein grosses Feuer durch fortwährendes Hineinschieben grosser, langer Reisigbündel unterhalten; auf der einen Seite desselben standen dicht an der Flamme die Musikanten mit ihren Instrumenten, zwei Handtrommeln, einem Tamburin, das auf der Rückseite durch Stricke gespannt wurde, einem Messingbecken, das mit einem Stäbchen geschlagen wurde, und zwei oboenähnlichen Pfeifen. Immer und immer wurde von den beiden letzteren dieselbe eintaktige Melodie in raschem Vierachteltakt wiederholt und von den anderen Instrumenten ohne Abwechselung begleitet. Als ich hinkam, tanzten um Feuer und Musikanten herum nur etwa 40 einzelne ältere und jüngere Männer, die sich im Halbkreis bald nach der einen, bald nach der

Digitized by Google

anderen Seite herumdrehten und dabei die Hände erhoben und senkten und die Füsse kunstvoll stellten. Sehr langsam bewegte sich so der ganze Kreis vorwärts, ab und zu stiess der Eine oder Andere einen Schrei aus, der wie Hau! klang, am Schluss des Tanzes erschallte ein allgemeines Schreien. Um den Kreis, zum Theil auf dem erhöhten Steinhaufen neben dem Tempel, sassen männliche und weibliche Kota- und Badaga-Zuschauer. Aeltere männliche Honoratioren, Badagas, die zu diesem Fest besonders eingeladen waren, sassen rings um ein kleines Feuerchen auf einem erhöhten Platz, der an die Rückwand der Tempelmauer anstösst.

Fig. 35. Kota Müschele aus Kotagiri.

Als der Tanz vorüber war, löste sich der Kreis der Tanzenden auf. Die Trommler hielten ihre von der Abendkühle und Feuchtigkeit schlaff gewordenen Instrumente so dicht an und in die Flammen, dass ich meinte, sie müssten verbrennen. Bald begann die Musik zu einem neuen Tanz, zuerst die Oboen und dann, sobald sie nach einigem Schwanken erst in den rechten Zug gekommen waren, auch die anderen Instrumente. Die Melodie war anders als vorher, aber auch ihre zwei Takte wurden ohne Unterlass und ohne irgend welche Abwechselung wiederholt. Bei diesem Tanz betheiligten sich auch die Weiber, die in geschlossener Gruppe die Hälfte des Kreises einnahmen, während die Männer die andere Hälfte ausfüllten. Die Männer tanzten ausgelassener, unregelmässiger; indem sie sich mit dem ganzen Kreis langsam vorwärts bewegten, machte ein Jeder fortwährend ganze Umdrehungen von rechts nach links und von links nach rechts, so dass sie nach jeder Drehung wieder mit dem Gesicht dem Feuer zugewandt standen. Die Weiber tanzten viel gemessener und kunstvoller: wenn sie zum Tanz antraten, verbeugten sie sich erst vor dem Feuer, dann machten

Digitized by Google

sie nur halbe Links- und Rechtsdrehungen mit kunstvollen, von Allen gleichmässig durchgeführten Pas; auch das Erheben und Senken der Hände geschah ganz regelmässig. In den Gesichtern drückte sich halb Freude, halb Verlegenheit aus. Keiner der Tanzenden trug eine ungewöhnliche Tracht, doch hatten sich die Weiber, die fast alle alt und hässlich waren, möglichst viel Schmuck an Ohren, Hals, Nase, Arme und Beine angelegt.

Beim dritten, auch wieder im Vierachteltakt gespielten Tanz betheiligten sich nur Weiber. Es war der kunstvollste und die langsamen Bewegungen waren offenbar vorher gut eingeübt. Die Touren bestanden aus radiärem Hin- und Herschreiten, Umdrehungen, aus Vor- und Zurückschreiten etc.: in Allem lag gemessener Ernst und feierliche Würde. Es war wohl für die Weiber, die sonst nicht viel Freude erleben, der bedeutungsvollste und schönste Tag im ganzen Jahr.

Am 29. Januar ritt ich wieder nach Utakamand zurück, nachdem ich vorher meinen Diener mit dem Hauptheil des Gepäcks direkt nach Metapolliam, am Fuss des Gebirges, mit der Weisung geschickt hatte, mir dort am 1. Februar möglichst viele von den in der Nachbarschaft lebenden Irular zusammen zu bringen. Für mein Handgepäck hatte ich mir einen Kuli genommen, als dieser aber sich überlegte, dass er erst nach Sonnenuntergang allein zurückkommen würde, bekam er Angst vor bösen Geistern; er entschuldigte sich damit, dass er den Weg (die einzige, gute, nicht zu verfehlende Fahrstrasse!) nicht kenne, und schlich sich ganz leise davon, so dass mein Pferdejunge sich Köfferchen und Messkasten aufladen musste.

Die Landschaft zeigte wieder dieselben Beleuchtungswechsel, wie bei dem Herweg. Unter den Wolken kalte, graue, farbenarme Töne, da wo der Himmel sich in leuchtender Bläue öffnete, sonniges, in den lebhaften Farben des Spektrums glänzendes Licht.

Als ich in Utakamand ankam, war Herr Lawson von seiner Examen-Reise nach Madras zurückgekehrt. Schon bei meinem ersten Besuch hatten wir uns über die uralten Steindenkmäler und Gräber unterhalten, die in grosser Anzahl nur wenige Meilen nördlich von Utakamand die Hügel bedecken, und die von Breeks eingehend beschrieben worden sind. Herr Lawson kannte einige, wie er glaubte, noch nicht durchwühlte Gräber, und ich hatte gehofft, in den letzten Tagen meines Aufenthaltes auf den Nilgiri noch ein paar unberührte Tumuli untersuchen zu können. Leider aber hatten genauere Erkundigungen Herrn Lawson's ergeben, dass auch diese

Digitized by Google

Grabstellen schon Sammlerhänden verfallen und verwüstet worden waren; ich hätte im besten Falle wohl eine Anzahl Objekte gefunden, aber wenig über das wichtigere Detail des Baues dieser Gräber erfahren. Ich zog es daher vor, die paar Tage, die mir noch für die Nilgiri übrig blieben, in Keti zuzubringen und von dort aus das benachbarte Kotadorf Kolimalä, sowie den in der Nähe von Keti gelegenen Steinsäulentempel der Badagas zu besuchen und meine Informationen über diese beiden Stämme zu vervollständigen.

So pilgerte ich denn am anderen Morgen wieder hinüber nach dem traulichen Keti, aber nicht auf der Landstrasse, sondern auf Seitenwegen, die mich auf dem Dammweg über den See nach dem auf dem Elk Hill angelegten Südviertel von Utakamand und am Lawrence Asylum vorbeiführten. Zwischen Villen, die jetzt, mitten im Winter und noch ein paar Monate vor dem Beginn der Saison, meistens unbewohnt waren und trübselig verwahrlost aussahen, stieg ich über den schön bewaldeten Elk Hill hinüber nach dem Lovedale-Thal mit seinem hübschen See und den grossen, weithin sichtbaren rothen Gebäuden und dem Thurm von Lawrence Asylum, einer dem Andenken des heldenmüthigen Vertheidigers von Lucknow, Sir Henry Lawrence, geweihten Erziehungsanstalt für Soldatenkinder beiderlei Geschlechts. Die Anstalt, in der auch das frühere Military orphan asylum von Madras aufgegangen ist und die unter der Verwaltung des Nilgiri-Distriktes steht, erzieht 330 Knaben und 60 Mädchen; sie ist ein nicht hoch genug zu schätzender Segen für die Familien der Soldaten, deren Kinder hier, dem gefährlichen Klima und den kaum weniger verderblichen Einflüssen des Garnison- und Kasernenlebens entzogen, in körperlicher und geistiger Frische und Gesundheit heranwachsen. Ein guter Fahrweg führt von hier nordöstlich rückwärts auf die Hauptstrasse, die Kunur und Utakamand verbindet; dann stieg ich wieder am Zollhaus den alten steilen, oft in spitzen Zickzackbiegungen am alten Bergsturz des Dodabetta hinabführenden Weg hinunter nach Keti, wo ich die gleiche herzliche Aufnahme fand wie früher. Ich traf dort den Schwager des Geistlichen, Herrn Dr. Liebendörffer, den Arzt der Baseler Mission zu Kalikut, und erhielt von ihm die Einladung, sein Gast in Kalikut zu sein, wo ich auf dem Wege nach Bombay ein paar Tage Halt zu machen gedachte.

Herr Pastor Lütze begleitete mich gleich am Nachmittag nach der in südwestlicher Richtung drei Meilen entfernten Kotaniederlassung Kolimalä (wörtlich Schmiedeberg). Sie liegt auf einem zwei

Digitized by Google

gerundete Anhöhen verbindenden flachen Sattel und kündigt sich an durch einige kleinere, mit brusthohem Steinwall eingefasste Viehkraale; in mehreren derselben sind grosse Heuhaufen, die Vorräthe für die dürre Zeit des Winters, aufgeschichtet. Dann kommen mehrere Viehställe für rauhes Wetter, kleine, fensterlose, strohgedeckte Steinhütten, die nur durch eine Thüre in der vorderen Giebelwand zugänglich sind. Zuletzt das Dorf selbst, das ganz der Kota-Ansiedelung von Kotagiri gleicht: mehrere von SW. nach NO. gerichtete Strassen und Häuserreihen fortlaufender Ziegeldächer mit Veranda, unter denen je fünf, sechs oder mehr Wohnungen durch quere Mauerwände von einander geschieden sind. Lehmterrassen trennen, wie in Kotagiri, die Häuserreihen, deren Thüren nach beiden Seiten auf diese Terrassen hinausführen. Getrennt von den Wohnungen steht etwa ein halbes Dutzend Schmieden, deren Einrichtung gleichfalls mit dem, was ich in Kotagiri davon gesehen hatte, übereinstimmt. Auch hier wird jede Schmiede immer von mehreren Kota-Familien benutzt. Es waren gerade einige Badagas da, die vor der Thüre einer Schmiede auf bestellte Waare warteten; einzelne sichelförmige Hackmesser und ein paar gerade Messer lagen schon sauber geschmiedet fertig neben ihnen, während an anderem bestellten Geräth drinnen noch eifrig gearbeitet wurde. Die Steinpfeiler, die die Dächer dieser Schmieden trugen, waren nicht, wie die in Kotagiri, mit Reliefskulpturen verziert.

Jenseits der Dorfstrassen liegt der grosse heilige Platz mit den drei Tempeln, die dieses Kotadorf vor allen anderen, nur zwei Tempel besitzenden auszeichnen. Für grosse Festlichkeiten ist der heilige, von einem Steinwall umgrenzte Bezirk wie geschaffen, ein grosses, 150 Schritt langes, 50—60 Schritt breites Rechteck, das von den beiden Schmalseiten her gleichmässig nach der Mitte abfällt, und auf dem ausser mehreren Steinsäulen und grossen aufgerichteten Steinplatten noch drei in Bau und Einrichtung ganz mit den Tempeln von Kotagiri übereinstimmende Tempel stehen.

Auch am folgenden Tage war mein liebenswürdiger Wirth wieder mein Führer zu dem eine Meile westlich von Keti gelegenen Badagadorf, das ebenfalls einen berühmten, dem Kallu-Kamba-raya (wörtlich: Stein-säulen-Gott) geweihten Tempel besitzt. Er liegt ein paar hundert Schritt östlich vom Dorf auf dem stark abfallenden Abhang. Ein weiterer und ein engerer Steinwall umfassen drei verschiedene, hoch verehrte Heiligthümer, einen Tumulus mit einer von Steinplatten umstellten, jetzt ganz leeren Höhlung (augenscheinlich ein uraltes Grab), den eigentlichen Tempel und die Steinsäule, der das

Digitized by Google

Ganze seinen Namen verdankt. Der Tempel kann seine architektonische und Cult-Verwandtschaft mit den Tempeln des Unterlandes nicht verleugnen. Er besteht aus einer quadratischen Cella, an deren Wänden als Zeichen der Siwa-Verehrung eine Anzahl Lingams und ein steinerner Stier (Nandi, von den Badagas Basappa genannt) aufgestellt sind, und aus einer länglichen Vorhalle. Die Thüre zwischen beiden ist nur 50 cm hoch und 50 cm breit, und es muss nicht gerade ein feierlicher Anblick sein, wenn der Priester auf allen Vieren zu seinem Gott hineinkriecht. Oestlich von der Vorhalle steht auf einem quadratisch-prismatischen Untersatz eine sauber gearbeitete, achteckige, 4 m hohe Steinsäule mit einfachem Capitäl. Auch hier liegt auf dem Sockel Siwa's Thier, der heilige Stier, aber dem Steinbild fehlt der Kopf; er wird alljährlich bei dem grossen Tempelfest aus Kuhmist und Lehm neu geformt.

Die religiöse Weitherzigkeit der Hindus offenbart sich in diesem Tempel sehr deutlich. Einer der Grabhügel eines früheren Bergstammes erschien den erst vor wenigen Jahrhunderten auf die Nilgiri hinaufgewanderten Badagas als etwas Geheimnissvolles, Göttliches; auch eine nahebei befindliche Steinsäule, nach der Tradition der letzte Ueberrest eines alten Palastes (die jetzige Säule ist modern und erst vor nicht langer Zeit an der Stelle einer alten umgestürzten und zerbrochenen aufgerichtet worden), wurde ihnen zum Gott (Kallu-Kamba-raya), und mit diesen neugeschaffenen Göttern verschmolz Siwa, der alte Gott der Badagas, so lange sie noch im Tiefland lebten, zu einer neuen Gottheit, die ihren Namen von der Steinsäule, die wesentlichen Züge ihres Cultes aus dem Siwadienst entnommen hat.

Vom Tempel stiegen wir zum Dorf hinauf, in dem der Pastor einige Badaga-Christen besuchen wollte. Es tagte gerade auf offener Strasse eine Gemeindeversammlung, in der sehr lebhaft über eine Erbtheilung verhandelt wurde. Der jüngste Sohn des verstorbenen Manegar (Dorfschreiber) wollte die Erbschaft nicht an seinen älteren Bruder herausgeben und es war schon eine Menge schiedsrichterlicher Gemeinde-Versammlungen gehalten worden, die alle ergebnisslos verlaufen waren. Rechtsstreite sind dem Hindu die angenehmste Unterhaltung, und daher hütete sich das Dorf auch wohl, durch eine zu schnelle Entscheidung dieses Vergnügens verlustig zu werden. Processsucht ist eine der hervortretendsten Charaktereigenthümlichkeiten des Hindu, und es wird in ewigen Gerichtsverhandlungen eine Unmenge Zeit und Geld verthan. Der europäische Einfluss hat dieser Leidenschaft keinen Einhalt gethan,

Digitized by Google

im Gegentheil nimmt diese Rechts-Händelsucht der Hindus noch immer zu.

Das Dorf ist in mehreren parallelen Strassen, im Ganzen nach dem Muster der Kotadörfer gebaut. Gleichmässig deckt ein fortlaufendes Ziegeldach die Wohnungen in der ganzen Länge der Strasse, am unteren Rand steht es weit über und ist hier durch Backsteinpfeiler gestützt. In der ganzen Gebäudemasse sind durch Querwände wieder 5—10 Einzelwohnungen mit den entsprechenden Veranden abgetheilt und jede dieser Wohnungen besteht wieder aus

Fig. 36. Badaga Tadegande Kade, aus Keti.

zwei, durch eine auf die Strassenrichtung senkrecht gestellte Querwand getrennten Kammern. Das Christenhaus, das wir besuchten, sah, wenn man nicht genauer hinschaute, ganz reinlich aus, aber diese Reinlichkeit ist doch nicht tief in das Gefühl und die Sitten der Badagas eingedrungen: die Luft in den Häusern und in der Umgebung der Menschen ist erfüllt von muffig-stinkendem Geruch selten gewaschener Kleider. Auch hier drang ich nicht ungestraft in die Geheimnisse des Hauses ein: die Kleider aller Badagas wimmeln von Läusen, die sich mit Wonne auf das, wie es scheint, für sie sehr wohlschmeckende Blut eines Europäers stürzen. Mitten auf

Digitized by Google

der Strasse und zu beiden Seiten derselben neben den Häusern liegt eine Menge Unrath, an dem kein Badaga Anstoss nimmt.

Ein paar hundert Schritt nördlich von dem beschriebenen Tempel liegt der Verbrennungsplatz dieses Dorfes am Rande eines in den Lehmboden steil einschneidenden Baches: eine kreisförmige Vertiefung von 4 m Durchmesser ist ganz mit Kohlenresten und Asche und mit geglühten Steinen erfüllt. Nur wenige Schritte davon steht ein nach der Brandstätte zu angekohlter dicker Baum, der auf der entgegengesetzten Seite noch eine kräftige Krone treibt. An seinem Fusse bildet eine Steinmauer einen Ruhesitz für die Leidtragenden.

Das Begräbniss eines Badaga ist immer für den ganzen Ort ein feierliches Ereigniss, und die Leichengebräuche, die mehrfach an ähnliche Ceremonien bei Völkern der alten Welt erinnern, zeigen, dass die Badagas an ein Jenseits und an eine dereinstige Vergeltung für alle Handlungen des irdischen Lebens glauben. Dem Sterbenden wird, wie im alten Griechenland oder Rom, eine kleine Geldmünze in den Mund gesteckt (das Birianhana, d. h. eine Münze aus der Regierung Biria's, im Werth von $^1/_4$ Rupie), die er womöglich hinunterschluckt; ist er dazu zu schwach, so wird sie in ein Stück Tuch eingewickelt und am Arm befestigt. Ist der Tod eingetreten, so wird sogleich Holz aus dem Walde herbeigeholt und zu einem Leichengerüste in Thurmform zusammengefügt, das später auch als Scheiterhaufen dient. Der Todte wird mit dem Gesicht nach aufwärts unter das Gerüst gelegt, dagegen kommen auf dasselbe sein Geräth und sein Schmuck, sowie kleine, von den Kotas angefertigte, nur $^1/_3$ m lange und mit rothem Thon beschmierte Bogen, sowie entsprechend grosse Pfeile mit lanzettförmiger Spitze. Am anderen Morgen werden unter Musikbegleitung der Kotas von den Badaga-Männern Tänze aufgeführt, die bis kurz nach Mittag dauern, dann wird der Todte mit seinem Scheiterhaufengerüst vor das Dorf gebracht und hier eine sehr merkwürdige Ceremonie verrichtet, durch die die Sünden des Verstorbenen auf ein Kalb (den Sündenbock) übertragen werden. Einer der Badagas sagt ein für alle Fälle feststehendes Sündenregister her, dessen Schlussworte von allen Anwesenden wiederholt werden. Zum Beispiel:

Der Vorbeter beginnt:	Der Chor antwortet:
Kakki Konga ist todt.	Ist todt.
Hier ist Bassawa (der heilige Ochse, geboren von der Kuh Banigé.	Banigé.
Der Todte mag wohl 1300 Sünden begangen haben, lasst sie zu Bassawa's Füssen gehen.	Füssen gehen.

Digitized by Google

Der Vorbeter:	Chor:
Er hat eine Schlange getödtet, es ist eine Sünde.	Es ist eine Sünde.
Er hat Streit unter Brüdern gemacht, es ist eine Sünde.	Es ist eine Sünde.
Er hat sich bei der Regierung beklagt, es ist eine Sünde.	Es ist eine Sünde.
Er hat Fremden den unrechten Weg gewiesen, es ist eine Sünde.	Es ist eine Sünde.
Er hat dem Nachbar einen guten Büffel geraubt, es ist eine Sünde.	Es ist eine Sünde.
Er hat nach einem anderen Weib verlangt, während sein eigenes noch lebte, es ist eine Sünde.	Es ist eine Sünde.

u. s. w.

Mit diesem Sündenregister werden die Sünden auf das Kalb übertragen. Dann gehen die Verwandten dreimal um die Leiche und zuletzt wird diese mit ihrem Holzgerüst an den Verbrennungsplatz gebracht und mit Geräth und Schmuck verbrannt. Die Asche wird am anderen Morgen in den Bach gestreut, noch unverbrannte grössere Knochen werden mit grossen Steinen bedeckt. Zum Zeichen ihrer Trauer rasiren sich die männlichen Verwandten des Verstorbenen Kopf und Bart.

Am 1. Februar nahm ich von dem schönen Heim der lieben Pfarrersleute Abschied. Der Pastor begleitete mich noch hinauf nach der Zwischenstation zwischen Utakamand und Kunur, dem half way inn, wo mich die nach Metapolliam fahrende Eilpost aufnahm. Hoch über dem Thal, am Fuss der steilen Felsenstirn des Dodabetta, führt die zwar nicht breite, aber vortrefflich gehaltene, auf der Südseite von einer dichten Akazienwand beschattete Strasse hin, und wie eine Reliefkarte lag vor mir der südliche Theil des mittleren Nilgiri-Plateaus ausgebreitet, in dem ich wie einen Faden den schmalen Weg verfolgen konnte, den ich ein paar Wochen vorher zu Fusse nach Keti gewandert war. Dann zog sich die Strasse über eine niedrige Einsattelung hinüber nach dem Thälchen von Wellington, in dem sofort an die Stelle von Wiesen und Scholas die Parkanlagen mit ihren dichten dunkeln Gruppen von Eukalyptus und Akazie treten. Aus dem Schatten dieser Wäldchen heben sich drüben am anderen Ufer des Flüsschens die stattlichen Gebäude der militärischen Gesundheitsstation von Wellington ab, sechs grosse, zweistöckige Kasernen für einzelne Kranke und vier Reihen Familienhäuser für

Digitized by Google

die Verheiratheten, sowie zwei Kirchen mit einem stumpfen und einem schlank-spitzen Thurm.

Wellington liegt am Ostabhang des Dodabetta in einer muldenförmigen Vertiefung des Geländes, und es ist gegen die rauhen Winde der Höhe gut geschützt, besser als Kunur, das zwar 70 m tiefer liegt, aber dem Monsun mehr ausgesetzt und mehr von Nebeln heimgesucht ist. So ist Wellington ein wahrer Segen für die durch Klima und tropische Krankheiten geschwächten Soldaten der südlichen Präsidentschaft. Wenn man die gebrochenen Gestalten mit den eingesunkenen Augen, fahlen Wangen, blutleeren Lippen, die sich mühsam in Metapolliam von der Bahn nach den Militärrasthäusern hinschleppen, vergleicht mit den kraft- und gesundheitsstrotzenden Männern, die geheilt die Strasse von Kunur abwärts wandern, um zu ihren Truppentheilen zurückzukehren, so möchte man an Zauberwirkung glauben. Aber freilich genesen nicht Alle. Unweit der Exercirplätze, auf denen die Reconvalescenten je nach ihrem Befinden zu leichtem Dienst herangezogen werden, rufen die zahlreichen weissen Steinsäulen und die langen Reihen einfacher Gräber des Friedhofes den Lebenden ein eindringliches Memento mori zu.

Die Strasse führt durch den Bazar von Wellington, der durch eine Kettenbrücke mit dem anderen Ufer in Verbindung gesetzt ist, und dann noch zwei Meilen weiter immer durch das schön bewachsene Thälchen nach Kunur. Feuchte, kühle Wolkennebel drangen aus der Schlucht herauf, die von hier nach der Ebene hinabführt. Aber auf dem weiteren Weg nach abwärts gewann doch bald wieder die warme Sonne ihre Herrschaft. Schon anderthalb Meilen unterhalb Kunur stehen die ersten Zwergfiederpalmen (Phönix) an der Strasse, zwei Meilen weiter lacht uns schon helles Bananengrün entgegen und nach wieder zwei Meilen tritt die erste Kittul-Palme auf. Schon vorher sind wir in die ausgedehnten Bambusgebüsche eingetreten mit den schlanken Stämmen und dem, aufrechten Straussenfedern vergleichbaren Blätterwerk. Aber dies hat, seit ich es beim Heraufkommen sah, sein Grün sehr verändert, es ist gelb, welk, viele Wedel ragen ganz blätterlos aus ihrer Umgebung hervor. Auch der übrige Wald auf dem unteren Theil des Abhanges ist jetzt zum grossen Theil winterlich, fahl, grau-grün-bräunlich geworden.

In rascher Fahrt und mit nur zweimaligem Pferdewechsel fuhren wir von Kunur nach Metapolliam. Je weiter wir abwärts kamen, um so heisser wurde die Luft, aber wie ein sengender Samum kam uns der Wind entgegen, als wir am Fuss des Gebirges beim Dorfe

Digitized by Google

Kallar den Bach von Kotagiri überschritten hatten. Metapolliam ist einer der heissesten Orte des heissen Südens von Indien, ein Gluthofen für den an die kalte Luft der Berge Gewöhnten. Die Menschen freilich, die immer hier leben, scheinen sich bei der entsetzlichen Hitze ganz behaglich zu fühlen: auf dem Markt wogte die Menge in der grellen Sonne auf und ab, als ob in Indien gar kein Hitzschlag vorkommen könne.

Mein Boy hatte seinen Auftrag, mir möglichst viele Exemplare von dem, die unteren Abhänge der Nilgiri bewohnenden, sehr kulturarmen Stamm der Irular nach Metapolliam zu schaffen, nur sehr unvollkommen ausgeführt: es waren nur zwei erschienen, und auch die Versuche, noch mehrere von ihnen für anthropologische Untersuchungen zu bekommen, waren erfolglos. So verbrachte ich den heissen Nachmittag unthätig im Schatten des guten, von der Madras carrying Company (der Mail-Tonga-Gesellschaft) gehaltenen Hôtels und fuhr mit dem Nachtzug zurück nach Koimbator.

Noch fünf Tage genoss ich dort die Gastfreundschaft des Collektors, Herrn Thomson, sowie den freundlichen und anregenden Verkehr mit den englischen Beamten; im Hause des Herrn Porter, mit dem ich den Ausflug nach den Anämalä-Bergen gemacht hatte, hatte ich das in englischen Familien selten genossene Vergnügen, von der feinsinnigen Herrin des Hauses auf gutem Klavier Beethovensche Sonaten vorgetragen zu hören.

Ich benutzte meine Zeit zu Körpermessungen im Gefängniss, sowie zu einem zweimaligen Ausflug nach Metapolliam, um dort meine spärlichen Irular-Beobachtungen zu ergänzen. Das Gefängniss ist für 800 Gefangene eingerichtet, eines der grössten in Südindien. Im letzten Sommer hatte es stark unter der Cholera-Epidemie zu leiden, die bis in den Winter hinein Südindien schwer heimsuchte: von 90 von der Krankheit Befallenen starben 45, also 50 Procent der Erkrankten. Unter den Insassen machte sich mir ein älterer Brahmane durch seine Bemühungen sehr bemerklich, mir durch seine Belesenheit in Sanskrit und englischer Literatur zu imponiren, auch Faust und Nathan hatte er, wie er sagte, in Uebersetzung gelesen. Der gelehrte Mann sass hier wegen Urkundenfälschung und Meineid.

Obgleich nur wenige Tage zwischen meiner Rückkehr von den Nilgiri und den späteren Besuchen Metapolliam's lagen, trat doch das rasche Fortschreiten des Austrocknens der Vegetation auffallend hervor. Alles sah noch mehr winterlich dürr aus, als ein paar Tage vorher. Jetzt war die Zeit der grossen Brände gekommen, die mit Absicht oder durch Zufall entzündet, weite Strecken des dürren

Digitized by Google

Waldes aufräumen und nur an der Waldgrenze oder am immergrünen Wald Halt machen. Mit strahlendem Glanz war die Sonne untergegangen und länger als gewöhnlich leuchtete noch das Dämmerungsnachglühen des gesättigt orangerothen westlichen Himmels. Dann aber, als die Finsterniss tiefer und tiefer herabsank, traten im Norden von Metapolliam die Dschungelbrände an der himmelansteigenden Steilwand der Nilgiri wie feurige Wasserfälle in geraden Linien von oben nach unten hervor. Es waren mehr glühende

Fig. 37. Irula Sindi (Metapolliam).

Wolken, aber zwischen ihnen blitzten und leuchteten glänzende Flammenpunkte brennender Bambusgruppen und grösserer dürrer Bäume, ein Feuerwerk, wie unsere Oktoberfeuer am Ende des lebensvollen Sommers, aber in riesenhafter, der Höhe des Steilgebirges und der Kraft der tropischen Natur entsprechender Proportion. Es war, als ob die Brände ihre Gluthen 10 km weit herüberschickten, so drückend schwül war auch noch spät in der Nacht die Luft in Metapolliam.

Abgesehen von den Irular, die einer der culturell niedrigststehenden Stämme sind, aber unter englischer Herrschaft da, wo

Digitized by Google

sie auf den Feldern und Pflanzungen freie Arbeit finden, sich entschieden gehoben haben, fand ich in Metapolliam noch ein paar ethnographische Dinge von Interesse. So lag im Hofe des Hôtels ein kleiner Bogen, den die Kinder zum Schiessen nach Vögeln mit Steinchen oder Thonkugeln benutzen. Er war aus einem der Länge nach gespaltenen Bambusstab von nur geringer Elasticität angefertigt und hatte eine doppelte Sehne, die in der Mitte durch zwei Stege auseinander gehalten wurden und hier durch Bindfäden so mit einander verbunden waren, dass eine Art flacher Tasche für die Aufnahme des Steinchens gebildet wurde. Es gehört ein besonderer Kunstgriff dazu, das Geschoss beim Schiessen nicht an den Bogen anschlagen zu lassen.

Eine zweite ethnographische Merkwürdigkeit war eine Hausurne auf einem den Lokalgöttern geweihten heiligen Platze. Unter einem grossen Feigenbaum war eine $^2/_3$ m hohe ummauerte Terrasse von unregelmässiger Form errichtet und auf ihr lehnten am Stamm des Baumes die beiden unförmlichen Götterbilder. Neben ihnen standen zwei roth bemalte längliche Steine und ihnen gegenüber, mit dem Gesicht ihnen zugewandt, sass der dickbäuchige, elefantenköpfige Gott Ganescha mit seinen zwei Ratten. Auf der Seite der Terrasse aber, rechts von den beiden sitzenden Götterfiguren, stand über einer seichten Vertiefung der Plattform eine Hausurne, einer runden Hütte mit konischem Dach ähnlich, mit weiter Thüröffnung, durch die man in ihrem Innern ein Oellämpchen erblickte. [51]

Am 7. Februar nahm ich Abschied von Koimbator, wo ich viel Freundlichkeit erfahren hatte. Wie bei meiner Ankunft die ersten, so waren auch bei meiner Abreise die letzten Menschen, die ich dort sah, ein kleiner Trupp männlicher und weiblicher Heils-Armee-Soldaten, die den Bahnhof bei jedem Zug stürmen und dort Traktätchen und fromme Zeitungen vertheilen oder verkaufen. Um der grossen Menge des Volkes näher zu kommen, sollen diese Friedenskämpfer der Booth'schen Armee Landestracht tragen, und dieser Regel war auch der eine Kämpe, ein junger Mensch mit langem blondem Haar und Schnurrbart und sehr heller Haut, nachgekommen. Die Tracht lässt einen grossen Theil des Körpers, besonders Arme und Beine, frei; sie erscheint bei der dunklen Haut des Hindu ganz angemessen und natürlich, ist aber bei der weissen Haut des Europäers geradezu anstössig. Der Hindu mag fast ganz unbekleidet gehen, er sieht doch nicht nackend aus, aber das Bischen weisses, auf der Strasse zur Schau gestellte Fleisch von Armen und Waden und Schenkeln des Engländers erschien unanständig, wenn

Digitized by Google

auch, oder vielmehr gerade weil der junge Mensch sehr wohl gebaut war. Von den Soldatinnen war die eine eine hübsche, lebhafte Engländerin, die andere eine Eurasierin, die dritte eine Eingeborene. Nur die letztere trug die Kleidung des Landes, die beiden anderen hatten so viel richtiges Gefühl, dass sie dem Gebot ihrer Armee nicht genau nachgekommen waren, sondern sich eine gemischte, ganz decente und dabei doch sehr kleidsame Tracht zurecht gemacht hatten. Wenn diese Truppe auch zu klein war, um mit Pauken und Trompeten zu operiren, so war doch wenigstens die Farbe ihrer Kleidung auffallend genug, und die lachsfarbenen Tücher und Röcke mussten Jedem schon von Weitem zeigen, dass hier etwas Besonderes los war, Cirkus, Seiltänzer oder dergl.

Digitized by Google

XI. KAPITEL.

NACH KALIKUT. DIE ULLADENS UND MALÄNAYAR.

Herr Kohlhoff in Tritschur, der mich schon mündlich eingeladen hatte, ihn auf dem Rückweg von Koimbator noch einmal zu besuchen, hatte seine Einladung auch schriftlich so freundlich wiederholt, dass ich gern noch einmal dorthin zurückging, um mit ihm einen Ausflug zu den Bewohnern der Berge von Kotschin zu machen.

Auf der Fahrt von Koimbator nach Schoranur hatte ich mehr Musse, mir die Gegend anzusehen, als auf der Hinreise, bei welcher ein mitreisender Engländer in Einem fort in mich hineingesprochen hatte und für meine schweigende Geduld im Zuhören so dankbar war, dass er mir beim Aussteigen versicherte, er habe sich noch auf keiner Fahrt so gut unterhalten, wie auf dieser. Sehr zerklüftet und felsig treten die südlichen Endbrocken der Welliangiri-Berge von Norden her bis dicht an die Bahn heran. Manche der Felsen zeigten eine starke Neigung des Gesteins (Gneiss) zu plattenförmiger Spaltung. Im Süden haben die Anämalä-Berge jenseits der breiten Palghat-Ebene eine weit mehr gebrochene Profillinie, als die Nilgiri. Aus der braunen Ebene tauchen hier und dort Felsköpfe auf, die näheren gelbbraun, wie der Boden des Palghat, die ferneren bläulich verschwimmend, und unter den letzteren deutlich erkennbar der Elefantenfels bei dem nach ihm genannten Dorf Anämalä; hinter ihm trat die flache Einsattelung, auf der ich vier Wochen früher mit dem Elefanten hinaufgeritten war nach Mount Stuart, deutlich hervor. Die Vegetation ist im Anfang fast ganz blätterlos, winterlich, aber der schönen Farben unseres Winters ganz entbehrend. Aber je weiter man westwärts vordringt, um so weniger grau erscheint die Landschaft. Dieselben Baumarten, die bei Potanur ganz kahl dastanden, haben weiter westlich wenigstens noch einige

Digitized by Google

grüne Blätter, und zwischen ihnen fügen sich mehr und mehr immergrüne Bäume ein, bei anderen wagen sich schon junge Blätter aus den hervorbrechenden Knospen heraus, überall sieht man die Wirkung der reichlicheren Niederschläge des SW.-Monsun und der grösseren Durchfeuchtung des Bodens durch die von den Bergen herabkommenden Bäche.

In Schoranur, wo die Fahrstrasse nach Tritschur von der Bahn abzweigt, war nur ein einziger Wagen (Tonga) vorhanden, und dieser war bereits von dem Polizeibeamten von Palghat in Beschlag genommen, der gleichfalls nach Tritschur und von da weiter nach Kotschin reiste. Er trat mir aber einen Platz in der Tonga ab, so dass ich noch an demselben Abend nach Tritschur kommen konnte, während mein Boy und das Gepäck mit langsamem Ochsenwagen nachkamen. Kurz hinter der langen, schmalen Brücke, die den Ponnani bei Schoranur überspannt und über die wir bei sausendem Ostwind fuhren, begegneten wir einem in Matten eingeschlagenen Todten, dessen Körperformen deutlich durch die dünne Umhüllung hindurch erkennbar waren. Er hing unter einer Bambusstange, die von zwei Männern auf den Schultern getragen wurde. Die Träger und zwei andere Männer, die das ganze Gefolge bildeten, eilten im Geschwindschritt dem Flusse zu, in dessen Sand dicht am Orte der Todte eingescharrt wurde. Ein paar Tage später soll dann eine kleine Leichenfeier stattfinden. Mein Reisebegleiter vermuthete aus dem Umstand, dass nur ein so kleines Gefolge mitging und dass der Todte nicht verbrannt wurde, dass er an Cholera oder Pocken gestorben sei. Wenn Mariammen, die Göttin jener ansteckenden Krankheiten, ihren Sitz in einem Körper aufgeschlagen hat, darf sie nicht durch Feuer gekränkt und gereizt werden.

Einen grellen Contrast zu diesem traurigen Zug bildeten die Triumphbogen und die Blätterguirlanden, die in kurzen Zwischenräumen über die Strasse gespannt waren. Der Maharadscha von Trawankor war auf seiner Pilgerfahrt nach Benares an der heiligen Ganga als Gast des Radscha von Kotschin vor ein paar Tagen hier durchgekommen: in Schoranur standen noch für das Gefolge des Fürsten, für Pferde, Ochsen etc. eine Menge improvisirter Wohnungen und Ställe.

Was dem von den Nilgiri und dem Tamilland nach Malabar Reisenden besonders angenehm auffällt, ist die Sauberkeit in der Kleidung der dortigen Hindus der besseren und mittleren Kastenstufen. Diese ist freilich bei den Männern und auch bei vielen Weibern auf das breite Hüfttuch beschränkt, aber sie ist blendend weiss, und auch der Glanz der braunen, glatten Haut, wie das

Digitized by Google

gut gekämmte und in einen Knoten über der Stirn aufgebundene Haar zeigen, dass auch der Körper seine sorgfältige Pflege erhält. Wenig zu ihrem Vortheil unterscheiden sich hier die Christen und Muhammedaner von den Heiden. Die Weiber sind bis zum Hals hinauf in Tücher und Röcke und Jacken verhüllt, aber diese Kleidung ist für die armen Leute zu kostbar, als dass sie oft gewechselt und der verwüstenden Energie der Dhobies ausgesetzt werden dürfte, und so wird sie nur höchst selten gewaschen. Darum sehen die Weiber so schmierig aus; was weiss sein sollte, ist unbeschreibbar grau, gelb, grünlich, braun, man meidet gern die Nähe dieses fettigen, übelriechenden Schmutzes. Wenn aber erst das Weib den Sinn für Reinlichkeit verloren hat, dann steht es bald mit dem Mann noch schlimmer, und so geben auch die männlichen Christen und Muhammedaner an Schmutz ihren besseren Hälften nichts nach. Sicherlich würde das Christenthum bei den besseren Kasten der Hindus weniger unpopulär sein, wenn nicht eine falsche Vorstellung von Schicklichkeit den Christen eine Kleidung aufgedrungen hätte, die weder für das Klima noch für die persönlichen Verhältnisse der meisten Bekehrten passt.

An mehreren Stellen der Strasse kommt man an angefangenen Eisenbahnarbeiten für eine Linie von Schoranur nach Tritschur vorbei. Der verstorbene Radscha schwärmte dafür, die Lagune in unmittelbare Verbindung mit dem grossen Schienennetz Indiens zu bringen, und die Arbeiten waren eifrig angefangen worden. Aber der jetzige Herrscher hat andere Gedanken und Wünsche, und der Bau blieb wieder liegen. Sicherlich würde diese kurze Fortsetzung der Bahn, die das grosse Lagunensystem der Malabarküste unmittelbar an das Schienennetz anschliesst, von grossem Vortheil für Kotschin und Trawankor sein. Jetzt ist der Uebergangsverkehr auf der Landstrasse nicht sehr bedeutend. Man konnte darauf schon aus der Dreistigkeit der Thiere schliessen: ein feister Schakal nahm sich kaum die Mühe, von der Strasse herunter zu gehen, als unsere Tonga herantrabte.

Eine Wohlthat für den Wanderer sind die Häuser mit Ziehbrunnen, denen man von Zeit zu Zeit begegnet. Es gehört zu den (wirklich) frommen Werken der Brahmanen, solche Stätten der Labung zu erbauen und hier jedem Durstigen Wasser zu reichen.

Ein paar Meilen vor Tritschur steht östlich an der Strasse ein grossmächtiges Thor mit der prunkvollen Aufschrift: Victoria Jubilee Park. Aber den Park sucht man vergebens. Der anspruchsvolle Eingang und ein paar Reihen junger Teak-Bäume hinter demselben sind das Einzige, was man hier zu Ehren der Kaiserin von Indien

Digitized by Google

bei ihrem Jubiläum gethan hat. Der Park ist eines der vielen falsch verstandenen und missrathenen Unternehmungen eingeborener Herrscher, die den Europäern zeigen wollen, dass auch sie europäischer Cultur zugänglich sind und ihr entgegenkommen.

In Tritschur hatte der Kutscher, der Herrn Kohlhoffs Wohnung nicht kannte, einen unrichtigen Weg genommen und er fuhr, nachdem er sie erfragt hatte, ohne Weiteres durch den Hof des festungsähnlich mit Wall und Graben umgebenen Palais hindurch, in dem ein jüngerer Prinz residirt. Mein Begleiter, der Polizeibeamte, hielt es als Europäer nicht für nöthig, erst die Erlaubniss dazu einzuholen, und Niemand im Schlosse wehrte dem Wagen, der Europäer fuhr, den Durchgang.

Fig. 38. Kader Goinden (Tritschur).

Bei Herrn Kohlhoff, einem Enkel des verdienten deutschen Missionärs Kohlhoff, fand ich freundliche Aufnahme. Niemand kennt die das Dschungel bewohnenden, an Cultur armen Stämme in diesem Theile des Gebirges besser als er, der von frühester Jugend an in täglichem Verkehr mit ihnen steht. Wir verabredeten für den nächsten Nachmittag einen mehrtägigen Ausflug in die südöstlichen Vorberge der Anämalä; für den Morgen waren schon ein paar Kaders, Forstläufer aus dem Gebirge, und eine grössere Anzahl der mit den Ulladens auf dem niedersten Gesellschaftsniveau stehenden Nayadis bestellt. Die beiden Kaders waren prächtige Vertreter der dunkelhäutigen, breitgesichtigen Rasse Südindiens; von den Nayadis aber stellte sich leider nur ein einziger, und auch dieser erst am Nachmittag, ein: ganz früh am Morgen war ein ganzer Trupp von ihnen aus ihrem gar nicht sehr entfernten Dorf aufgebrochen, aber sie hatten das besondere Unglück, einer Menge Brahmanen und

Digitized by Google

anderen Mitgliedern der höheren Kasten zu begegnen, so dass sie beständig in Sumpf und in Dornengestrüpp ausweichen mussten und deshalb so langsam vorwärts kamen, dass sie schliesslich das Bemühen, bis zur Stadt vorzudringen, als aussichtslos aufgaben, und dass nur ein Einziger, der Ausdauerndste, zum Ziel gelangte.

Nachdem wir den photographischen Apparat, den mein Boy mit dem anderen Gepäck in der Nacht nach Tritschur gebracht hatte, vorausgeschickt, fuhren wir in einem leichten bullock bandy mit schnellen Ochsen, die die 14 engl. Meilen in kaum mehr als drei Stunden zurücklegten, nach unserer Hügelstation, dem Forsthaus von Palapulli. Auf der ersten Hälfte des Weges benutzten wir die gute Hauptstrasse nach Kotschin, dann bogen wir östlich ab, anfangs meist durch jetzt ganz trockene Reisfelder, die mit ihren gruppenweise zusammenstehenden Stoppeln in grossem Maassstabe aussahen, wie fast bis auf den Grund abgenutzte Bürsten. Wunderbar frisch hoben sich aus der allgemeinen Dürre ein paar Felder jungen, smaragdgrünen Reises ab, dessen Leben freilich nur durch stetiges, mühsames Wasserschöpfen ermöglicht war. Die Maschinen standen immer zu zwei und zwei zusammen; an dem langen Balancier hing auf der einen Seite ein Kübel aus Eisenblech — ein Europa zu dankender Fortschritt gegenüber den ungefügen Ledereimern der südindischen Pikotta's —, auf der anderen Seite ein im Scharnier aufgehängtes konisches Holzgerüst, das einen grossen Lehmklumpen, das Gegengewicht, umschloss.

Das letzte Viertel unseres Weges führte grösstentheils durch Busch und Wald, und hier kamen wir ganz nahe an mehreren kleineren und grösseren Dschungelbränden vorüber. Nur wenig fallen diese während des Tages dem Auge auf: über der blassen, flackernden Flamme erhebt sich eine Wolke graubläulichen Rauches und über dieser schweben Falken und Habichte und andere fliegende Räuber, die dem aufgescheuchten Heer der kleineren Vögel und den zahllosen Insekten nachziehen. Aber wenn es dunkel wird, dann wird der Waldbrand ein furchtbar schönes Schauspiel: in den feurigen Wolken leuchten die Flammen brennender Bambusen und grösserer Baumstämme und Aeste und überall blitzen tausende von Funken hoch aufgewirbelter brennender Zweige und Blätter auf, unheimlich knistert und knattert es in dem Brand, der in grösseren Bambusgebüschen von einem wahren Pelotonfeuer begleitet wird: die in den geschlossenen Gliedern des holzigen Grases eingeschlossenen gespannten Dämpfe sprengen ihr Gefängniss und explodiren mit einem Knall, der fast die Stärke von Kanonenschlägen erreicht.

Digitized by Google

So rückt der Brand langsam voran, bei Tage schneller als in der Nacht, wo die Winde meistens weniger stark wehen und wo die Feuchtigkeit des Thaues das Fortschreiten des Feuers aufhält. Aber auch bei Tage ist die Fortbewegung des Waldbrandes immer nur verhältnissmässig langsam. Nur im offenen dürren Grasland stürmt die Flamme mit Windesschnelle heran, im Dschungel dagegen haben die grösseren und beweglicheren Thiere und auch der Mensch fast immer Zeit, vor dem Feuer zu fliehen. Auch andere langsamere Thiere, die sich in den Boden verkriechen können, wie Schlangen und Landschildkröten, gehen unbeschädigt aus der Gefahr hervor. Immerhin aber wird bei jedem etwas ausgedehnteren Brand eine Unsumme thierischen Lebens zerstört. Die nächste Folge der Verwüstung ist, dass das Dschungel gelichtet und, wenn auch entsetzlich heiss, da die verkohlten schwarzen Pflanzenreste die Sonnenhitze in verdoppeltem Grade aufsammeln, doch viel leichter zugänglich ist, und dass sich die Waldarbeiten, wie das Fällen und Herausschaffen von Bäumen, das Sammeln von Wurzeln und manchen Früchten, viel leichter verrichten lassen. Sobald aber dann die ersten Regen fallen, sprosst aus den unbeschädigt gebliebenen Wurzeln neues Leben in Fülle hervor, die Gräser, die sonst wegen ihrer harten Faser und ihres starken Geruches vom Vieh gemieden werden, sind jetzt mit ihren jungen Sprossen von Halm und Blättern ein wahrer Leckerbissen für dasselbe, und die Thiere erholen sich rasch von der langen Fastenzeit der dürren Monate. Aus diesem Grunde wird auch in den Staaten, in denen die britischen Waldschutzgesetze noch nicht gelten, das Dschungel absichtlich in Brand gesteckt und damit dem ganzen Wald unabsehbarer Schaden gethan. In anderen Fällen entstehen Waldbrände dadurch, dass Dschungelstämme, die die primitivste Art von Ackerbau treiben, das Stück Wald niederbrennen, das sie bebauen wollen, wobei dann die Flamme unberechenbar weiter getragen wird. Oft ist ein Dschungelbrand ganz unbeabsichtigt: kein Hindu geht des Nachts durch einen Wald, ohne dass er die bösen Geister durch eine Fackel aus zusammengebundenen Teakholzlatten oder aus zusammengeschnürten Bündeln von Fiederpalmblättern wegzuscheuchen versuchte; die Fackel wird, damit sie besser brenne, im Kreise umhergeschwungen, und dabei wahre Funkenregen in den Wald ausgestreut. Auch ein Kochfeuerchen oder eine weggeworfene Cigarre entzünden oft das zunderähnlich dürre Gras und Laub. Man hat die Möglichkeit in Abrede stellen wollen, dass die Reibung von Aesten einen Waldbrand hervorbringen könnte. Aber man braucht nur in einem Bambusgebüsch

Digitized by Google

zu beobachten, wie bei starkem Wind unaufhörlich benachbarte Stämme und Aeste sich immer an derselben Stelle knarrend reiben, um zu verstehen, dass hier sehr leicht Entzündung des durch seinen Kieselgehalt besonders stark reibenden Holzes stattfinden kann.

Am anderen Morgen brachen wir um 7 Uhr auf, um ein 3 bis 4 Meilen östlich gelegenes Dorf der Malänayar zu besuchen. Wir wanderten zuerst durch junge, von der Regierung angelegte Teakpflanzung. Die Bäume, von denen die grösseren schon bis zu 10 m Höhe heraufgewachsen waren, standen überall sehr dicht und waren deshalb durchweg gerade und schlanker in die Höhe gewachsen, als die einzelnen Teakbäume in nicht planmässig gepflegtem Wald. Die Kronen werden nicht ganz kahl, sondern einzelne Blätter halten, wenn auch ganz eingetrocknet, doch noch auf den Zweigen fest, bis mit dem Regen die neuen Blätter hervorbrechen. Die Anpflanzungen, von denen die bei Palapulli 1000 Acker bedeckt, erfordern jetzt noch immer viel Arbeit, werden aber in 30—40 Jahren dem Staat bedeutende Erträge geben. Nach etwa 10 Minuten kamen wir an das alte Forsthaus von Palapulli, das jetzt in eine Dressur-Station für Elefanten mit Wärter- und Vorrathshaus umgewandelt ist. Hinter dem Wohnhaus stehen zwei grosse Elefantenställe aus dichten Gittergerüsten von starken, über fussdicken Balken, etwa 50 Schritt lang bei 8 Schritt Breite. Sie sind durch Querbalken-Wände in sechs Abtheilungen getheilt, und die Querbalken können herausgezogen werden, so dass das Ganze in einen einzigen Längsraum verwandelt werden kann, in den das gefangene Thier von der einen Seite her hineingetrieben wird. Durch Einschieben von Querbalken vor oder hinter dem Thier wird um dasselbe eine enge, 8 Schritt lange und ebenso breite Kammer hergestellt. Der gefangene Elefant nimmt sogleich Futter vom Menschen an; nach einem Monat etwa beginnt die Dressur und 2—3 Monate später ist der Gefangene ganz gezähmt und für den Dienst des Menschen ausgebildet.

Der Fang des wilden Elefanten geschieht in dreifacher Weise. Die primitivste und roheste ist die durch Fallgruben. Wenn die Zeit herannaht, in der die Elefanten aus dem verdorrten Osten herüberkommen nach dem noch frischen Dschungel am westlichen Fuss der Berge, dann werden die Gruben hergerichtet. Auf einem schmalen Elefantenpfad, der durch das Dickicht führt, wird ein 13 Fuss tiefes, steilwandiges Loch gegraben und oberflächlich mit Aesten und Reisig bedeckt. Wenn auch ein querüber gelegter Balken angebracht wird, damit das Thier nicht gerade mit dem Kopf nach unten stürzt, so geht es bei der schweren, ungefügen Masse

Digitized by Google

des Elefantenkörpers doch sehr oft nicht ohne schwere Verletzungen ab. Das Thier, das gerade im Palapulli-Bungalow gezähmt wurde, war in einen alten Tempelbrunnen gestürzt, den man als Fallgrube hergerichtet hatte, und es hatte noch hässliche Hautverletzungen an Rüssel und Stirne. Nur der Umstand, dass es ein junges, nur etwa achtjähriges Thier war, hatte es erhalten, ein alter Elefant hätte dabei wahrscheinlich schwere Knochenbrüche oder Verrenkungen erlitten.

Eine zweite Methode des Elefantenfanges ist die des Kraal. Sie erfordert eine Menge gut eingeübter Männer und Elefanten und ist deshalb sehr kostspielig, lohnt sich aber, wenn gut betrieben, doch, da im glücklichen Fall gleich eine grosse Anzahl wilder Elefanten eingefangen wird, die ganz unbeschädigt sind. Ein berühmter Elefantenfänger, Sanderson, hat diese Art des Elefantenfangs in Indien zu seiner besonderen Specialität gemacht und grosse Erfolge erzielt. Ist eine grössere Heerde umkreist, so wird sie zunächst mit einem, oft meilenlangen Zaun von leichten Bambusstäben umzogen und durch eine grosse Zahl Wächter mit Lärm und Feuerbränden von dem Durchbrechen abgehalten. Dann wird an einer geeigneten Stelle innerhalb dieser äusseren Umzäunung ein fester Kraal aus starken Baumstämmen gebaut und die Heerde hinein gelockt oder getrieben.

Weit weniger kostspielig und umständlich ist eine dritte Art, den Elefanten zu fangen. Es ist eine Art Mausefalle im Grossen. An einem Elefantenpfad wird im Dschungel ein fester Kraal aus massiven Stämmen in der Weise angelegt, dass die eine Hälfte desselben rechts, die andere links vom Pfade liegt, dass also dieser wie eine Strasse durch ihn hindurchläuft. In der Mitte des Ganzen ist auf dem Elefantenpfade ein Bretterboden angebracht, der mit zwei Klappthüren am Eingang und Ausgang des Weges so verbunden ist, dass jede Berührung des Bodens die Thüren zum Zuklappen und Verschluss des Weges bringt. Die bis dahin in den Kraal eingetretenen Elefanten einer Heerde sind dann mit einem Schlag gefangen. Herr Kohlhoff hatte vor Kurzem einen solchen Kraal höher im Gebirge eingerichtet.

Der im Zwinger von Palapulli eingesperrte, vier Wochen früher eingefangene Elefant war nicht ganz zwei Meter hoch und hatte einen Fuss lange Stosszähne. Er frass Bananen selbst aus der Hand des Fremden, streckte aber erzürnt und mit falschem Blick die Ohren drohend nach vorn, wenn er sie nicht gleich fassen konnte. Als Futter erhielt er Dschungel-Kräuter und Blätter, die von Ulladens

Digitized by Google

und Nayadis herbeigebracht wurden. Die festen Stricke, die zum Binden des Elefanten gebraucht wurden, waren aus Sterculia-Bast verfertigt.

Unser Weg führte über ärmliche pfannenförmige Reisfelder, die in dürren Stoppeln standen, dann über einen Bach, über den die Europäer getragen wurden, und durch thaufrisches, noch nicht abgewelktes Dschungel. Bis 9 Uhr giebt der Blätterschatten und die Verdunstung des Nachtthaues erfrischende Kühle, dann aber wird es auch auf der Westseite der Ghats schnell recht heiss. Frische Elefantenspuren einer neu angekommenen Heerde erregten die besondere Aufmerksamkeit Herrn Kohlhoff's und unserer eingeborenen Führer.

Das noch eine Stunde jenseits des Elefanten-Zwingers mitten im Dschungel gelegene Malänayar-Dorf Kanädpatam besteht aus ein paar Gruppen von im Ganzen 14 Hütten, die etwa 50 Bewohner beherbergen. Die paar dürftigen Bananen vor den Hütten stellen den ganzen Landbau der Malänayar dar; nur in neuerer Zeit haben sie von der Forstverwaltung ein paar Stücke feuchten Landes für Reisbau erhalten. Im Uebrigen leben sie von Wurzeln und Früchten des Waldes, von gelegentlich erjagtem oder gefangenem Wild, sowie von ihren wenigen Hausthieren, dem Rind und Huhn, und von dem nicht allzu reichen Lohn, den ihnen die Waldarbeit für die Regierung einbringt.

Die Hütten sind äusserst einfach gebaut, einzelne mit einem weit vorstehenden Verandadach versehen, bei anderen steht ein isolirtes, auf Pfähle gestelltes Grasdach vor der Hausthür zum Schutz für die darunter befindliche Feuerstelle (52). Zwischen den Hütten der Menschen steht eine Anzahl Viehställe für je ein Stück Grossvieh; sie sind oben horizontal mit Gras gedeckt, seitlich aber nur durch Astgitterwerk abgeschlossen. Der Grossvieh-Bestand des Dorfes ist nicht bedeutend, aber jedes Haus besitzt eine grössere Anzahl Hühner.

Für den Nachmittag war eine Anzahl Ulladens nach dem Bungalow bestellt, es kamen aber erst gegen Abend einige von ihnen, eine armselige, schwarze, äusserst schmutzige Gesellschaft. Sie wohnen nicht in Dörfern, sondern in ganz einzelnen, im Dschungel versteckten Hütten armseligster Art. Eine derselben, die nur etwa fünf Minuten jenseits des Elefantenzwingers lag, suchte ich am folgenden Morgen auf. Wenn ein Ulladen sich eine Hütte errichten will, so befestigt er zuerst auf zwei in den Boden eingerammten höheren Aesten den Firstbalken, dann werden im Viereck niedrige

Digitized by Google

Pfähle in den Boden eingeschlagen, oben mit Horizontalästen mit einander verbunden, und zuletzt werden von der Firststange aus die Dachbalken herab bis zu dem äusseren Pfahlwerk und darüber rauhes Grasstroh aufgelegt. Damit ist das Haus fertig, geschlossene Wände hat es nicht, sondern das Dach reicht einfach bis ein paar Fuss über den Boden herab, und wenn man sich ein wenig bückt, kann man von Aussen Alles beobachten, was in der Hütte vorgeht. Nur an der einen Schmalseite war die Hütte etwas mehr geschlossen, indem hier sehr unordentliche Gebinde groben Grasstroh's, wahrscheinlich Vorrath für die Ausbesserung des halbverkohlten Daches, angelehnt waren; jedenfalls war es nicht ursprünglich beabsichtigt, das Haus nach dieser Seite hin dichter zu verschliessen. Etwas weiter von der Hütte entfernt, als bei den Malänayar, stand das isolirte Küchen-Regendach, das auf vier etwa 2 m hohen Pfählen aufruhte. Auf der einen Seite desselben war noch 1 m 30 cm über der Erde ein Zwischenboden eingeschoben, auf dem, wie auch auf dem Dache selbst, eine Anzahl Thontöpfe lagen. Aschenhaufen unter und vor diesem Dache zeigten seine Bestimmung an. Ausser einem primitiven, aus einem Baumklotz verfertigten Mörser und einem Stösser war keinerlei Geräth vorhanden. In der Hütte hatte sich etwa ein halbes Dutzend grösserer und kleinerer Wesen beider Geschlechter auf einen Knäuel zusammengedrängt, deren Beine man in dem Dunkel des Raumes erkennen konnte. Leider wurde die Lust zu einer genaueren Besichtigung dieses Hauses durch einen armen Teufel von Ulladen, der vor dem Hause kauerte, sehr gedämpft: der Aussatz hatte dem schon etwas älteren Manne alle Finger und Zehen abgefressen. Ein paar Hühner waren der ganze lebende Besitz dieser Armen.

Am Nachmittag kam ein grösserer Trupp nach dem Bungalow bestellter Malänayar, kleine, aber kräftige, muskulöse Männer von verhältnissmässig heller Hautfarbe. Herr Kohlhoff, der alle diese Hügelstämme in den Waldungen der Regierung beschäftigt, rühmte sehr die körperliche Kraft und das Geschick, sowie die Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Sittsamkeit gerade dieses Stammes. Einer von den Gekommenen, ein etwas älterer Mann, hatte auf beiden Armen und auf der Brust tiefe Narben. Er war dreimal von wilden Bestien angefallen worden, das erste Mal auf dem Marsche mitten zwischen anderen Malänayar von einem Tiger, die beiden anderen Male von Panthern. Jedesmal trieb er die Bestien durch gut geführte Faustschläge auf die Nase oder in das Auge fort. Herr Kohlhoff erzählte mir einen anderen Fall von einem ihm wohl bekannten Malänayar.

Digitized by Google

Dieser war mit seiner Frau in den Wald gegangen, um Holz zu holen, die Frau stand gerade an einer tieferen Stelle hinter und etwas unter einem dicken, umgestürzten Baumstamm. Mit einem Male sah der Mann einen Tiger nach seiner Frau heranschleichen: ohne sich zu besinnen, stürzte er sich mit seinem Hackmesser auf das Thier und kam gerade zurecht in dem Augenblick, wo der Tiger, mit beiden Vordertatzen auf dem Baumstamm stehend, mit den Zähnen den Kopf der Frau fasste. Mit einem Hieb schlug er die eine Vordertatze durch, dass sie nur noch mit einem schmalen Hautlappen mit dem Bein zusammenhing. Der Tiger liess los und stürzte in eiliger Flucht davon. Der starken Blutspur folgend, fand man ihn, ein starkes säugendes Weibchen, eine Stunde Weges entfernt todt im Gebüsch; der Frau war zwar der Scalp stark zerfetzt worden, aber sie genas völlig von ihrer Wunde.

Fig. 39. Malänayar Kotha (Cochin).

Leider konnte ich meinen Besuch der interessanten Hügelstämme nicht länger ausdehnen; es war meine Absicht, noch Nordindien zu durchstreifen, und ich musste eilen, nach Bombay zu kommen, wenn ich in den mir bleibenden sieben Wochen von der alten und neuen Cultur des Gangeslandes auch nur eine flüchtige Anschauung gewinnen wollte. Ich fuhr noch am Abend nach Tritschur zurück und am folgenden Tag mit Tonga nach Schoranur, und von da mit Bahn nach Kalikut. Wieder tritt die Aenderung in der Vegetation deutlich hervor, wenn man das Thal des durch das Palghat herabkommenden Ponnani durchschreitet. So weit beide Monsune ungehemmt durch Gebirge die tiefe Einsattelung durchwehen, ist die Pflanzenwelt entschieden ärmer und genügsamer. Am Ponnani und an ein paar vom Norden herabkommenden Seitenflüssen schafft

Digitized by Google

künstliche Berieselung saftige, wogende Reisfelder, aber in ihrem Hintergrunde sind doch die Gruppen von Palmyrapalmen der Beweis des trockenen Landes und Klimas. Wenn man dann aber wieder weiter nördlich unter den Westrand der Nilgiri und ihrer Ausläufer vordringt, wird der SW.-Monsun von Neuem Alleinherrscher, und die Vegetation erhält wieder ihre ganze Saftfülle und Frische. Die Bahn folgt anfangs, die Windungen des Flusses abschneidend, dem Ponnani, dann überschreitet sie ein paar in's Meer mündende Flüsse, den Kadalandi und den wasserreichen, goldführenden Beypur, dessen Barre man von der Eisenbahnbrücke überschaut; bald nachher fährt der Zug in den schönen, geräumigen, aber stillen Bahnhof von Kalikut ein. Eine flinke Ochsendroschke brachte mich zuerst an das Kaufhaus der Baseler Mission, ein schönes, grosses Gebäude am Südende eines grossen Tempelteiches, zu dessen Wasser von allen vier Seiten Steinstufen hinabführen. Nachdem ich dort die Adresse Herrn Dr. Liebendörffer's, der mich in Keti so freundlich eingeladen hatte, erfragt, lenkte ich meine Schritte zu seinem schön gelegenen Heim. Auch über diesem Hause ruhte der Geist der Heimath, auch hier schaffte die Hand der deutschen Hausfrau und verbreitete über Alles ihren dem Gemüth wohlthuenden Zauber. Zum Glück des Hauses fehlte nicht das Kind, ein hübscher zweijähriger Knabe, dessen blassem Gesicht aber das erschlaffende Klima des Unterlandes seinen Stempel aufgedrückt hatte. Wie frisch und rosig sehen dagegen im Pfarrhaus von Keti die auf der Höhe der Nilgiri geborenen und aufgewachsenen kleinen Bäschen des Knaben aus.

Gerne hätte ich in dem gemütherfrischenden Hause ein paar Tage von dem Reisesturm ausgeruht und in Musse Kalikut betrachtet, die Stadt des Zamorin und der Landung Vasco de Gama's. Aber Herr Dr. Liebendörffer empfing mich mit der Nachricht, dass der Dampfer nach Bombay schon reisefertig auf der Rhede liege und in wenigen Stunden abgehen würde. Ich konnte nur noch einen flüchtigen Gang durch die Stadt machen, die einen sehr freundlichen Eindruck macht; die meisten Häuser sind einstöckig und die der Europäer liegen villenartig in schönen Palmengärten. In Kotschin war mir einer der Herren des Kalikuter Hauses Volkhart brothers, Herr Ernouf, sehr freundlich entgegengekommen, und ich hätte ungern Kalikut verlassen, ohne ihn noch einmal begrüsst zu haben. In den Höfen und Räumen des grossen Kaufhauses waren Hunderte von halbnackten Weibern und fast ganz nackten Männern mit dem Sortiren von Ingwer beschäftigt, der nebst dem Kaffee von Wainad die Haupt-Ausfuhrwaare von Kalikut bildet. Dann ging's zum

Digitized by Google

schönen Strand, dem beliebten Abendspaziergang der Europäer in Kalikut, die hier nach des Tages Hitze die angenehme Kühlung der von der See hereinwehenden Brise geniessen. Der Abend begann sein tief gesättigtes herrliches Farbenspiel und führte mir noch einmal den vollen Glanz tropischen Farbenzaubers vor Augen; dann kam rasch die Dunkelheit, und die Lichter des Leuchtthurms blitzten schon in hellem Schein, als ich auf dem weit in's Meer hinaus gebauten luftigen Pier zum letzten Male die Hand des liebenswürdigen Missionsarztes drückte und von ihm und von dem schönen Süd-Indien Abschied nahm, um erst nach dreiviertelstündiger Bootfahrt den weit draussen auf der Rhede liegenden Bombay-Dampfer zu erreichen.

Digitized by Google

ANMERKUNGEN.

1. Die breite Bucht von Manaar, die von der östlichen Küste der Südspitze Indiens und der gegenüberliegenden Küste Ceylons, sowie im NO. von den zwei niedrigen Inseln (Ramisseram und Manaar) und den Conglomerat- und Korallen-Riffen der Adamsbrücke umschlossen ist, war von uralter Zeit her ein Hauptsitz der Perlen- und der Senkham-Muschel-Fischerei. Das seichte Meer, der im Ganzen sehr ebene Boden, die Abwesenheit stärkerer Strömungen, der Schutz gegen überstarken Wellenschlag, der Reichthum an pflanzlicher und thierischer Nahrung sind günstige Existenzbedingungen der beiden hier gefischten Arten, der Perl-Muschel (Avicula margaritifera) und der Opferhorn-Muschel (Turbinella rapa), der Schanka der Tamils, des Senkham im Sanskrit. Die letztere giebt weit regelmässigeren und zuverlässigeren Ertrag, als die Perl-Muschel; sie ist in ganz Indien ein sehr bedeutender Handelsartikel. In alten Zeiten diente sie, an ihrem oberen Ende mit einem kleinen Loch durchbohrt, als Kriegstrompete, und noch heute ruft ihr schmetternder Ton in allen Hindutempeln die Götter herbei, wenn die Frommen ihre Gebete und Opfer darbringen wollen. Im »Land der Frömmigkeit«, Trawankor, ist sie das Staatswappen, und alle Darstellungen Wischnu's geben dem Gott ein Senkham in die Hand. Die ausgedehnteste Verwendung findet diese Muschel für Schmuckzwecke: die aus ihren Schalen gefertigten Arm-, Bein-, Finger- und Zehenringe bilden eine der verbreitetsten Schmucksachen für die Lebenden, wie für die Todten, denen sie noch auf den Scheiterhaufen mitgegeben werden. Besonders Dakka in Unterbengalen ist wegen seiner kunstvollen Arbeiten in diesem Material weitberühmt.

In der ganzen Bucht von Manaar, sowie auch an den benachbarten Küsten ist diese Muschel häufig, am häufigsten wohl in dem seichten Wasser von Tutikorin. Ihren Fang hat sich die Regierung als ihre Domäne vorbehalten und dem Hafenmeister dieser Stadt unterstellt. Die Taucher erhalten 20 Rupien für je 1000 Stück lebender Muscheln, die dann von der Regierung wieder um einen Preis verkauft werden, der zwischen 71 und 124 Rupien schwankt. Abgestorbene, mattweisse, wurmstichige Muscheln bringen nur etwa 10 bis 20 Rupien für das Tausend ein und sie lohnen nicht den Transport bis Calcutta. Ganz besonders hoch geschätzt als seltene Offenbarungen der Gottheit sind die verkehrt, d. h. nach rechts gedrehten Exemplare; von ihnen wird das einzelne Stück mit 400 bis 500 Rupien, besonders schöne Schalen selbst mit 1000 Rupien bezahlt, ja man erzählt, dass Liebhaber selbst 20 000 Rupien für eine einzige rechtsgedrehte Senkham-Muschel bezahlt haben. Der jährliche Gesammt-Ertrag dieser Fischerei schwankt zwischen 100 000 und 240 000 Rupien.

Digitized by Google

Der von October bis März betriebene Fang dieser Muscheln ist einfach: der Taucher, ausgerüstet mit einem um den Hals geschlungenen Netz-Sack, lässt sich mit Hilfe eines 30 bis 40 Pfund schweren Steines bis auf den Grund hinab, gewöhnlich nur in eine geringe Tiefe von nur 4 bis 5 m. Dann lässt er den Stein los, der an dem daran gebundenen Strick wieder aufgezogen wird, und sammelt so schnell er kann und so lange sein Athem aushält, alle erreichbaren Muscheln in seinem Sack. 20 bei einem einzelnen Tauchen erbeutete Muscheln gelten schon für einen guten Fang. Dann giebt der Taucher durch einen Ruck an dem mit dem Netzsack verbundenen Strick den Bootsleuten das Zeichen, dass die Taucherbeute heraufgezogen werden kann, und er selbst schwimmt, von seiner Last befreit, schnell nach oben, indem er dabei sorgfältig vermeidet, beim Aufsteigen an das Boot anzustossen.

Viel unsicherer ist der Ertrag der Perlenfischerei; es kommt sehr gewöhnlich vor, dass die Perlenmuschel nach einer Reihe von Jahren reichen Ertrages plötzlich fast ganz verschwindet. Solche Fehlperioden waren an der ceylonischen Küste die Jahre 1732—1746, 1768—1796, 1820—1828, 1837—1854. Auch bei Tutikorin konnte, nachdem die Regierung 1861 und 1862 einen Gewinn von 380000 Rupien aus der dortigen Perlenfischerei erzielt hatte, lange Jahre kein einziges Mal mehr gefischt werden, und erst in letzter Zeit scheint sich die Entwickelung der Perlmuschelbänke wieder zu heben. Aber selbst wenn Stichproben eine besonders reiche Ernte versprochen haben, kann der Muschelfang ganz resultatlos verlaufen. Eine solche Enttäuschung erlebten die Holländer im Jahre 1700 an der Küste von Ramnad. Die Proben hatten eine ungewöhnlich reiche Ernte versprochen und es hatte sich eine besonders grosse Zahl von Fischern und Händlern eingefunden. Aber der erste Tag brachte nur wenige tausend Muscheln und an den folgenden war keine einzige mehr zu finden.

Die Ursachen dieser Schwankungen sind nicht genügend bekannt. Man hat als solche die zahlreichen Feinde der Perlenmuschel, Rochen, Haie, Raubmuscheln etc., dann Verschütten der Bänke durch Sand- und Schlammmassen, die durch Meeresströmungen herbeigeführt worden seien, Auswanderung der Muscheln, die eine energische Lokomotionsfähigkeit besitzen, Aenderungen der Meeresströmungen (durch die künstliche Vertiefung der Strasse von Pambam) etc. angesehen, aber augenscheinlich sind noch andere Schädlichkeiten, vielleicht durch Mikroben herbeigeführte Krankheiten, mit im Spiele.

Auch die Perlenfischerei wird von der Regierung selbst betrieben, die den Tauchern und Schiffern den dritten Theil der Muscheln überlässt. In früherer Zeit war der weiter östlich gelegene Theil der Küste, da wo bei Ramnad das Land eine Spitze nach der Palkstrasse hinüber vorstreckt, der Hauptsitz dieser Fischerei. Die Muschelbänke und ihre Ausbeutung haben sich aber seit zwei Jahrhunderten mehr auf die Küsten von Tutikorin (Madras) und Manaar (Ceylon) zurückgezogen. Das Niveau des Muschelfanges ist auf 12 bis 16 m unter dem Wasserspiegel beschränkt; grössere Tiefen lassen sich kaum mehr durch die Taucher absuchen: die Nothwendigkeit des Athemschöpfens setzt der Tauchertiefe eine bestimmte Grenze, da bei tieferer Arbeit ein zu grosser Theil der Zeit durch das Nieder- und Auftauchen verloren werden würde. Die meisten Taucher können nur wenig über eine Minute unter Wasser bleiben; Tauchungen von 80 bis 90 Secunden gelten schon für hervorragende, eine solche von 109 Secunden für eine ganz vereinzelte Leistung. Angaben von 2 bis 5 Minuten Tauchzeit sind Fabeln: so lange kann kein arbeitender Taucher den Athem anhalten. Man hat versucht, das freie Tauchen durch maschinelles mit Taucherhelm und Luftzufuhr zu ersetzen, aber mit ungünstigem Erfolg: der mit dem Apparat

Digitized by Google

ausgerüstete Taucher konnte mit dem freien Taucher an Leistungsfähigkeit nicht concurriren, der erstere brachte es auf eine Tagesleistung von 1500, der freie Taucher auf eine solche von 2500 bis 3000 Stück. Die Schwere und Spannung des Apparates machte die Bewegungen, auf deren Schnelligkeit und Sicherheit Alles ankommt, unbeholfen.

Wenn durch Stichproben dargethan ist, dass eine Fischerei-Campagne voraussichtlich lohnt, dann wird von der Regierung die Zeit dafür festgesetzt und bekannt gemacht. Ein überaus lebhaftes Treiben entwickelt sich dann auf dem Meere und an der Küste. Viele Tausende strömen von allen Seiten herbei, und auf dem Wasser schwimmen, wie die Flüge geselliger Vögel, viele Hunderte von Schiffen und Barken aller Art.

Es ist auffallend, dass bei der Häufigkeit der Haifische in der Bucht von Manaar Unglücksfälle durch diese Thiere zu den grössten Seltenheiten gehören; unter britischer Herrschaft ist überhaupt nur ein einziges Mal ein Taucher auf diese Weise verunglückt. Die Inder schreiben diese Immunität natürlich dem unentbehrlichen Haifischzauber zu, mit dem jede Fischerei-Campagne unter viel Hokus-Pokus durch einen besonderen Beschwörer eingeleitet wird. Diese schwarze Kunst hat sich seit uralter Zeit von Vater auf Sohn vererbt. Wahrscheinlich scheucht das ungewohnte lebhafte Treiben und der Lärm auf der sonst so stillen Bucht, die im Wasser auf- und absteigenden Steine und Netzsäcke, angeblich auch die dunkle Haut der Taucher die Raubfische fort.

Jedes Perlenfischerboot wird von zwei, stets mit einander abwechselnden Tauchern bedient, kräftigen, gutgenährten, fleischessenden Männern, Muhammedanern oder katholischen Fischern (Parawar-Kaste) von den benachbarten Küsten. Das Tauchen selbst wird gerade so ausgeführt, wie bei dem Senkham-Fang, nur ist es anstrengender, weniger wegen des stärkeren, auf dem Körper lastenden Druckes des tieferen Wassers, als wegen der ungewohnten Kälte desselben, über die die Taucher sehr klagen. Sobald das gefüllte Netz an der Oberfläche erscheint, werden die unbrauchbaren Dinge (für den Zoologen oft seltene Schätze) herausgesucht und in's Meer zurückgeworfen, die Muscheln aber von dem jedem Boote beigegebenen officiellen »Zähler« gezählt. Man ist sehr zufrieden, wenn sich 30 bis 40 Muscheln in einem Netz finden. Am Ufer werden dann die Muscheln jedes Bootes in je drei Haufen sortirt, von denen der eine der Mannschaft, die beiden anderen der Regierung gehören. Die Muscheln werden, nachdem sie versteigert sind, in besondere Räume gebracht, wo sie in der furchtbaren Hitze der scheitelrecht stehenden Sonne sehr schnell sterben, sich öffnen und faulen. Ein unerträglicher Gestank verpestet weithin die Luft; man schrieb die Heftigkeit und Bösartigkeit, mit der die Cholera während meines Aufenthaltes in Ceylon im Norden der Insel und auf dem gegenüberliegenden Festlande herrschte, den Exhalationen der faulenden Stoffe an der Perlenküste zu. Der Muschelbrei wird gewaschen und die Perlen durch fünf übereinander gesetzte Metallsiebe von abnehmender Maschenstärke sortirt. Die weniger guten Schalen häufen sich in langgezogenen Muschelbänken an der Küste an, die besseren gehen als Perlmutter in ganzen Schiffsladungen in alle Theile der Welt.

2. Graul, Reise nach Ostindien V, S. 61, Anm. 18.

3. Die heilige Legendensammlung Madura's, das Sthala Purâna, berichtet die Entstehung mancher von diesen Felsbergen. Sie verdanken danach meistens ihr Dasein den Kämpfen der Ketzer (Kschapana, Dschains) gegen die heilige Stadt Madura. Als hier König Wikrama herrschte, gruben die Kschapana ein 10 Meilen langes Loch in die Erde und liessen daraus durch ein Yadschna (Opfer) einen

Digitized by Google

gewaltigen Elefanten hervorgehen, der sofort grimmig auf Madura zuschritt und es zu zerstören drohte. Unter der Bedingung, dass ihm eine Halle von 16 Säulen gebaut würde, erschoss der Schutzgott der Stadt, Siwa, das Unthier, dessen Kadaver in den Elefantenfels (Anâmalâ) verwandelt wurde (dieser soll von einem bestimmten Standpunkte aus einem liegenden Elefanten gleichen).

Aber die Kschapana-Ketzer ruhten nicht; nach einigen Generationen zauberten sie auf gleiche Weise einen Riesen hervor, der sich in eine kolossale Schlange verwandelte und mit todbringendem Pesthauch auf die Stadt zueilte. Aber auch sie wurde mit Siwa's Hilfe durch die vom König Anantaguna geschleuderte Waffe Bhalla getödtet und in Stein verwandelt (die Schlangenberge). Nicht abgeschreckt durch solche Misserfolge, liessen die Kschapana einen noch gewaltigeren Riesen aus der Erde aufsteigen und gaben ihm die Weisung, sich in eine Riesenkuh zu verwandeln, indem sie hofften, dass der König ein so heiliges Thier nicht anzugreifen wagen würde. Aber Gott Siwa schaffte auch hier Rath: er liess seinen heiligen Stier Nandi zu ungeheurer Grösse anschwellen, und dieser benahm sich gegen die Riesenkuh so liebenswürdig, dass sie sofort von so heftigem Liebesparoxysmus ergriffen wurde, dass sie ihren Geist aufgab. Ihr in Stein verwandelter Leichnam ist der Berg Pasu Malâ. Um aber die Erinnerung an seinen Sieg zu verewigen, verwandelte sich auch der Stier in einen Felsen, den »Stierberg«.

Einer jener Felsen in der Umgebung Madura's heisst der Eberberg, und er verdankt gleichfalls einer ähnlichen Metamorphose seine Entstehung. Ein guter Geist hatte aus Versehen die Meditation eines Rischi (heiligen Mannes) gestört und war zur Strafe dafür in einen Eber verwandelt worden. Durch den König Radscha Radscha Pandya wurde er erlegt und dadurch von dem auf ihm lastenden Fluch befreit; sein Kadaver aber wurde in Stein verwandelt.

4. Madura hat ein eigenes, die Stadt und ihren Gott, Siwa mit dem besonderen Namen Sundariswara, verherrlichendes Legendenbuch, das Madhura Sthala Purâna. Die gläubigen Verehrer des Gottes halten es für fabelhaft alt (wohl 3000 bis 4000 Jahre; Wilson schätzt sein Alter auf höchstens 8 bis 9 Jahrhunderte). Es existiren eine Anzahl untereinander sehr verschiedener Copien; Nelson giebt in seinem Handbuch von Madura einen Auszug dieses Purâna nach dem angeblich besten Sanskrit-Text. Da Nelson's Buch vergriffen und selten ist, mögen hier zwei besonders sich auf Madura beziehende Geschichten wiedergegeben werden; sie sind ein gutes Beispiel für den Geist, der alle diese Purâna-Dichtungen durchweht.

Im Vorwort wird die Autorschaft dem Rischi Wyâsa zugeschrieben, dieser habe die Geschichten von Agastya (dem grossen Heiligen Südindiens) gehört. Agastya betete eines Tages mit anderen Rischis zusammen in Käsi (Benares) das Linga an. Seine Genossen fragten ihn, welches das heiligste Buch, der heiligste Ort und das heiligste Wasser der Welt sei? Er sagte ihnen, dass das Skanda Purâna das heiligste Buch sei, denn es preise Sandara linga, d. h. Siwa; der Kadamba-Wald (auf dessen Stelle Madura gebaut worden sein soll) sei der heiligste Ort, das heiligste Wasser aber sei der Swarna-pusch-Karini, d. h. der Teich der goldenen Lilien in jenem Wald. Und er setzte hinzu, dass Gott Siwa im Kadamba-Wald 64 Wunder verrichtet habe, die er ihnen der Reihe nach erzählen wolle.

Erste Geschichte. Das erste Wunder fand statt im Krita Yuga und unter den folgenden Umständen. Indra hatte zwei den Göttern feindliche Riesen in gerechtem Kampfe getödtet, aber unglücklicher Weise gehörten beide der Brahmanen-Kaste an, und der Gott wurde deshalb so sehr von Gewissensbissen gepeinigt, dass er der Herrschaft der Welt entsagte und sich in einen Lilienstengel in einem Teich zurückzog.

Digitized by Google

Die Götter wählten daher einen Sterblichen, Nahuscha, zum Weltlenker, aber dieser wurde so übermüthig und frech, dass er von den Rischis in eine Schlange verwandelt wurde. Darauf suchten die Götter mit Indräni (Indra's Gemahlin) und dem geistlichen Berather (Guru) der Götter, Brihaspati, Indra auf. Auf den Rath des Guru musste dieser alle heiligen Plätze der Welt besuchen, aber nirgends wurde er von seiner Schuld befreit. Erst als er, begleitet von Brihaspati, zum Kadamba-Wald kam, wurde es ihm mit einem Male wohl und er fühlte, dass die Sünde von ihm genommen war. Als Grund dafür fand er ein Linga nahe am Teich. Sofort sandte er den himmlischen Baumeister Wiswakarma und trug ihm auf, für das Linga einen prächtigen Tempel zu bauen; in kürzester Zeit war das heilige Symbol mit einem goldenen Bau umgeben, strahlend von Edelsteinen und geschmückt mit acht Standbildern von Elefanten, 32 von Löwen und 64 von himmlischen Boten, und nahebei wurde ein Tempel errichtet mit einer Statue der Iswari, der Gemahlin Siwa's. Nur Blumen fehlten noch, um das Linga zu schmücken, aber sie lieferte der Teich, auf dessen Fläche plötzlich goldene Lilien erschienen. Darauf betete Indra das Linga und Iswara's Bild mit noch nicht dagewesenem Eifer an und gab dem ersteren den Namen Sandara Linga.

Dritte Geschichte. Als König Kulaśekhara Pandya in Kalyänapura, östlich vom Kadamba-Wald, herrschte, wurde das heilige Linga und sein Tempel von einem Kaufmann Dhanandschaya, der in jenem Wald übernachtete, entdeckt. Der Kaufmann berichtete seinen Fund sofort dem Könige, der auch schon geträumt hatte, dass ein Rischi gekommen sei und ihn aufgefordert habe, auf jener Stelle eine Pagode und eine Stadt zu bauen. Sofort liess der König den Wald fällen; er erbaute in 10 Tagen um den Tempel Thore, Thürme, Mauern, Tempel und eine ansehnliche Stadt und er liess von Käsi (Benares) Brahmanen kommen, um das Linga in geeigneter Weise anzubeten. Nachdem er dies fromme Werk gethan, wusste er nicht recht, wie er die neue Stadt benennen solle. Da erschien ihm Gott Siwa und besprengte die neuen Bauten als ein Zeichen seiner besonderen Gunst mit Nektartropfen, die er aus seinen Locken schüttelte. Davon erhielt die Stadt ihren heutigen Namen Madhurä, d. h. Süssigkeit. —

Schon eine Reihe von Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung blühte Madura als die Hauptstadt des Pandya-Reiches, das sich mit den Reichen Tschola und Tschera in den Süden Indiens theilte. Der Ruhm der Pandyas war weit nach Norden vorgedrungen und der Gesandte des Nachfolgers Alexanders des Grossen erwähnt rühmend des *Πανδαίη*-Reich; zwei Gesandtschaften des Königs »Pandyon« suchten mit Geschenken Augustus auf, als er in Antiochien weilte. Madura regia Pandionis nennt Ptolemäus die Hauptstadt des Landes. Nachdem die Pandya-Herrschaft im 11. Jahrhundert durch den vordringenden Muhammedanismus gestürzt worden war und das Land mehrere Jahrhunderte hindurch wechselnde Schicksale erlitten hatte, blühte es unter der Herrschaft Waidschyanagar's, ganz besonders aber unter der Nayak-Dynastie, Wiswanäth und seiner Nachfolger, mächtig wieder auf. Die glänzendste Zeit Madura's fällt mit der Regierung des kunst- und prachtliebenden Tirumal (1623—1659) zusammen, unter dem eine beträchtliche Anzahl grossartiger Tempelbauten im ganzen Lande entstand, und unter dem die Landeshauptstadt durch prachtvolle heilige und Profanbauten geschmückt wurde. Auch der grosse Tempel in Madura erhielt durch Tirumal im Wesentlichen seine jetzige Gestalt.

5. In der Kleidung der einheimischen Bewohner Madura's unterscheiden sich die Muselmänner, Nachkommen der zur Zeit der muhammedanischen Invasionen eingewanderten oder convertirten Familien, von den Hindus. Die ersteren sind vom

Digitized by Google

Kopf bis zu den Füssen bekleidet, meistens ganz in Weiss. Den Kopf schmückt ein farbiges Mützchen oder ein Turban aus lockerem, oft mit Seide oder Goldfäden reich durchwirktem Stoff, der in vielen Windungen umgewickelt wird. Handwerker und kleine Leute begnügen sich oft mit Hose, Jacke und Schuhen, deren Spitzen nach aufwärts gebogen sind und die auch im Hause nur auf Matten oder Teppichen ausgezogen werden, dagegen an heiligen Orten, in Moscheen, Friedhöfen etc., unbedingt abgelegt werden müssen. Auf der Strasse wird vielfach statt der Jacke ein längerer, bis zu den Waden herabreichender Rock getragen, vornehme Muhammedaner in Staatskleidern ziehen über den Rock noch ein faltenreiches längeres Ueberkleid an. Die Weiber tragen Leibchen, Rock und darüber ein grosses, leichtes, um Körper und Kopf geschlungenes Tuch, oder einen weiten, dem der Männer ähnlichen Ueberrock. Während den Männern durch die Sitte jede Art von Schmuck mit Ausnahme von Fingerringen untersagt ist, sind die muhammedanischen Weiber mit allerlei Zierrath aus Metall und Edelsteinen, echten oder falschen, überladen; nicht nur die Ohrläppchen, sondern auch der Ohrensaum wird mit vielen Löchern durchbohrt, in die Ringchen oder knopfähnliche Metallstücke eingesteckt werden, ebenso sind Nasenflügel oder Nasenscheidewand, Haare, Hals, Arme, Finger, Fussknöchel und Zehen mit buntem Zierrath überladen. Aber noch übertriebener schmücken sich die Hindu-Weiber, die, nicht zufrieden mit solchem Geschmeide, oft auch noch die braune Schönheit ihrer Haut durch einen Anstrich mit dem gelben Saft von Kurkuma oder Safran erhöhen und auf Gesicht, Brust und Armen blaue Tättowirungen einstechen lassen. Die Ohrläppchen sind vielfach durch oft gewechselte Pfropfen von immer grösserem Durchmesser so weit ausgedehnt, dass Palmblätterrollen oder Metallringe bis zu 8 cm Durchmesser ohne Schwierigkeit getragen werden können; man wird unwillkürlich an die Erzählungen des Ktesias erinnert, der berichtet, dass in Indien Menschen mit so langen Ohren lebten, dass sie den ganzen Oberkörper in dieselben einwickeln könnten.

Jede verheirathete Hindu-Frau — und jedes Mädchen heirathet schon als Kind — trägt um den Hals das Tali, das unseren Ehering vertritt und bei der Eheschliessung vom Bräutigam oder einer Verwandten umgebunden wird. Es ist ein goldenes Schmuckstückchen, das, bei den einzelnen Kasten in der Form verschieden, an einer Schnur um den Hals getragen wird. Am Arm oder Bein genügt nicht ein einzelner Reif, sondern man sieht daran eine ganze Menge, von denen jeder wieder aus einer Anzahl von Wülsten besteht. Ebenso kennen die Weiber in der Zahl der Finger- und Zehenringe kein Maass. Nur darin ist ihnen eine Beschränkung auferlegt, dass sie an Bein und Fuss keinen Goldschmuck tragen dürfen, dieser ist ausschliesslich ein Privilegium königlichen Blutes.

Auch die Männer können bei den Hindus den Schmuck weniger leicht entbehren, als bei den Muhammedanern. An den Fingern tragen alle, an den Ohren die meisten gleichfalls Ringe, die bei Reichen mit kostbaren Edelsteinen verziert sind, auch wird öfters die braune Haut am Arme noch durch einen zinnernen oder silbernen Reifen geschmückt.

Die Kleidung der Hindus ist viel leichter, als die der Muhammedaner, und sie besteht nicht aus genähten Façonstücken, sondern nur aus viereckigen Stücken einheimischen oder englischen Baumwollenzeuges; in neuerer Zeit trägt auch wohl der Eine oder Andere eine Jacke über seinem Hüfttuch, oder statt des letzteren weite Hosen, die aber im Gegensatz zur muhammedanischen Hose nicht auf der linken, sondern auf der rechten Seite zugemacht werden. Der muhammedanische Turban ist gleichfalls von manchen Hindus als Kopfbedeckung angenommen. Aber bei Weitem

Digitized by Google

die Meisten begnügen sich noch mit der alten, schönen, einfachen Tracht. Arbeitsleute niederer Kaste, Fischer, Palmzuckerbauern etc. behelfen sich mit einem Minimum von Kleidung, dem Languti, einem wenig über handbreiten Streifen Baumwollenzeuges, das zwischen den Schenkeln hindurchgeführt und vorn und hinten über eine um die Lenden gebundene Schnur herumgeschlagen wird. Bei anderen Arbeitern tritt ein wirkliches Hüfttuch, allerdings in sehr bescheidener, kaum einen halben Meter übersteigender Breite auf; es wird um die Hüfte geschlagen und durch einen darüber gelegten Strick festgehalten. In der Stadt hat das Hüfttuch der Männer in der Regel eine grössere Breite, 1 m und darüber, so dass es die Beine bis zu den Knieen oder noch weiter hinab bedeckt; ist das Tuch lang genug, so wird das hintere Ende zwischen den Beinen hindurch gezogen und fällt vorn in Falten herab. Brahmanen sind in ihrer Kleidung von anderen Kasten durch das Pandscha Katscha, d. h. durch die fünf Falten zu unterscheiden, die beim Anlegen des Hüfttuches vorn und hinten angebracht werden. Ausser dem Hause wird noch ein zweites Stück Tuch über die Schulter geworfen, das je nach Bedürfniss um die sonst bloss getragene Brust, oder um die Schulter angelegt, oder auch als Turbantuch benutzt wird. Die Füsse stecken bei den Städtern ausser dem Hause gewöhnlich in Pantoffeln, die hinten niedergetreten und vorne mit der Spitze nach aufwärts gekrümmt sind. Auch Holzsandalen mit einem Pflock, der zwischen grosser und zweiter Zehe hindurchgeht, sieht man oft auf der Strasse.

Das Haar lassen sich die meisten Männer rasiren, und zwar wird bald nur ein tiefer Ausschnitt über der Stirn, bald der ganze Vorderkopf bis hinauf zum Scheitel, bald der ganze Kopf bis auf einen buschigen Schopf hinter dem Scheitel abrasirt. Dieser Schopf wird in einen Knoten, Kudúmi, geschlungen, doch ist dies nicht ursprüngliche drawidische Sitte, sondern ein vom Norden gekommener Brauch. Man sieht noch manche Köpfe familischer Männer, die, wie die Weiber, das Haar ganz lang tragen und am Hinterkopf in einen Knoten binden.

Die Weiber hüllen den ganzen Körper in ein grosses, 5—15 m und mehr langes Stück Zeug. Beim Umlegen desselben wird die eine Schmalseite zuerst mehrfach gefaltet und auf der linken Hüfte angelegt, dann wird das Tuch ein paarmal um den Unterkörper herumgeführt, wo es durch Reibung festgehalten wird; der übrige Theil wird breit über die Brust, die er ganz bedeckt, nach der rechten Schulter hinauf angelegt und von hier wieder über den Rücken nach der linken Seite hinabgeführt und dort so untergesteckt, dass es in breiten Falten endigt. Im Tamilland fällt die Seltenheit weisser Kleider bei den Frauen auf, die man in Osteeylon so häufig sieht; hier tragen die Weiber meistens nur buntfarbige oder wenigstens mit breitem farbigem Saum verzierte, manchmal auch gestickte Kleidtücher von Baumwolle, selten von Seide. Nur die Wittwe darf — ein äusseres Zeichen des Elendes, in dem sie lebt — keine bunten Stoffe mehr tragen, wie ihr auch jeder Schmuck untersagt ist: sobald der Mann stirbt, wird ihr das Tali vom Halse gerissen und aller Schmuck weggenommen. Man erkennt dann an dem wie ein schlaffes Band schlotternden Ohrensaum erst recht, wie sehr das Ohrläppchen durch den schmückenden Ring ausgedehnt worden war.

6. Noch mehr als die bunte Kleidung fällt auf, dass fast ein Jeder, der schon durch seine Kleidung als Nicht-Muhammedaner gekennzeichnet ist, auf der Stirn und nicht selten auch auf Brust und Armen gewisse buntfarbige und verschieden gestaltete Zeichen, Nâma ‚Name', aufgemalt trägt, die ihn als der einen oder andern religiösen Sekte zugehörig kennzeichnen. Nur die allerniedersten Kasten, die weder in das sociale noch in das religiöse System der Hindus Aufnahme gefunden haben, malen

Digitized by Google

sieh keine solchen Zeichen auf, und darin mag, neben der verhältnissmässigen Häufigkeit muhammedanischen Glaubens, der Grund liegen, dass man bei den Tamils auf den Plantagen Ceylon's, wie in den Dörfern und Städten der Ostküste der Insel diese Zeichen seltener sieht, als auf dem Festland; ein grosser Theil der fluktuirenden Arbeiter-Bevölkerung Mittel- und Ost-Ceylon's besteht aus Mitgliedern jener niedrigsten Kasten, die ihr materielles und sociales Elend dazu getrieben hat, über dem Meere besseren Verdienst und bessere Behandlung zu suchen.

So mannigfaeh aueh die Sektenzeiehen sind, lassen sie sich doch auf zwei Grundformen zurückführen, die die beiden grossen Gruppen der Siwa- und der Wischnu-Anbeter charakterisiren. Die ersteren tragen als religiöses Abzeichen drei fingerbreite parallele, weisse Streifen quer über die Stirn; eifrigere oder demonstrativere Fromme haben sich auch auf die Arme solche Streifen aufgemalt, oder auf die Brust, die dann von Weitem aussieht, als ob das Rippenskelet nicht innen, sondern aussen auf der Haut läge. Zu den wichtigsten Pflichten des frommen Siwa-Anbeters gehört es, dass er seine Morgenandacht, Gebet und Ceremonien mit dem Aufmalen der Stirnmarke, des Kitnäma oder Tripundra, beschliesst. Heilige Asche, Wibhuti, von einem durch Brahmanen verrichteten Feueropfer, oder auch von Kuhmist, der vor einem Götterbild verbrannt wurde, ist das gottgefälligste Material. »Die Asche aus verbranntem Kuhmist«, sagt das heilige Buch Kaschikanda, »ist der beste Stoff für das Tripundra. Wer das Zeichen mit dieser Asche der Satzung entsprechend macht, ist von Sünden ersten und zweiten Grades freigesprochen; wer es ohne die Gebetssprüche, weil er sie nicht kennt, macht, wird von jeder einfachen Sünde gereinigt«. Ueber die Ausführung stellt das heilige Buch die Regel auf: »Das Zeichen, gemacht mit dem zwischen dritten und vierten Finger eingeschlagenen Daumen, und von der Mitte der Augenbrauen (nach beiden Seiten) bis zu deren Ende fortgeführt, heisst Tripundra«. Wird bei späteren Waschungen die Asche abgespült, dann kann sie durch eine Paste aus Sandelholz, Tschandana, ersetzt werden. Sehr orthodoxe Siwaiten fügen den drei Strichen noch einen runden weissen Fleck, das Pottu, hinzu. Die Weiber der Siwa-Gläubigen malen sich nur ein rundes Pottu aus Kurkuma und gebranntem Kalk auf.

Siwa, der dem urdrawidischen Glauben an die bösen Geister näherstehende Gott der Zerstörung, wird im Süden Indiens bei Weitem mehr verehrt, als der milde, den alten wedischen Göttern viel ähnlichere Wischnu. Aber auch dieser hat doch noch zahlreiche Anhänger, die sich in viele Sekten spalten. In Madura, der alten Hauptstadt eines mächtigen Reiches, drängt sich daher eine wahre Musterkarte der verschiedenen Wischnu-Zeichen zusammen, die aber alle nur Variationen eines hengabelähnlichen Musters von verschiedener, weisser, rother, schwarzer etc. Farbe sind (Tiruman sritschurna). Die beste weisse Farbe, das Gopitschandana, kommt von der heiligen Krischna-Stadt Dwarka in Gudscherat, aus dem Boden des Teiches, in dem sich die Hirtenmädchen (Gopini) ertränkten, als sie ihres geliebten Gottes Krischna Tod erfuhren. Aber auch die sechs anderen heiligen Städte der Hindus liefern gutes Material, im Nothfall thut's selbst gewöhnliche Pfeifenerde. Für die rothen Striche und Punkte wird rothes Sandelholz, mit Kalk rothgebeizte Kurkuma oder das »Roli«, eine Mischung aus Reis, Kurkuma, Alaun und einer Säure, für die schwarze Farbe eine dunkle Erde, Schyamabandi, verwendet.

Viele Wischnuiten Südindiens folgen der Lehre des Ramanudscha. Ihr Zeichen besteht aus zwei senkrechten weissen Strichen, die beiderseits von dem Haaranfang nach den Augenbrauenbogen hinab gezogen und hier durch einen weissen Horizontalstrich mit einander verbunden werden, in der Mitte wird dann noch ein senkrechter

Digitized by Google

rother Strich eingezeichnet, der den horizontalen weissen Strich halbirt. Die vier weissen Theile des Zeichens bedeuten die vier Attribute, die der Gott auf seinen Darstellungen in der Hand hält, die Schanka-Muschel, die Diskusscheibe (Tschakra), die Keule (Gadah) und die Lotosblume (Padma); der rothe Strich stellt Lakschmi, die Gemahlin Wischnu's, dar. In der Deutung des Zeichens weichen die Unterabtheilungen der Anhänger Ramanudscha's von einander ab (und für die grosse Menge des Volkes ist dies der einzige Unterschied dieser Sekten). So erklären die Jünger der nördlichen Lehre, die Wadagalä's, das Zeichen für den Fuss Wischnu's, aus dessen Tritt die Ganga entsprang, die Tengalä's (südliche Lehre), die das Zeichen noch durch einen auf der Nase weiter herabgeführten Strich verlängern, sehen darin das Symbol beider Füsse Wischnu's (die seitlichen Streifen) und seines Thrones (der Querstrich und der Strich auf der Nase). Wieder eine andere Sekte, die Wallabhatscharya, malen sich zwei gerade, rothe, senkrechte Linien auf die Stirne und verbinden sie mit einer Bogenlinie zwischen den Augenbrauen; im Innern der Figur wird ein runder, rother Fleck eingemalt. Ein orangefarbiger runder Fleck, der nach oben von einer schwarzen Linie fortgesetzt und von zwei senkrechten, unten bogenförmig verbundenen Linien eingeschlossen wird, ist das Merkmal der Madhwa-Sekte (Madhwatscharya). Ihre Anhänger lassen sich auch ihr Zeichen auf Brust und Schultern mit glühenden Eisen- oder Gold-Stempeln einbrennen. In anderen Sekten sind die Wischnuiten damit zufrieden, ihr Zeichen auf die Stirn freihändig aufzumalen, oder mit besonderen Stempeln in Farben aufzudrücken. In grossem Maassstabe sieht man gelegentlich die Sektenzeichen über den Hausthüren, an den Wänden heiliger Gebäude, Pilgerhallen, auf den Stirnen von Tempelelefanten etc. aufgemalt.

7. The Madura District III 140.

8. Uns erscheinen die religiösen Vorschriften der Hindus über die reinigende Anwendung des Wassers, ebenso wie ihre Speisegebote, ihre Kastendistanz-Bestimmungen etc. äusserst absurd, dem Hindu sind sie verständlich, sie sind ihm tiefste Ueberzeugung. Er kann sich nicht vorstellen, dass Wasser, Fleisch etc. bloss materielle Dinge sind, im Gegentheil, er sieht im Materiellen nur eine Illusion, das eigentliche, innere Wesen der Dinge ist etwas ganz Anderes. Es ist ausgestattet mit geheimnissvollen, mächtigen Kräften, die auch wieder das eigentliche Wesen des Menschen, seine immaterielle Natur beeinflussen, ihr nützen oder schaden können. Materielle Reinheit und innere Reinheit einer Sache decken sich daher für ihn nicht: das schmutzigste, stinkendste, mit Cholera- und anderen Pilzen überladenste Wasser, wenn es nur einem heiligen Strom oder Teich entnommen ist, reinigt den Menschen und wird daher mit Eifer für äusseren und inneren Gebrauch benutzt. Dagegen wird auch das reinste Wasser, aus der Hand eines Mannes niederer Kaste dargeboten, als etwas Verderbliches mit Abscheu zurückgewiesen. Dass Kuhurin und Kuhmist materiell nicht gerade reine Dinge sind, wird auch der frömmste Hindu zugestehen, und doch giebt es für den inneren Menschen, wenn er mit schweren Vergehen belastet ist, kein heilkräftigeres Mittel, als dicke Pillen aus den »fünf Producten der Kuh«, die während des Hersagens von Zaubersprüchen hinuntergeschluckt werden. Die reinste und beste Speise, berührt von Jemand aus niederer Kaste, wird zu einem Gift der Seele für diese Welt und das Jenseits. Ja schon der Hauch, der Schatten, der Dunstkreis eines solchen Menschen verunreinigt; da wo die Kastengesetze noch nicht durch europäischen Einfluss gebrochen sind, sind die Entfernungen, die zwischen Leuten verschiedenen Kastenniveaus einzuhalten sind, genau durch die Sitte vorgeschrieben: eine Verkürzung der Kastendistanz bedeutet schwere Verunreinigung für den Mann höherer Kaste und erheischt umständliche Reinigungszeremonien.

Digitized by Google

9. Graul, Reise IV S. 248.
10. Graul, Reise IV S. 245.
11. Die Höhe des Regenfalles beträgt in Millimetern:

In den Distrikten	Jährlich	Vom 1. Januar bis 30. September		Vom 1. October bis 31. December	
		mm	Procent des Gesammt-Niederschlags	mm	Procent des Gesammt-Niederschlags
Tinnewelly	757	264	34.8	493	65,2
Madura	762	279	36,6	483	63,4
Tandschur	1181	343	29,1	838	70,9
Süd-Arcot	1137	406	28,0	731	72,0
Tschingelput	1273	392	30,8	881	69,2

12. Die meisten Dörfer in Südindien haben ihre Schulen, Peiall-Schulen genannt (von Peiall, niedrige Veranda), in denen als regelmässige Unterrichtsgegenstände Lesen, Schreiben, Rechnen, Grammatik und Auswendiglernen aus dem Sanskrit oder der Hoch-Tamil-Literatur eingeführt sind. Der Unterricht beginnt damit, dass die Kinder gleich von allem Anfang an ganze Sätze schreiben müssen, indem sie dieselben unter Anleitung des Lehrers in den Sand malen. Haben sie die ersten Schwierigkeiten überwunden, so kommt das Palaka an die Reihe, ein Schreibbrett von etwa drei Fuss Länge und einem Fuss Breite, das mit Reis- und Kohlenpulver alle paar Tage geschwärzt und auf das mit einem Gipsgriffel (balapa) geschrieben wird. Das eigentliche Schreibheft ist das Kadschan, Streifen von Palmblättern, in deren Oberfläche durch einen spitzen Metallgriffel die Buchstaben eingeritzt und durch Einreiben von Kohlenpulver geschwärzt werden. Die Blätter eines Kadschan sind alle von gleicher Grösse; sie werden in der Mitte durchlocht und vermittelst einer hindurchgezogenen Schnur zwischen zwei flachen Brettchen festgebunden. Der Griffel wird beim Schreiben in der rechten Hand geführt und nahe am spitzen Ende auf den linken Daumen aufgestützt, der horizontal vorwärts bewegt wird und so die sichere Führung der Zeile besorgt, während die rechte Hand mit runden Hebelbewegungen den Griffel um seinen Unterstützungspunkt herumführt und dadurch die runden Formen der einzelnen Buchstaben entstehen lässt, die die meisten dieser Alphabete charakterisiren.

Als Schulbücher sind billige gedruckte Fibeln im Gebrauch; von theureren Büchern diktirt der Lehrer entweder aus seinem eigenen oder aus geborgtem Exemplar die einzelnen Abschnitte. Die Schüler gelangen so in den Besitz der besten Stücke drawidischer Literatur, z. B. aus dem Kural des Tiruwalluwar, dem Attisudi von Aweyar etc. Der Lehrer wird belohnt durch Geschenke, die ihm alle Eltern der Kinder zur Zeit der Lokalfeste geben, auch durch Geldgeschenke, die übergeben werden, wenn ein Schüler ein neues Buch anfängt. Wohlhabende honoriren den Lehrer auch wohl in regelmässigen Terminen mit Geld.

13. Der Name des Flusses Tambraparni ist identisch mit der Paliform des Namens für die Insel Ceylon, den die Griechen zur Zeit Alexanders in Taprobane umgestalteten.

14. Agastya, dessen Name schon im Rig Weda vorkommt, gilt als einer der grössten der sieben Rischis, der weisen Männer, denen das heilige Wissen der Wedas offenbart wurde. Er war es, der die Götter von Schmach und Noth befreite. Als Indra, erfüllt von Reue über die Tödtung eines feindlichen, aber der Brahmanenkaste angehörenden Riesen (vgl. erste Geschichte des Madhura Sthala Purâna S. 280), sich von der Regierung des Himmels zurückgezogen hatte, war ein Mensch, Nahuscha,

Digitized by Google

Aju's Sohn, von den Göttern zum Himmelsherrscher gewählt worden. Aber er konnte sein Glück nicht vertragen. Im Uebermaass des Hochmuths verlangte er die Gattin Indra's zum Weibe; er spannte die sieben heiligen Rischi's vor seinen Wagen, um zu ihr zu fahren. Als er, weil sie ihm für seine Begierde zu langsam fuhren, ihnen zurief »Sarpa, Sarpa!« (doppelsinnig, das Wort bedeutet sowohl »vorwärts«, als »Schlange«) und dabei mit dem Fuss nach Agastya trat, da stürzte ihn der Heilige mit dem Worte »Selbst Schlange Du!« vom Wagen und aus dem Himmel herab. Und wieder half er den Göttern aus höchster Noth, als sie von ihren Feinden, den Danewer, schwer bedrängt wurden. Diese waren vor ihnen in das Meer geflohen und raubten ihnen von da aus die heiligen Einsiedler, ohne deren Opfer die Götter nicht bestehen können. Brahma gab ihnen den Rath:

»Das Meer zu trocknen seid bemüht.
Das Meer zu trocknen aber vermag
Kein Andrer als Agastya.
»Ich werd' es thun«, erwidert ihnen
Agastya und eilte fort
Zum Ocean, dem Gebieter der Ströme.
Begleitet von der Götter Schaar.
Dort sprach er: »Zum Gedeihen der Welt
Trink' ich des Meeres Wasser aus.'
Ihr Andern thut dann ohn' Verzug,
Was Euch zu thun beschieden ist«.
Kaum hatte Agastya dies gesagt,
So trank er ganz die Meeresfluth.
Die Götter aber, als sie erstaunt
Den Meeresboden trocken sah'n,
Mit ihren Waffen ermordeten sie
Erbarmungslos die Danewer.
Mit Lobgesängen priesen hierauf
Die Götter den Agastya:
»Durch Deine Macht, Du Heiliger, hat
Die Erde grosses Glück erlangt;
Der Kalakejer schrecklich' Geschlecht
Ist nun erlegt durch Dein Verdienst.
Nun fülle, o Grossarmiger, wieder
Den Ocean, den Du geleert,
Und gieb die Fluthen wieder heraus,
Die alle Du verschlungen hast«.
Auf dieses Wort der Himmlische sprach,
Der heilige Agastya:
»Das Wasser ist schon alles verdaut,
Ein anderes Mittel sinnet aus,
Wie man den trockenen Boden des Meeres
Mit neuem Wasser füllen kann«.

Erst nach langer Zeit lässt sich durch grosse Bussen eines frommen Königs die heilige Ganga erweichen, das Meer wieder zu füllen. (Holtzmann, Indische Sagen. Das Meer. I p. 87 ff.)

Durch den Nebel des Mythus und der Poesie, den die lebhafte Phantasie der Hindus um den heiligen Rischi verbreitet hat, schimmert noch eine historische Persönlichkeit hindurch. Agastya war der Apostel des Brahmanenthums in Südindien, wohin er nach der Tradition etwa um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung vordrang. Auf seinem Wege warf sich das Windhya-Gebirge vor ihm

Digitized by Google

nieder, d. h. er überwand die Schwierigkeiten, die die Natur dem Vordringen arisch-brahmanischen Wesens in den Weg gelegt hatte. Am Hofe des ersten Pandya-Königs von Madura, Kulasēkhara, gewann er grossen Einfluss und er schrieb für ihn zahlreiche Werke. Nach dem Madhura Sthala Purāna, dessen erste Mittheilung ihm selbst zugeschrieben wird, lehrte er den König Natkira die Wissenschaft der Tamil-Grammatik. Unter seinem Namen gehen noch jetzt Schriften von (zusammen) nicht weniger als 19647 Versen, die von Geschichte, Religion, Magie, Geisterbeschwörung, von der Reinigung von Sünde, Medicin, Krankheiten, vom Aussatz, von Botanik, Arzneimitteln, Receptirkunst, Chemie, von Sünden und Verbrechen handeln. Er ist der »Tamir Muni«, der Tamil-Weise katexochen. Am Himmel glänzt er als der hellste Stern des südlichen Himmels (Kanopus); das hindert ihn aber nicht, dass er zugleich auch jetzt noch, jedem profanen Auge unsichtbar, als heiliger Einsiedler auf oder in dem Kegel des nach ihm benannten Berges haust.

15. Der Baum (Hopea odorata) erscheint bis zu Manneshöhe und darüber wie aus einer Anzahl (meist vier) radiär gestellter Leisten zusammengesetzt, weshalb ihm auch die Engländer den Namen buttress tree, Strebepfeiler-Baum, gegeben haben. Der Querschnitt des Stammes hat unten die Form eines Kreuzes mit langen Schenkeln; weiter oben runden sich die Leisten mehr und mehr ab und der Querschnitt wird zuletzt ganz kreisförmig.

16. Diese Hütten der Kanikar sind rechteckig-länglich, vier bis fünf Meter breit und fünf bis sieben Meter lang. Das Dach, das oben in einen First zusammenstösst, ragt auf beiden Seiten weit herab, bis etwa einen Meter über dem Boden; bei manchen Hütten ist die Längsseite, bei anderen die Giebelseite der Strasse zugekehrt. Das Gerüst der Häuser besteht aus armstarkem bis schenkeldickem Dschungelholz, dessen senkrechte und horizontale Stücke mit Rotang zusammengebunden sind; Wände und Dach sind mit dick übereinander gelegtem grobem, riedähnlichem Gras gedichtet. Schornsteine oder besondere Rauchöffnungen fehlen gänzlich. Nicht in der Mitte, sondern etwas seitlich davon ist in einer der Giebelseiten die Hausthüre angebracht; sie ist viereckig, klein, höchstens 1,5 m hoch und 0,75 bis 1 m breit und aus nebeneinander gelegten Holzwellen, die durch ein paar Querwellen verbunden sind, zusammengefügt; sie bewegt sich in zwei Angelbändern aus zerschlitzten Bambusstöcken. Rings um die Hütte, besonders an den Giebelseiten ist eine Anzahl Streben aufgestellt, die bei starkem Wind das leichte Gerüst des Hauses verstärken. Sie sind in sehr unregelmässiger Vertheilung und unter sehr verschiedenen Winkeln in den Boden eingepflanzt; an mehreren Hütten verlaufen solche Stützbalken ganz nahe und schräg vor der Hausthüre vorbei, sodass das Herein- und Herausgehen nicht gerade bequem ist.

Hinter einer grösseren Hütte und etwas abseits von ihr steht ein kleiner, elender Strohschuppen, kaum von der halben Grösse einer gewöhnlichen Hütte, sonst aber in Form und Material diesen ganz ähnlich. Man würde ihn für einen Viehstall halten, es ist aber der Ranm, in den sich die Frauen und Mädchen zu gewissen Zeiten, in denen sie für unrein gehalten werden, zurückziehen müssen. Das Dorf hat noch zwei andere derartige Hütten, die noch weiter vom Ort entfernt dem Walde zu liegen.

Die Häuser stehen alle einzeln; nur zwei von ihnen (eines davon ist vom Häuptling bewohnt) sind Doppelhäuser, indem zwei etwas ungleich lange Hütten mit gemeinsamer Giebelscheidewand aneinander gefügt sind. Die Thüre in dieser Scheidewand ist, wie die äussere Hausthüre, nicht in der Mitte, sondern seitlich davon angebracht, und nur 1 m hoch und 60 cm breit; sie führt über eine halbmeterhohe Rundholzschwelle in den hinteren Raum, der nur für die Familie bestimmt

Digitized by Google

ist, während den Vorderraum auch Andere, selbst Fremde betreten dürfen. Dieser erhält durch die Thüre und durch die Undichtigkeiten der Seitenwände nur spärliches Licht. Es stehen in ihm zwei halbmeterhohe, 1 m breite, 2 m lange Lagergestelle, das eine parallel mit der der Dorfstrasse zugewendeten Seitenwand der Hütte, das andere rechtwinkelig darauf in den Raum hineingestellt. Das erstere ist nur mit dicken, harten Planken belegt, das andere dagegen mit schmalen, nur zwei bis drei Finger breiten elastischen Längsstäben aus gespaltenem Dschungelnuss-Holz. Im Winkel zwischen beiden Lagerstellen glimmt ein Feuer, das von zwei grossen und langen Holzscheiten genährt wird, und um das die Kanikar cigarrenrauchend herumkauern. Den Fussboden dieses Raumes bildet der nicht weiter präparirte Boden; er wird in schräger Richtung durchzogen von einer 25—30 cm breiten, 10 cm tiefen Rinne, die nach der Thürschwelle hin verläuft und unter derselben nach aussen führt, angeblich um dem Regen, der durch das Dach der Hütte eindringt, Ausfluss zu verschaffen.

17. Rev. S. Mateer, The land of Charity, London 1871, Native life in Travancore, London 1883.

18. Durch den Wärter und Herrn Mateer erfuhr ich Näheres über die Verbrennung des Maharadscha, dessen Asche hier ruht.

Kaum hatte der Herrscher den letzten Athemzug gethan, als auch schon das Schreien der dafür aufgestellten Klageweiber, die ihre Haare auflösten und die nackte Brust mit den Händen schlugen, die Nachricht der Stadt verkündeten. Trompeten riefen die Nair-Brigade zum Palast und sogleich ging man an's Werk, den Scheiterhaufen in einem besonderen Hofe ausserhalb des Forts zu errichten. Denn längeres Verweilen der Leiche eines Sudra (und der König von Trawankor ist doch nur ein solcher) hätte das Fort, das ausser vom König und seinem Hofstaat nur noch von Brahmanen bewohnt wird, ebenso verunreinigt, wie die Verbrennung des todten Sudra innerhalb der Mauern des Brahmanenviertels. Ueber und über mit schwerem Goldschmuck beladen, an dem ja keine Edelsteine sein dürfen, denn diese würden durch die Verbrennung ihren Werth verlieren, wurde die Leiche aus dem Palast getragen, nicht durch die Thüre, durch die der König zu seinen Lebzeiten ein und aus ging, sondern durch ein besonderes, in die Mauern des Palastes gebrochenes Loch, das sogleich nachher wieder zugemauert wurde, damit der Geist nicht den Weg zurückfinde und als Unhold Böses anstiften könne. Kanonenschüsse, für jedes Lebensjahr des Verstorbenen einer, verkündeten, dass der König seinen letzten Gang ging. Auf prächtiger Bahre gebettet wurde er von den Paunders (Leute der Kaste der Palankinträger) hinausgetragen zu dem aus Mango-, Ceder- und Sandelholz errichteten, von einem blumengeschmückten Baldachin beschatteten Scheiterhaufen. Die üblichen Gebetssprüche (Mantras) wurden von den Brahmanen gesprochen und die nächsten Verwandten zündeten, nachdem sie Reiskörner und Goldstücke in den Mund genommen und Töpfe mit Wasser zerbrochen hatten, mit abgewendetem Gesicht den Scheiterhaufen an, aber erst am fünften Tage wurde die Asche gesammelt und das geschmolzene Gold an die Priester, den Tempel, die Palankinträger und die Klageweiber vertheilt; die Brahmanen erhielten ausserdem noch besondere Geldspenden. Von der Asche aber wurde nur die Hälfte in dem beschriebenen Hofe begraben, der Rest wurde von einem Brahmanen nach Benares gebracht und dort der Mutter Ganga übergeben. Der Brahmane hielt sich mit den 2000 Rupien, die er für seine Bemühungen auf dieser Reise erhielt, für nicht zu reichlich bezahlt, galt er doch in den Augen seiner Kastengenossen für herabgewürdigt, weil er einem Sudra einen Dienst geleistet hatte. Am 12. Tage nach dem Tode wurde der Palast und seine Bewohner mit heiligem Wasser und Gebeten von der Verunreinigung durch die

Digitized by Google

Leiche gereinigt, und erst dann konnte der Nachfolger die Regierung antreten; da aber die Trauer um einen Verstorbenen ihn in allen seinen Handlungen eingeschränkt hätte, übernahm der neue Thronfolger für ein ganzes Jahr die Repräsentation der Trauer für den regierenden Maharadscha.

Trotz der Reinigung wird die Residenz des Verstorbenen doch eine oder zwei Generationen lang nicht wieder bewohnt; es wäre doch trotz aller Vorsicht möglich, dass der Geist des Verstorbenen noch in ihr spukte. Der neue Maharadscha bezieht regelmässig einen neuen Palast. Nach dem Glauben der Hindus irrt die Seele nach dem Tode körperlos, unstät, unrein in der Nähe der Sterbestelle umher; sie kann erst Ruhe finden, wenn die üblichen Srāddhas, die Todtenfeiern, bei denen Pindas, d. h. Reisbälle und heiliges Wasser dargebracht werden, richtig vollzogen worden sind. Durch diese Nahrung erhält die abgeschiedene Seele einen zweiten, feineren Körper, und erst dann findet sie Ruhe und wird ein göttlich zu verehrender Pitri (Ahne, Vorfahr). Es ist selbstverständlich, dass bei dem ganzen umständlichen Ceremoniell vom Sterben bis zu den Srāddhas Nichts geschieht, wobei die Brahmanen nicht reichliche Geschenke erhielten; ja, da die Srāddhas alljährlich wiederholt werden, so lange die Erinnerung an die Hingeschiedenen fortlebt, setzen die verstorbenen Maharadschas auch noch ihre spätesten Nachfolger zu Gunsten der privilegirten Kaste in Contribution: alljährlich an bestimmten Tagen werden in Palpanabhapuram und in Sutschindram viele Hunderte von Brahmanen besonders gut gefüttert zum Andenken an frühere, längst verstorbene Könige. Aber all das kann keinen der heiligen Herren bestimmen, das Grab des Sudra zu besuchen und hier pietätsvoll des dahingeschiedenen Herrschers zu gedenken: der Pflicht gegen diesen ist genügt, wenn sie seine Wohlthaten in Empfang genommen haben.

19. Die protestantischen Missionen haben das Arbeitsgebiet des südwestlichen Indiens so unter sich vertheilt, dass der Baseler Gesellschaft die britischen Provinzen Kanara und Malabar, der Church Missionary Society Kotschin und Nord-Travankor, der London Missionary Society Süd-Travankor zugefallen ist. Die protestantische Mission begann ihre dortige Thätigkeit 1806, als der Missionär Joh. Tob. Ringeltaube, ein geborener Schlesier, von Trankebar nach dem Süden von Travankor übersiedelte. Trotz des mehr als tausendjährigen Bestehens syrischer Christengemeinden, trotz des weiten Vorsprungs der römisch-katholischen Mission, trotz des heftigen Widerstandes der Regierung und der höheren Kasten, von denen die Sudras in offener Feindseligkeit, die Brahmanen mehr versteckt gegen die Missionsbestrebungen vorgingen, hat der Protestantismus in diesem Erdenwinkel doch grosse Erfolge gehabt. Zwischen Kweilon und der Südspitze des Landes hat jetzt die Londoner Mission in 260 Gemeinden mehr als 4500 Bekenner. Englische Geistliche haben die Leitung und die Oberaufsicht des ganzen Missionswesens, sie stehen der Seelsorge, dem Unterricht, der Ausbildung der einheimischen Geistlichen und Katecheten, dem Krankenwesen vor. Auch die einheimischen Geistlichen üben die Seelsorge in ihrem ganzen Umfange und die Katecheten haben fast alle Funktionen von Dorfgeistlichen: sie predigen in den Kirchen, üben die häusliche Seelsorge aus, halten Lehr- und Lesestunden ab, behandeln und pflegen die Kranken; auch Eheschliessungen gehören zu ihrer Wirksamkeit, nur die Austheilung des h. Abendmahls ist den eigentlichen Geistlichen vorbehalten. Seit 1819 werden alle einheimischen Geistlichen und alle Katecheten im Seminar zu Nagerkoil von europäischen Missionären ausgebildet.

Die Mission hat zahlreiche Schulen in's Leben gerufen, in denen über 8000 Knaben und fast 2500 Mädchen, letztere von den Frauen der Geistlichen, Unterricht erhalten. In den Mädchenschulen erstreckt sich der Unterricht nicht bloss auf theo-

Digitized by Google

retische Fächer, sondern es wird auch grosses Gewicht auf Handfertigkeit gelegt: die Spitzenklöppelei, die seit einem halben Jahrhundert im Internat für Mädchen zu Nagerkoil gelehrt wird, ist im ganzen Missionsgebiet zu einer nicht unbedeutenden Industrie erblüht. Wanderpredigten (Tent preaching) haben manchen Heiden dem Christenthum zugeführt, auch die Arbeit der Missionsfrauen in den Zenanas, den Frauengemächern, ist nicht gering anzuschlagen. Die zahlreichen Lesezimmer der Mission bieten Allen, Heiden und Bekehrten, Erbauungs-, Unterrichts- und Unterhaltungs-Lektüre; die Missionspresse in Nagerkoil hat viele Tausende von Traktaten gedruckt und unter das Volk vertheilen lassen; zahlreiche grössere Drucksachen religiösen und belehrenden Inhalts in Tamil und Maläalam gingen aus ihr hervor, auch eine zweisprachige Zeitung (englisch und Tamil) erscheint hier wöchentlich zwei Mal. Schliesslich ist auch die therapeutische Arbeit der Mission als Mittel der Ausbreitung des Christenthums nicht zu unterschätzen. Die englischen Aerzte und Missionäre haben sich hier solches Vertrauen erworben, dass Tausende von Kranken zu den Dispensaries (Polikliniken) strömen und dass im Hospital von Neyur Mitglieder der verschiedensten Kasten, der niedrigsten wie der höchsten, Hilfe empfangend Bett an Bett nebeneinander liegen. In Neyur wurde auch schon 1864 eine medicinische Schule für die Ausbildung von Apothekern (Aerzten zweiter Klasse) errichtet, und Zweig-Polikliniken bestehen in Agastiswaram, in Santhapuram und in Attur.

20. Man kann den Apparat kaum eine Drehbank nennen, denn von einem erhöhten Gestell, der Bank in unserem Sinne, war keine Rede: die beiden Spindeldocken waren einfach in die Erde gerammte Pfähle, von denen der eine in einem Loch den Axendorn der Spindel in sich aufnahm, während der andere einen Ausschnitt von der Form der Gelenkfläche der Ulna am Ellenbogen trug, in dem sich die Spindel nahe an ihrem freien Ende drehte. Hinter beiden Pfosten lag querüber eine Leiste, gegen die der platt auf dem Boden sitzende Gehilfe seine breit auseinander gespreizten Beine stemmte, während seine beiden Hände abwechselnd den Stabgriff der Schnur anzogen, die in fünf Schraubengängen in eine in die Spindel eingelassene Rinne eingelegt war. Auf der anderen Seite der Spindel stand eine niedrige, schmale Bank, die nur an einem Ende zwei kurze Stützen hatte, so dass das Brett sich nach dem anderen Ende zum Boden hinabsenkte. Hinter ihr kauerte der Drechsler und die Bank diente dem linken Arm und der Hand, die dem Drehstahle nahe an seiner Schneide Führung gab, als Stütze; die Rechte bewegte den Drehstahlgriff um diesen Stützpunkt der linken Hand. Das Arbeitsstück war an das über die Docke vorstehende, zapfenartige Ende der Spindel fest aufgesetzt. Da die Drehung der Spindel nicht continuirlich, sondern in alternirender Richtung geschah, fasste der Drehstahl natürlich nur, wenn das Arbeitsstück sich nach der Schneide zu bewegte. Das Färben wurde durch Andrücken von Lackstückchen auf das Arbeitsstück hergestellt, wobei durch die Reibungswärme eine kleine Portion der Lackfarbe abschmolz und sich auf das Holzbüchschen festsetzte.

Bei einem anderen Drechsler diente das Pfeifenrohr, das er bearbeitete, selbst als Spindel, und er brauchte keinen Gehilfen. Eingespannt zwischen zwei in den Boden gerammte Docken, wurde das Rohr durch einen mit der rechten Hand geführten Bogen in hin- und herdrehende Bewegung versetzt; die Linke hatte den Griff des Drehstahls gefasst, während die Spitze des letzteren durch beide Füsse ihre genaue Führung erhielt; sie schoben den zwischen den Ballen eingeklemmten Stahl langsam am Rohr vorwärts.

21. Im mittleren Indien sah ich später eine andere Form der Töpferscheibe: es war ein Kranz aus schwerem, hartem Holz und in demselben war mit vier speichen-

Digitized by Google

artigen Armen in der Mitte die eigentliche flache Scheibe für den Thon festgehalten. An der Unterseite war im Centrum der letzteren eine flach-näpfchenförmige Vertiefung eingelassen, die beim Gebrauch auf den fest in die Erde eingepflanzten kurzen, spitzen, stählernen Dorn aufgesetzt wurde. Ein einziger Arbeiter genügte zur Bedienung der Scheibe: er setzte in eine kleine, schüsselförmige Vertiefung auf der Oberseite des Radkranzes das untere Ende eines Stabes ein, dessen oberes Ende von der einen Hand festgehalten wurde, während die andere das untere Ende und somit die Scheibe in immer schnellere kreisförmige Bewegung versetzte. Wenn dann die Scheibe äusserst schnell rotirte, setzte der Mann den Stab zur Seite, kauerte sich neben seiner Maschine nieder und formte auf der kleinen, runden Scheibe des Mittelstückes seinen Thonklumpen. Die Durchbrechung der Drehscheibe und die möglichste Verlegung der Masse auf die Peripherie des Rades gaben diesem einen solchen Schwung, dass die Drehung ganz energisch so lange anhielt, bis der Mann sein Thongefäss in aller Gemächlichkeit fertig geformt hatte.

22. Im Hintergrunde der Schmiede war durch eine niedrige Backsteinmauer ein Behälter für die Holzkohle abgegrenzt, in der Mitte des übrigen Raumes stand das Schmiedefeuer. Eine halbkreisförmige Lehmwand von 10 cm Dicke war am Boden in ihrem Mittelpunkte durch eine breit-ovale Oeffnung durchbohrt; hinter ihr war das Gebläse, vor ihr das Feuer. Das erstere bestand aus zwei stark geflickten Ledersäcken, die den Reisesäcken früherer Zeit ähnlich an ihrem oberen Ende einen von zwei Bambusstäbchen eingefassten Schlitz hatten, nach unten aber eine kleine Oeffnung, in die ein Stück Bambusrohr eingebunden war. Ein auf dem schräg aufsteigenden Boden ausgestreckt liegender Junge handhabte die Bälge mit grosser Schnelligkeit, indem er beim Aufziehen den Schlitz mit der Hand weit öffnete, beim Niederdrücken ihn ventilartig zusammenpresste, und so, immer mit den beiden Bälgen abwechselnd, einen ununterbrochenen Luftstrom durch die beiden in der Lehmwandöffnung liegenden Bambusdüsen in die schwach vertiefte Feuergrube blies. Nahe vor dem Feuer steckte der Ambos im Boden, einem vergrösserten kurzen Nagel mit breitem Kopf vergleichbar. Der Schmied kauerte zur Seite des Amboses, so dass er, ohne sich sehr zu bemühen, das glühende Eisen aus dem Feuer nehmen und sofort auf dem Ambos mit den Hämmern bearbeiten konnte. Die Köpfe der letzteren waren für die Aufnahme des Stieles hoch über ihrem Schwerpunkt durchlocht.

23. Der Tempel der Bhadra Kali zu Agastiswaram ist von einer länglich-rechteckigen Mauer (30:20 Schritt) umgeben; vor der östlichen Wand derselben steht eine oben offene Pfeilerhalle, in der sich bei Tempelfesten die Musikanten aufstellen und in der bei den Processionen auch das Bild der Göttin hingesetzt wird. Dieser Halle gegenüber führt ein mässig breites Thor, dessen hölzerne Flügel mit geschnitzten Rosetten verziert sind, in's Innere des Hofes. Zu beiden Seiten der Thüre steht je eine der in Südindien so häufigen Obelisk-Pyramiden. Sie sind brusthoch, am oberen Ende roth bemalt und auf ihrer Vorderwand mit einer roh ausgeführten Relief-Figur verziert. In diesen Steinobelisken wird Tschudelä Maden, der Kirchhofs-Dämon (Tschudala Begräbnissstätte, Maden kuhähnlich, d. h. göttlich. Gott) verehrt. Er wohnt auf Friedhöfen oder Verbrennungsplätzen; wenn er sich einem Sterblichen zeigt, so erscheint er ihm tanzend in einer Flamme, bekleidet mit Turban und kurzen Hosen und geschmückt mit Armbändern. In der Hand trägt er den Dreizack, Bogen, Speer und eine grosse rothe Keule. Ihm wurden ursprünglich auch Menschen, jetzt nur noch Thiere geopfert.

Im Inneren des Hofes steht vor dem Tempel ein 1,20 m hoher Steinpfeiler, in dessen oberer, horizontal abschneidender Fläche eine viereckige Vertiefung für Oel

Digitized by Google

eingehauen ist; er dient bei festlichen Gelegenheiten als Lampe. Das Tempelhaus ist viereckig, seine nach Osten schauende Thüre verschlossen. In der Südwestecke des Hofes stand früher noch ein zweites Gebäude für andere Dämonen; jetzt liegt es in Trümmern.

Der zweite, in einem Tamarindenhain, abseits von den Wohnungen der Menschen, gelegene Tempel ist das Haus der Muttar Ammen, d. h. der »Göttin der Perlen«. Aber nicht der glänzenden Kugeln, die in den Muscheln auf dem Meeresgrunde wachsen, sondern der Perlen, mit denen die Göttin Den überstreut, von dem sie Besitz ergriffen hat. Sie ist die furchtbare Göttin der Pocken, die verheerend das Land durchzieht. Unaufhörlich bringen ihr, wenn die Krankheit an einem Orte herrscht, die Gläubigen blutige Opfer dar und die Kranken weisen jeden ärztlichen Beistand zurück. Es wäre höchster Frevel, gegen die Göttin etwas zu unternehmen, die während der Krankheit im Körper des Befallenen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat. Aus gleichem Grunde werden auch die an den Pocken Gestorbenen nicht verbrannt, sondern begraben.

Auch in diesem Tempel beginnt die Reihe der heiligen Bauten mit einem dem Schudelä Maden geweihten, roth und weiss angestrichenen Steinobelisk, dann folgt ein breit-viereckiger Bau von 12 etwas unregelmässig gestellten Steinpfeilern ohne Dach. Das Ding heisst Nilleï Tär. »der stehende Wagen«. Der Sand in den Strassen des Dorfes ist so tief, dass es unmöglich wäre, den Tempelwagen mit den Götterbildern fortzubringen, und man begnügt sich daher damit, bei den grossen Tempelfesten auf dem Unterbau jener Steinpfeiler ein tempelwagen-ähnliches Gerüst aufzubauen, auf dem das Götterbild nur kurze Zeit aufgestellt wird, um dann auf den Schultern im Dorfe umhergetragen zu werden. Der eigentliche Tempel ist grösser, als der der Bhadra Kali. Man durchschreitet das Thor in der Ostwand der weiss und roth gestreiften, länglich-viereckigen Umfassungsmauer und betritt zunächst wieder eine auf Holzsäulen ruhende grössere überdachte Halle, die bei den Festen als Versammlungsort der Tempeldiener, Musikanten und Honoratioren dient, jetzt aber als Aufbewahrungsort für das fast lebensgrosse Holzpferd, auf dessen breitem Sattel das Ammen-Bild bei den Processionen umhergetragen wird. Es ist bunt angestrichen und im Stil der Caroussel-Pferde gearbeitet. In den beiden östlichen Ecken des Tempelhofes stehen wieder zwei niedrige, massive Beleuchtungsthürmchen mit Nischen für hineinzusetzende Lämpchen.

Der Längsaxe der Tempelanlage folgend kommt man nach wenigen Schritten zur eigentlichen Vorhalle des Tempels, einem T-förmigen, mit Palmenmattendach gegen Sonne und Regen geschützten Raum, dessen Rückwand vom eigentlichen Hause der Göttin gebildet wird. Auch dies ist verschlossen, aber man kann schon an seiner äusseren Form einen vorderen niedrigen und einen hinteren höheren Raum, das Allerheiligste mit dem Bilde der Göttin, unterscheiden. Die vordere Abtheilung ist mit einem Firstdach, die höhere Cella mit einem ziemlich flachen, massiv-schweren, nach allen vier Seiten gleichmässig abfallenden Steindach gedeckt.

Südlich schliesst sich an den Haupttempel noch ein kleineres, der nahe verwandten Mari Ammen, der Göttin der Masern, des Scharlachs etc. geweihtes Gotteshaus an, gleichfalls aus Vorhalle und zwei inneren Räumen bestehend. Den nordwestlichen Winkel des Tempelhofes füllt ein viereckiges, verschlossenes Steingebäude aus, ein Vorrathshaus, in dem ausser anderem Geräth ein bei Processionen gebrauchter hölzerner Löwe und Hirsch aufbewahrt wird.

Wenn Muttar Ammen und Mari Ammen die Göttinnen verheerender Epidemien sind, so hat es Isekki speciell auf die Frauen und auf das keimende Leben abgesehen.

Digitized by Google

Eine gemeinsame Umfassungsmauer umschliesst ihren Tempel und den der schützenden Götter der Fluren, der Grammadewatas; letzterer hat nach dem Grössten dieser Gottheiten den Namen Schasta Kowil erhalten. Diese ganze, gleichfalls ausserhalb des Dorfes stehende Tempelgruppe ist sehr unregelmässig angelegt: innerhalb der Tempelmauer tritt eine dunkle Gneissfelsmasse zu Tage, an die sich das Tempelchen der Isekki anlehnt; man erblickt durch die offene Thüre mehrere grell bemalte, über halblebensgrosse Thonfiguren, Bilder der Göttin und ihr nahestehender Geister. Nicht weit davon steht der zweite kleine Tempel, der dem Schasta geweiht ist. So heisst hier im äussersten Süden Indiens der die Fluren schützende Gott Ayenar, der Sohn Siwa's. Im Freien, ausserhalb des Tempels, steht eine grosse Thongruppe: der Gott, auf einem grünen Pferde reitend, an seinem Sattel ein Kopf, zu dem der Rumpf abgebrochen ist, der Rest eines den Gott der Dämonen begleitenden Dieners; zu Füssen der Reitergruppe vier kleine Hunde und ein Elefant aus Stein, alle roh gearbeitet und stark mit Butter oder Oel überschmiert.

Innerhalb der gemeinsamen Mauer erhebt sich noch ein drittes Tempelchen: es ist das Haus der Ellammen, gleichfalls einer schützenden Flurgöttin, die besondere Gewalt über giftige Schlangen hat; zwischen den Felsen stehen dann noch ein paar zerbrochene, eingefettete Steinfiguren. Ausserhalb der Tempelmauer, einen rechteckigen Raum umgrenzend, ist schliesslich noch eine grosse Anzahl Terracottafiguren aufgestellt, die Körper steif, als ob sie einen Panzer anhätten, männliche und weibliche Gestalten, die letzteren öfters mit Kindern auf dem Arme (Weihgeschenke für die Göttin Isekki); alle sind stark zerbrochen und bei den meisten fehlen die Köpfe. Die Vorderseiten und Gesichter dieser Thonfiguren sind sämmtlich der Innenseite des durch sie umgrenzten Raumes (den Tempeln) zugewendet. Es sind Ex-voto-Gaben, die, so lange sie neu und unzerbrochen sind, im Tempel selbst, später ausserhalb der Mauer desselben ihren Platz finden.

Der vierte von mir besuchte Tempel, der des Pillâar, war der regelmässigste von allen. In der Mitte des rechteckigen Hofes, den eine roth und weiss getünchte Mauer umschloss, erhob sich der Tempel mit Säulenhalle, zu der zwei Steinstufen hinaufführten. Vor dem Gotteshaus stand die steinerne Lampe mit Oelbehälter wie bei dem Bhadra-Kali-Tempel, im Südostwinkel des Tempelhofes ein viereckiges leeres Häuschen mit westlich gelegenem breitem Eingang.

Die Feier des grossen Festes der Göttin Muttar Ammen mag als typisch für die Feste der anderen Götter Agastiswaram's gelten. Sie bestehen wesentlich aus Processionen, bei denen das Götterbild, da der tiefe Sand das Umherfahren eines Tempelwagens nicht ermöglicht, auf irgend ein hölzernes Thier gesetzt und auf den Schultern der Theilnehmer umhergetragen wird.

In den ersten sieben Tagen beschränkt sich bei dem Fest der Muttar Ammen die Procession auf den Umzug um den Tempel, bei dem die Göttin auf einem der Thiere des Tempels, einem Löwen, Hirsch etc., reitet. Am Abend belustigt sich während des ganzen Festes das Volk mit Musik und Tanz, der bis spät in die Nacht hinein dauert. Am achten Tage findet die erste grössere Procession statt. Auf hohem Pferde, das zu tragen ein besonders verdienstliches Werk ist, reitet die Göttin durch das ganze Dorf. Nachdem dann am neunten Festtage nur ein kleiner Umzug um den Tempel gemacht worden ist, folgt am zehnten die Hauptprocession. Schon die Nacht vom neunten zum zehnten hat die Göttin auf dem Löwen sitzend zugebracht. Dann beginnt der Aufzug mit einem Umreiten des Tempels, dem der feierliche Umzug durch das Dorf folgt. Alles was Beine hat, folgt dem Götterbild; unmittelbar um dasselbe gruppiren sich Weiber, die im letzten Jahre der Göttin besondere Gelübde

Digitized by Google

gethan haben; sie tragen aus Reismehl geformte und mit Schmalz gespeiste Lampen in der Hand. Dann folgen Fanatiker, die sich die Haut mit spitzen Bambusstöckchen durchbohren und an diesen mit angebundenen Schnuren von ihren Kameraden ziehen lassen, zum Schluss kommt der lange Zug der grossen Menge. Zahlreiche Fackeln, die auf hohen Stangen getragen werden, erhellen mit ihren sternförmig angeordneten, in verschiedenen Farben leuchtenden Flammen den Weg. Vor den Häusern werden von den Besitzern derselben Gaben für die Göttin an den Priester übergeben, je nach dem Vermögen der Leute Bananen, Kokosfrüchte, Betel, Weihrauch, oder auch Geld; die Priester theilen dafür heilige Asche, Blumenguirlanden und angenehme Versprechungen aus. Zum Schluss der Procession wird auf hohem Gestell ein Feuerwerk von Raketen, Feuerrädern, Leuchtkugeln, Kanonenschlägen etc. abgebrannt. Am Mittag des elften Tages endet das Fest mit der Schluss-Procession. Die Göttin reitet diesmal auf einer Holzfigur, die ein stolz dreinblickendes Weib darstellt; längs des Weges sind hier und dort vor den Häusern Töpfe mit einer Abkochung von Kurkuma aufgestellt, bestimmt für die Priester, die sich die gelbe Farbe über die Köpfe giessen. Sie geberden sich an diesem Tage wie von der Gottheit besessen und offenbaren deren Gedanken und Wünsche dem Volke. Der Umzug und das ganze Fest endet mit Abschlachtung von 2 bis 3 Ziegen, deren gekochtes Fleisch nebst Reis auf dem Altar der Göttin niedergelegt und hinterher von den Priestern gegessen wird.

24. Ausser Cap Komorin noch Ramissaram, Kandschiwaram, Dschagannath, Allahabad, Benares, Mathura.

25. »Der darauf [auf den Ort Balita] folgende Ort heisst Komarei, und hier ist das Vorgebirge Komarei und ein Hafen, nach dem die, welche den Wunsch haben, dass sie für ihre künftige Lebenszeit heilig sind, gehen, sich abwaschen und als Wittwer dort bleiben; dasselbe thun auch die Frauen. Denn man erzählt, dass die Göttin Komari einige Zeit dort verweilt und sich badet.« Fabricius, der Periplus des erythräischen Meeres (1883) S. 101 f.

26. Mateer, Land of charity S. 179.

27. An der neuen Strasse, die vom Rasthaus zum Zellengefängniss hinaufführt, lässt sich die Umwandlung des Urgesteins in Laterit sehr gut beobachten. Der letztere wird dort in einem Steinbruch bis auf den festen Gneiss hinab abgebaut. Man haut zuerst mit beilähnlichen Hacken Längsschnitte ein in einem Abstand, der der Höhe der fertigen Steine entspricht. Dann werden rechtwinkelig darauf in etwas weiterer Entfernung von einander (Länge des Steines) andere Parallelschnitte eingehauen, und die so entstandenen parallelepipedischen Säulen brauchen nur noch durch möglichst horizontal geführte Einschnitte vom Untergrund gelöst zu werden (Breite des Steines). Der Laterit lässt sich in bergfeuchtem Zustand sehr leicht behauen, er erhärtet aber bald an der Luft und giebt dann ein gutes Baumaterial ab. Da diese Eigenschaft des Gesteins nur an besonderen günstigen Stellen vorkommt, ist seine Gewinnung nur auf bestimmte Steinbrüche concentrirt.

28. Die Figuren sind so hergestellt, dass auf der Peripherie eines grossen Kreises in regelmässigen Abständen sechs gleichgrosse Kreise aufgezeichnet werden, so dass sich die Umfänge der letzteren im Mittelpunkt des ersteren schneiden oder berühren. Die durch Kreuzung der Kreislinien gebildeten 18 Bogendreiecke und sechs lanzettförmigen Figuren sind in verschiedenster Farbenanordnung schwarz, roth, gelb und weiss bemalt.

Nur wenige von diesen Garten- oder Hofmauern sind aus gebrannten Ziegeln gebaut und oben mit Granitplatten bedeckt, öfter sind sie aus Lateritsteinen, am

Digitized by Google

häufigsten bloss aus bröckeligem, quarzhaltigem Lehm hergestellt, der mit einem breiten, waschbläuelähnlichen hölzernen Schlegel fest zusammengeklopft wird. Gegen den Regen sind diese aus weichem Material errichteten Mauern durch Palmenmatten geschützt, die aber nicht einfach aufgelegt, sondern an stachelartig am oberen Rande der Mauer aufgesetzten spitzen Bambusstäben festgebunden werden. Ein Ueberklettern der Mauern wird dadurch wirksam erschwert.

29. Die grösseren Wohnungsanlagen, das Widu der Nairs, setzen sich aus mehreren, gewöhnlich drei, öfters auch vier Einzelhäusern zusammen, die den für das Trocknen des Getreides und der Früchte, sowie für allerlei Arbeit bestimmten, mit einem Gemisch von Kuhdung und Kohle geglätteten Hofraum umschliessen. Das Haupthaus ist das Arapura, d. h. das »Westhaus«; es enthält ausser den Wohn- und Schlafräumen eine schattige, nach Osten der aufgehenden Sonne zugewandte Veranda und die Räume, in denen werthvollere Gegenstände aufbewahrt werden. An der Südseite des Hofes steht ein kleineres Gebäude, das Tekkathu, das in reicheren Wohnungsanlagen eine Art Kapelle mit dem Bilde des Schutzgottes des Hauses und mit einem Vorraum für den Besuch von Brahmanen und sonstigen geehrten Gästen enthält. Dies Haus wird besonders sauber und rein gehalten; kein Hausbewohner betritt es, ohne vorher ein Bad in kaltem Wasser genommen zu haben. Häufig steht an dieser Wand des Hofes auch noch der Schuppen für das Vieh. Das Nordhaus Wadakathu enthält die Küche, die in der Regel an einen im Hofe stehenden Ziehbrunnen anstösst. An der Ostseite endlich, neben dem Hauptthor des Hofes, erhebt sich das für die Vorräthe von Früchten und Lebensmitteln, sowie für den Empfang von Besuchern bestimmte »Osthaus«, das Kilakathu. Im Wesentlichen ist dies seit alten Zeiten der Grundplan aller grösseren Wohnungen der wohlhabenden Nairs (und auch der reicheren Brahmanen). Schon der grosse arabische Fusswanderer Ibn Batuta (14. Jahrhundert) erzählt von der Malabarküste: »Jedermann hat hier einen Garten und sein Haus steht in der Mitte desselben und ringsum das Ganze ist ein Zaun, bis zu dem das Land des Besitzers reicht«.

30. Erst seit wenigen Jahren sind Prägemaschinen von England eingeführt, bis dahin behalf man sich mit einem ausserordentlich primitiven Verfahren. Wenn der nöthige Vorrath von amerikanischen Dollars oder indischen Rupien für die Silbermünzen, oder von Kupferplatten für das Kupfergeld, angeschafft war, wurde das Metall zunächst granulirt, indem man es in geschmolzenem Zustande über feine feuchte Reiser in Wasser goss. Dann wurden mühsam und sorgfältig die einzelnen Portiönchen von Metallsand für die einzelnen Münzsorten abgewogen, für den Silbertschukram etwa 35 mg, für den Kupferkasu cash ein wenig mehr. Diese Häufchen wurden im Schmelzofen auf grossen Thonplatten, die Tausende kleiner, rundlicher, schüsselförmiger Vertiefungen für die einzelnen Häufchen hatten, zu Körnern zusammengeschmolzen. Zum Ausprägen dieser Körner wurden zwei Stempel benutzt, von denen der eine als Ambos in einen steinernen Ständer eingelassen war, während der andere mit einem Griff über dem auf dem unteren Stempel aufgelegten Korn festgehalten wurde. Ein zweiter Arbeiter führte durch einen Hammerschlag auf dem oberen Stempel die Prägung beider Seiten der Münze aus, die danach in einem Bad aus verdünnter Tamarinden-Pulpa blank geätzt wurde. Zwei Männer waren, wie es heisst, im Stande, täglich 20000 dieser kleinsten Silberstückchen zu prägen, von denen 57 Stück den Werth von 2 Rupien (nach damaligem Kurs 3 Mark) besassen. Da 16 Kupfercash erst den Werth eines Tschukrams haben, entspricht die einzelne Kupfermünze des Cash nur dem Werth von $^1/_3$ Pfennig.

So winzig auch diese kleinen Münzen und so gering ihr Werth ist, so sind sie

Digitized by Google

doch in einem Lande, in dem die Arbeit und alle Bedürfnisse des Volkes so billig sind, ganz geeignetes Geld. Für das kleinste Geldstück kann man sich einen ganzen Haufen Getreide oder Früchte kaufen und auf den Märkten sieht man oft die Käufer lange und hartnäckig um ein einzelnes Kupferkasu handeln. Für das Auszählen grösserer Beträge sind natürlich so kleine Münzen unbequem, aber die Tschukram-Bretter ermöglichen es, auch grosse Summen leicht und korrekt zu zählen. Es sind viereckige Holztafeln mit etwas erhöhtem Rand; auf der Fläche sind in regelmässigen Reihen je nach der Grösse des Brettes 50, 100, 200 oder mehr flache Vertiefungen eingebohrt, jede gerade gross genug, dass ein Tschukram bequem darin Platz findet. Man braucht nur einen Haufen dieser Silbermünzen darüber auszubreiten, um rasch alle Löcher zu füllen und so mit einem Schlage 50, 100 oder mehr Münzen genau abzuzählen.

31. Die an der Malabar- und der Koromandelküste viel gebrauchten Katamarans (Kettu-maram, zusammengebundener Baum) sind Holzflösse aus vier mit Kokosbast zusammengebundenen Stämmen des indischen Korallenbaumes (Erythrina indica). Das Holz ist korkähnlich leicht, so dass das Floss, auch wenn es unter mächtigen Wellen begraben ist, doch immer wieder schnell nach oben kommt. Die Balken sind mit ovalem Querschnitt gearbeitet und die beiden inneren liegen breit-, die äusseren hochgestellt; an den Enden sind sie etwas zugespitzt. Auf diesen primitiven Fahrzeugen trotzen die fast nackten Fischer selbst der gewaltigen Brandung des SW.-Monsuns und sie wagen sich mit einem einfachen Bambusstangenruder oder mit einem armseligen Segel weit hinaus auf das stürmische Meer.

32. Unter Broun wurde noch ein zweites Observatorium auf dem 1876 m hohen Agastya angelegt, und die auf diesem Punkte, sowie in Triwandram gewonnenen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen haben beide Anstalten berühmt gemacht.

33. Die Herrscher von Trawankor stehen in der Rangordnung der Kasten nicht auf der höchsten Stufe, der der Brahmanen, sondern sie werden erst in das zweite Niveau eingereiht. Es gehören dazu mehrere kleine Gruppen, die ihre Herkunft von der altindischen Kaste der Kschatrias ableiten, aber diese Abstammung ist nicht minder falsch, als die der Malabar-Brahmanen von den Brahmanen in Manu's Zeiten. Ueberall in Indien suchen anspruchsvolle Kasten ihre Prätensionen durch einen angeblichen Zusammenhang mit den Urkasten, durch Fälschungen alter Bücher, durch neu erfundene Legenden etc. zu begründen. Jedenfalls stehen alle kleinen Abtheilungen der sog. Kschatria-Kasten auf der Malabarküste in ihren socialen Verhältnissen und Einrichtungen der Gruppe der Sudra-Kasten, besonders der Nairs, so nahe, dass kaum ein Zweifel bestehen kann, dass sie aus diesen hervorgegangen sind. Vor Allem zeigt dies die völlige Uebereinstimmung der Anschauungen über Verwandtschaft und der damit in Zusammenhang stehenden Ehe- und Vererbungs-Sitten, das Marumakkatayam, wörtlich Schwester-Sohnes-Erbfolge (marumakkal, der Neffe). Alle diese Kasten stehen ganz auf dem Boden des Matriarchats: bei ihnen ist, wie bei so vielen amerikanischen und malayischen Stämmen, die Frau die Herrin der Familie, Verwandtschaft und Vererbung werden nur durch weibliche Descendenz bestimmt. Nicht der Vater gilt mit seinen Kindern blutsverwandt, sondern nur die Mutter; jener hat daher auch keinen Antheil am Vermögen seines Weibes und seiner Kinder, wie er ihnen auch nichts vererben kann. Seine nächsten Verwandten sind seine Geschwister und die Kinder seiner Schwestern, aber nicht seine Kinder.

Wie sich im alten Rom die Gens, das Geschlecht, zusammensetzt aus allen Nachkommen eines gemeinsamen Vorfahren in ausschliesslich männlicher Descendenz,

Digitized by Google

so gelten hier als verwandtschaftlich zusammengehörig alle Nachkommen einer Stammmutter in ununterbrochener weiblicher Descendenz. Jede Haushaltung, Tarawad, die eine Menge von untereinander verwandten Einzelfamilien in sich aufnimmt, hat ein Vermögen, das allen Mitgliedern gemeinsam gehört und von dem der Einzelne nicht seinen Antheil einfordern, noch über ihn verfügen kann. Nur durch Zustimmung sämmtlicher Mitglieder kann ein Tarawad sich selbst und seinen Besitz theilen. Der Vorsteher des Tarawad ist der älteste mütterliche Oheim oder der älteste Bruder; er hat väterliche Gewalt über die Anderen, die ihm als Familienoberhaupt gehorchen, aber er kann nicht frei über den Familienbesitz schalten. Da die Verwandtschaft und die Vererbung nur in weiblicher Linie fortgeht, gehören wohl die Söhne zum Tarawad ihrer Mutter, die Kinder dieser Söhne aber nicht mehr, sie gehören in Verwandtschaft und Besitz auch wieder nur zu ihrer Mutter.

Die Frau hat also in der Familie die bevorzugte Stellung, und das zeigt sich auch darin, dass sie nicht vom Manne gewählt wird, sondern dass sie es ist, die sich den Vater für ihre Kinder wählt. Eine Ehe in unserem Sinne besteht nicht, es ist nur eine Vereinigung zum Zwecke der Kindererzeugung, in vielen Fällen auch ein Zusammenleben im Hause, das aber jeden Augenblick aufgelöst und durch ein neues, ähnliches Verhältniss ersetzt werden kann. Jedes Nair-Mädchen macht schon als unreifes Kind eine Ceremonie durch, die Verheirathung genannt wird, aber alles Andere eher ist, als eine solche; sie zieht gar keine ehelichen Rechte oder Pflichten zwischen den Verheiratheten nach sich. Das Mädchen darf, wenn es nicht allgemeiner Missachtung anheimfallen soll, nicht älter sein als 11 Jahre, wenn diese Ceremonie des »Tali-Umbindens« vorgenommen wird. Irgend ein Verwandter, oder ein Brahmane, der für diese Erniedrigung mit Geld bezahlt wird und sich sofort nach der Ceremonie der Hochzeit von dieser Befleckung religiös desinficiren muss, bindet als Bräutigam dem Mädchen in feierlicher Gegenwart der Verwandten desselben das Tali, ein kleines Stückchen Goldschmuck, um den Hals. Das Mädchen steigt dadurch zum Rang einer verheiratheten Frau auf; sie kann später, wenn sie die Reife erlangt hat, ganz nach ihrem Belieben einen Concubinen wählen, oder auch ihn entlassen und einen neuen annehmen. Stirbt er, so wird sie dadurch nicht Wittwe, sondern sie kann sich sogleich einen anderen Mann nehmen. Natürlich tritt der Mann gar nicht in die Familie ein, er hat der Frau oder seinen Kindern gegenüber gar kein Gattenrecht oder väterliche Gewalt. Nie zieht die Frau zum Manne, sondern dieser, wenn er überhaupt ständig mit ihr zusammenwohnt, in den Haushalt der Familie der Frau, oder in ein eigenes Haus, wenn ihr das Tarawad ein solches übergiebt. Bei dem Eingehen solcher Verbindungen wird eine Ceremonie vorgenommen, die das »Tuchgeben« heisst, weil das Ueberreichen eines Stückes mehr oder weniger werthvollen Tuches der Hauptakt dabei ist. Ein Nair-Mädchen lässt dem Manne ihrer Wahl sagen, dass sie gern von ihm Tuch empfangen möchte, die Ueberreichung geschieht in Gegenwart der Verwandten des Mädchens und damit ist die Verbindung Beider öffentlich anerkannt.

Den Umstand, dass der Mann einer Nair-Frau nichts von seinem Vermögen an Frau und Kinder abgiebt, haben sich die Brahmanen, und speciell die hochmüthigste ihrer Unterkasten, die Namburi-Brahmanen, zu Nutze gemacht. Bei ihnen gilt ein vollständig anderes Familienrecht, das Makkatayam, die Kinder-Erbfolge. Verwandtschaft und Vermögen folgen bei ihnen ausschliesslich der männlichen Descendenz. Alle Namburi-Familien — und es giebt deren nicht sehr viele — haben grossen Grundbesitz und erhalten sich denselben ungeschmälert durch die Bestimmung, dass immer nur der älteste Sohn einer Familie heirathen kann, und zwar unter Umständen,

Digitized by Google

namentlich wenn seine erste Ehe kinderlos bleibt, auch mehrere Frauen. Die jüngeren erhalten von ihrem Vater oder älteren Bruder, dem Haupt der Familie, Karanawan, wohl reichlichen Unterhalt, dürfen selbst aber keine Brahmanin heirathen. Um sie in dieser Hinsicht schadlos zu halten, drückt man ein Auge zu, wenn sie mit Nair-Weibern Verbindungen eingehen. Für diese ist es eine grosse Ehre, wenn ein Brahmane Vater ihrer Kinder wird, und die Brahmanen haben dabei den Vortheil, dass in diesem Falle der Vater nichts vom Vermögen seiner eigenen Familie an Frau und Kinder abzugeben hat. Durch diese Art von Symbiose bleibt die Zahl der Namburi-Familien beschränkt und ihr Vermögen zerspaltet sich nicht, während doch auch die jüngeren Brahmanensöhne nicht auf eheliche Freuden zu verzichten brauchen. Von Brahmanentöchtern kann sich natürlich nur ein kleiner Theil verheirathen, aber die ledig Bleibenden sind deshalb auch bei dieser Kaste nicht so verachtet, als die Unverheiratheten bei den Hindus im Allgemeinen; damit ihnen ihr Ledigbleiben aber im jenseitigen Leben nicht zum Nachtheil gereiche, wird ihnen noch nach dem Tode von einem Brahmanen das Tali umgebunden; dem Himmel wird vorgeschwindelt, dass die Verstorbene auf Erden verheirathet gewesen sei, und sie geniesst wenigstens dort den Rang einer Hindu-Gattin.

In den Anschauungen über Verwandtschaft und Vererbung steht die Herrscherfamilie von Trawankor ganz auf demselben Standpunkt, wie die Nairs. Die Gemahlin des Maharadscha muss derselben Kaste (Kschatria) angehören, wie dieser selbst. Mehrere Untergruppen von Kschatrias stehen in Connubium mit dem Fürstenhof von Triwandram, so die Koil Tamburans und die Tirumalpad. Insbesondere sind mehrere kleine Radschas, mediatisirte Fürsten, nahe befreundet und vielfach verschwägert mit der königlichen Familie von Trawankor. Wenn es sich darum handelt, in Triwandram eine Prinzessin zu adoptiren, so werden dafür Töchter des Radschahofes von Mawelikara gewählt, während die Koil Tamburans (wörtlich Herren des Tempels) mit den Prinzessinnen von Trawankor verheirathet werden. Der Maharadscha selbst nimmt sich seine Frau (Ammatschi) beliebig aus der Kschatria-Kaste, aber sie bleibt am Hofe eine Fremde und wird von diesem ganz ignorirt. Beide Gatten haben das Recht, ihre Verbindung aufzulösen, in Wirklichkeit aber ist dieselbe, wie auch fast immer bei den Nairs, eine dauernde. Nur dadurch unterscheidet sich die Ehe des Maharadscha von der eines Nair, dass sich die Frau des letzteren sofort nach der Verabschiedung oder dem Tode des Mannes einen neuen wählen kann, während die Rücksicht auf die Würde des Königs der Ammatschi gebietet, in diesem Falle keine weitere Verbindung einzugehen.

Die aus der Verbindung mit dem Maharadscha hervorgegangenen Kinder folgen ganz der socialen Stellung der Mutter, mit dem Vater sind sie nicht verwandt, für den Hof sind sie Fremde. Natürlich erben sie von dem Vater weder Privatvermögen noch die Krone; wenn er ihrer Mutter oder ihnen selbst Land, Häuser, Geld giebt, so sind das freie Geschenke. Sind Töchter (Tangatschi) aus dieser Verbindung hervorgegangen, so bindet ihnen als Kindern ein Mann aus der Tirumalpad-Kaste das Tali um, und sie haben später volle Freiheit, sich einen Mann aus der Kschatria- oder Brahmanen-Kaste zu wählen. Die Söhne des Maharadscha (Tambi, d. h. jüngere Leute) bleiben als Kinder, so lange ihr Vater lebt, im Palast, später leben sie in den ihnen von ihrem Vater geschenkten Häusern oder auf ihren Gütern als Landbauern etc. Aber weder sie noch ihre Mütter gehören zur Familie ihres Vaters. Diese umfasst nur seine Verwandten in weiblicher Linie, also zunächst seine Brüder und Schwestern, dann die Brüder und Schwestern seiner Mutter, die Kinder seiner Schwestern und mütterlichen Tanten etc. Die Geschwister, sowie Nichten und Neffen

Digitized by Google

des Maharadscha werden als Hoheit angeredet, Brüder und Neffen heissen Prinzen, Schwestern und Nichten Rani (fem. von Radscha). Die nächste Anwartschaft auf den Thron hat der nächstjüngere Bruder des Herrschers, oder der älteste Sohn seiner Schwester, wenn dieser an Jahren älter ist. Der muthmassliche Thronfolger heisst Eliya (jüngerer) Radscha, die anderen Prinzen werden je nach ihrer Nähe zum Thron erster, zweiter etc. Prinz genannt. Stirbt einer aus der Reihe, so rücken die andern hinter ihm um Eins auf, stirbt also der bisherige Eliya Radscha, so erhält der erste Prinz diesen Titel, der zweite wird erster etc. Sind überhaupt keine männlichen Thronerben da, so ergänzt sich die Familie durch Adoption, nicht eines Thronfolgers, sondern einer Prinzessin aus dem Hause Mawelikara, die als Schwester des Maharadscha angenommen wird und deren Söhne dadurch erbberechtigt für den Thron Trawankor's werden. Gegenwärtig sind der Eliya Radscha, der erste und der zweite Prinz die Söhne der jüngeren Schwester, Junior Rani, des Maharadscha.

34. Es sind die vom Geologen W. King der Postpliocänzeit zugerechneten Warkili-Schichten. Rep. Geol. Survey vol. XV S. 87.

35. Wir betraten ein Häuschen des Puläardorfes, dessen Besitzer Herrn Richards von früheren Besuchen her bekannt war. Es war viereckig, sechs Schritte lang, vier breit und die nur 1 m hohen, durch krumme Aeste gehaltenen Seitenwände waren durch Palmenmatten geschlossen. Die First war $2^1/_2$ m hoch und das Grasdach stand nach allen vier Seiten mässig weit über. Die beiden Giebelseiten schauten nach Ost und West; in der ersteren war etwas nach Süden von der Mitte gerückt die $1^1/_2$ m hohe, $^1/_2$ m breite, in Schlingen von Kokosstricken bewegliche Thüre; auch sie bestand, wie die Hauswände, aus Palmblattmatten, die durch Längs- und Diagonalstäbe gestützt waren. Ein paar Schritte von dieser Thüre stand auf Aststützen ein isolirtes, drei Schritt langes, vier Schritt breites Dach, die eigentliche Arbeitsstelle der Leute, wie mehrere angefangene Matten und Körbchen, auch ein halbfertiger Grasschurz anzeigten. Daneben lagen im Freien ein paar russige Töpfe und Aschenhaufen. Auch in der Hütte selbst war neben der Thüre eine Feuerstelle, die aber, wie es schien, mehr zum Wärmen in kühlen Nächten, als zum Kochen diente. Der allgemeine Sandboden bildete den weichen Boden der fast ganz dunklen Hütte, die nicht die Spur irgend eines Mobiliars enthielt. Die drei Hauptdinge des Lebens spielten sich in getrennten Räumen ab, das Schlafen in der Hütte, das Arbeiten unter dem Schutzdach, das Kochen und Essen im Freien. Die Weiber sind in der Zeit, während welcher sie für unrein angesehen werden, in ein paar hundestallähnliche Hütten im Busch verbannt.

Nicht weit von diesem Häuschen standen zwei »Tempel«, kleine quadratische Hütten von $1^1/_2$ m Seitenlänge, aus Holzgitterwerk 2 m hoch luftig aufgeführt. Auch hier war die Thüre der aufgehenden Sonne zugewandt; ein weit überstehendes Vordach beschattete vor der Thüre noch einen kleinen Vorraum. Durch das Gitterwerk der Wände konnte man in dem einen Tempelchen noch das Götterbild, einen länglichen, 20 cm hohen, 10 cm breiten und 6—7 cm dicken Stein erkennen. Er hatte früher auf einem schöngeschnitzten, vierbeinigen Schemel gestanden, dieser war aber durch Rev. Richards bei einem früheren Besuch weggenommen worden; im anderen Tempelchen stand dagegen noch der Schemel als Postament des 60 cm hohen, ölgetränkten, an der Stelle des Gesichts roth angestrichenen Steines, der die Göttin Patira (Bhadra-) Kali darstellen sollte. Zu beiden Seiten waren kleinere Schemel für Opfergaben aufgestellt, auch vor der Tempelthüre hingen ein paar schön geflochtene Taschen. Wie überall werden dieser Göttin auch hier blutige und unblutige Opfer dargebracht; sie ist aber nicht die einzige Gottheit der Kanna Puläar, sondern diese

Digitized by Google

verehren und fürchten auch noch alle anderen niederen Götter und Dämonen Travankor's, der Siwa- und der Wischnu-Kult aber wird diesen Kastenproletariern von den Brahmanen verwehrt.

36. Ich war gerade zur rechten Zeit gekommen; vor dem Tempel zündete eine Anzahl Fackelträger ihre eigenthümlich gebauten Leuchtinstrumente an: auf 5 m und darüber hohen Stangen waren drei oder mehr concentrische Ringe von schmalem Bandeisen befestigt, die durch mehrere radiäre Eisenstäbe gekreuzt wurden, und diese trugen an ihren vorstehenden Enden dicke Ballen aus Baumwollenzeug von der Grösse einer starken Apfelsine. Andere Männer standen mit grossen Schüsseln voll Oel und mit Schöpflöffeln da, um den Brennstoff auf die herabgesenkten Fackeln zu giessen, die mit heller, aber stark russender Flamme leuchteten, aber alle 5 bis 10 Minuten von Neuem mit Oel begossen werden mussten. Die meisten dieser Tiwarta (Feuerfackeln) trugen fünf Strahlen und fünf Lichter, andere das Doppelte oder Dreifache dieser Zahl: sie sollen die fünf leuchtenden Gesichter Siwa's darstellen und haben daher den Namen Fünfgesichts-Feuerfackeln, Andschumukha-tiwarti, erhalten. Mitten unter den Gruppen der Lichtträger wurde der Tempelelefant zurecht gemacht: von der Breite der Stirn hängt bis weit über den Rüsselanfang herab ein lang dreiseitiger, scharlachrother Teppich, der mit sieben halbkugeligen, tellergrossen, und vielen kleineren vergoldeten Messingbuckeln besetzt und mit schwarz-grün-roth-gelber dicker Borte umsäumt ist. Auf dem Halse des Thieres sitzt ein Mann, der auf dem Scheitel des Elefanten ein oben abgerundetes Brett trägt: von dem Scharlachtuch-Ueberzug des letzteren hebt sich in hohem Goldblechrelief das Bild der Göttin ab, die Hände seitlich erhoben, der Oberkörper nackt, der Unterkörper von einem trichterartig nach unten verbreiterten, reifrockähnlichen Kleid verhüllt. Drei concentrische Goldstreifen, die aussen mit weisser und violetter Borte eingefasst sind, umziehen die Tafel, auf der oben drei übereinander gestellte Goldblech-Halbmonde und darüber drei mit Goldfransen verzierte Glocken aufgesetzt sind. Hinter dem Manne, der die Tafel stützt, sitzen noch drei andere; der vorderste von ihnen hält einen riesig grossen, rothseidenen, innen grün gefütterten und am Rande mit goldenen Fransen behängten Schirm über die Göttin, der zweite hat in jeder Hand einen grossen Wedel von langen gelben Federn, und den Schluss bildet der Vierte, der in jeder Hand eine tamburinartige, grau und goldige, mit Pfauenfedern besetzte Scheibe trägt.

Nachdem der Elefant vollständig aufgeputzt war, erschallten langgezogene Töne aus grossen, halbkreisförmigen Messingblechhörnern (Kombu), und sie wurden von den Tempelweibern mit einem Geschrei beantwortet, das wie im Fortissimo ausgestossenes Illillillil etc. in höchster Tonlage klang. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, voran die Fackeln, die inzwischen in grosser Anzahl angezündet worden waren. Sie vertheilten sich vor und zur rechten und linken Seite der dreifach besetzten Musik des Pantschawadyam (fünf Instrumente, die mit geringen Modifikationen das malabarische Orchester zusammensetzen, das Nagasuram (Schlangenlocker), eine Art Oboe mit Greiflöchern, des Sûrudi, eine Oboe ohne Greiflöcher, die nur einen fortdauernden Grundton bläst, Kaimoni, die Cimbel, Timila, eine grosse Trommel, und Tschenda, die Doppelpauke). Hinter der Musik schritt gravitätisch der von einem Fackelträger geführte Elefant, hinter diesem das Volk. So zog die Procession auf der Strasse nach dem Siwatempel hin, in dem engen Raum, den ihr das dichte Spalier von Zuschauern rechts und links frei liess. Ueber die Strasse waren viele Fäden gespannt, von denen frischgrüne Toranablätter herabhingen, die Häuser erglänzten im Widerschein der Fackeln, deren Licht sich in dem frischen Anstrich von Kuhmist spiegelte. Von Zeit zu Zeit wurde an dem einen oder anderen Hause eines der Honoratioren

Digitized by Google

des Ortes ein kurzer Halt gemacht, um Gaben für den Tempel und seine Diener einzuheimsen und sie mit Kuhmistasche und frommen Wünschen zu vergelten; dann erhoben sich die Hintermänner auf dem Elefanten zu einer pyramidalen Gruppe: der Bildhalter blieb sitzen, der Schirmhalter kniete hinter ihm, die beiden Letzten stellten sich aufrecht, und während der Dritte nach dem Takte der Musik seine zwei Wedel abwechselnd oben und vorn und dann hinten und unten zusammenschlug, hielt der Letzte seine beiden Scheiben, so hoch er konnte, in die Luft. Die Leute liessen sich die Ehre, dass die Göttin vor ihrem Hause anhielt, etwas kosten, Raketen stiegen in die Luft, Rothfeuer wurden abgebrannt und wechselten ab mit einem blendend weissen Licht von der Intensität brennenden Magnesiums. (Es heisst Pagelwartti, Tagesfackel, weil es die Nacht taghell erleuchtet, und es wird durch Verbrennung von Salpeter, Schwefel, Operment, Indigo, Antimon und Kampfer hervorgebracht.)

So gelangte der Zug, in dem mir der Platz immer dicht hinter dem Elefanten nicht verwehrt wurde, bis auf den grossen freien Platz vor dem auf mässiger Anhöhe gelegenen Siwatempel: ein uralter heiliger Feigenbaum auf breit aufgemauerter Terrasse begrenzte den Platz an einem Ende, auf der entgegengesetzten Seite zog sich dieser sanft ansteigend zum Tempel des Gottes hinan.

Jetzt kamen vom Tempel herab vier von einer grossen Zahl Fackelsterne begleitete Elefanten zum Empfang der Göttin, die dem Siwa ihren Besuch abstattete. Drei der Thiere waren ähnlich geschmückt, wie der Elefant der Patirakali, nur fehlten ihnen das Götterbild und die Wedel, so dass sie nur je zwei Männer trugen, den mit dem Schirm und den mit den Scheiben. Der vierte Elefant war noch ganz jung und ganz ungeschmückt, er sollte wohl erst für solche Feste dressirt werden. Die Göttin wurde mit stark hin und her geschwungenen Schirmen und hoch erhobenen Scheiben begrüsst, dann stellten sich zwei der Siwa-Elefanten zu ihrer Rechten, zwei zu ihrer Linken auf und nun begann ein auch für europäischen Maassstab reiches Feuerwerk von Raketen, Feuerrädern, Leuchtkugeln etc. Nachdem dies zu Ende war und die Göttin sich an dem Schauspiel sattgesehen hatte, machten die Thiere rechtsumkehrt und die ganze Procession zog dem Tempel zu. Es war ein imposantes Bild: vorn der gewaltige Feigenbaum, auf dessen Terrasse sich die behäbigen Honoratioren des Ortes aufgestellt hatten, der ganze weite, sanft ansteigende Platz erfüllt von der festlichen Menge, in der Mitte die hinanschreitenden geschmückten Elefanten, vor ihnen die lange Doppelreihe hellleuchtender Fackelsterne, die die Musik zwischen sich aufnahmen, zur Seite Tausende festlich, meist blendend weiss gekleideter Hindus mit nacktem, glänzend braunem Oberkörper, als Spitze des Ganzen der hochliegende Tempel, in den die Procession einzog. Die hohen Fackeln berührten fast das reichgeschnitzte Holzwerk des Thores, mehr und mehr dämpfte sich der Schall der in den Tempel einziehenden Musik, zuletzt verschwanden auch die Elefanten im Heiligthum, in das das Volk nachdrängte. Damit war auch für mich, dem die heiligen Hallen verschlossen waren, das Fest zu Ende, ich hatte die barbarische Musik drei volle Stunden ohne Unterbrechung genossen. Mein junger Nair, der mich auch bei der Procession angesprochen hatte und mich am anderen Mittag im Rasthaus aufsuchte, erzählte mir, dass im Hofe auch das Siwabild, nachdem es die Göttin begrüsst hatte, auf einen seiner Elefanten gesetzt worden sei und dass dann die beiden Götter zusammen den Tempel einmal umschritten hätten. Danach aber zog sich Siwa zur Ruhe zurück und auch Patira Kali empfahl sich, um in ihre Behausung zurückzukehren. Eine Stunde nachdem ich wieder in mein Rasthaus zurückgekehrt war, verkündete mir wieder die Musik von Trommeln und Pfeifen die Rückkehr der Göttin. Aber noch durch die ganze Nacht flackerte wie ein langsam erlöschendes Feuer der Lärm ab und zu wieder auf.

Digitized by Google

37. Besonders der Schmied war mir interessant, da sein Geräth und seine Arbeit noch kaum von europäischer Technik beeinflusst waren. Die Blasebälge waren reisetaschenähnliche Thierfelle, die von der etwas erhöhten Terrasse hinter der schirmenden Rückwand des Feuers von einem auf dem Rücken liegenden Jungen in der schon früher gesehenen Weise gezogen wurden; zwei Reservesäcke waren aus den lederartig zähen, biegsamen Blattscheiden der Arekapalmen angefertigt, deren übereinander gelegte Ränder mit vielen eingelegten Hölzchen zusammengenäht waren. Der Schmiedemeister, dem eine grosse Messingbrille ein gelehrtes Aussehen gab, gebrauchte als Ambos für feinere Arbeit ein Stück quadratischen, 60 cm langen, 12 cm dicken Walzeisens; daneben aber diente die Kuppe eines zum grössten Theile in den Boden eingegrabenen grossen, rundlichen Granitblockes als Ambos für grössere, schwerere Schmiedestücke, die Oberfläche des Steines zeigte die Spuren kräftiger Bearbeitung. Ein Gehilfe war gerade beschäftigt, den Hieb in eine Dreikantfeile einzuhauen. Sein Ambos war ein cubisches Stück Eisen von 12 cm Seitenkante; es war auf zwei Seiten mit Kokosstricken in zwei Holzstäbe eingespannt, die, indem sie auf der einen Seite weit vorstanden und am Ende sich bis zur Berührung näherten, eine Art Stiel für diesen Ambos bildeten und die Möglichkeit gaben, diesen gelegentlich auch als schweren Hammer zu verwenden. Die quadratische Bahn des Ambos war durch ein Stück Leder vor der unteren Kante der Feile geschützt. Eine wichtige Funktion hatten die Füsse: während die rechte Hand des am Boden sitzenden Schmiedes den Hammer schwang und die Linke den Meissel hielt, mussten die beiden Füsse mit den Fersen den Ambos zwischen sich klemmen und zugleich mit den Zehen die Feile, die zwischen grosse und zweite Zehe eingelegt war, bei jedem Hieb um einen Feilzahn vorrücken. Der Mann arbeitete buchstäblich vierhändig. An den Wänden hingen Zangen und Hämmer, von denen die kleinen und die ganz grossen für den Stiel durchlocht, die mittelgrossen aber in einer Weise geschäftet waren, die an die Verbindung von Kopf und Stiel bei gewissen nordamerikanischen Steingeräthen erinnert.

38. Ich besuchte mehrere dieser einzeln im Walde gelegenen Hütten. Weit steht das Strohdach über der Lehmmauer hervor und unter seinem Schatten zieht sich eine sitzhohe (30—35 cm) und einen halben Meter breite, mit Kuhdünger sauber verputzte Lehmbank um das ganze 18 Schritt lange, 14 Schritt breite Haus. An der Ostwand, etwas nach Süden von der Mitte abgerückt, führt eine solide aus Brettern gezimmerte und in regelrechten Eisenangeln sich drehende Thüre in einen winkelig gebogenen Korridor, der sich fünf Schritte breit längs der Ost- und Südwand im Inneren des Hauses hinzieht. Er ist der eigentliche Wohnraum. In seiner Südostecke steht ein niedriges Gestell, dessen obere Fläche mit ihren kreuzweise gelegten, gespaltenen, elastischen Holzstangen eine Art Sprungfedermatratze abgiebt, ein verhältnissmässig üppiges Lager, wenn man ein paar geflochtene Matten über ihr ausgebreitet hat. Die Benutzung dieses Luxusbettes ist das Vorrecht des Hausherrn, die Uebrigen schlafen auf Matten am Boden. An der Nordostecke dieses Korridors steht der Heerd, drei grosse, runde, um einen Haufen weisser Holzasche gestellte Rollsteine. Er wird aber nur bei starkem Regen benutzt, bei trockenem Wetter kocht man im Freien vor der Thüre. Der Korridor zieht sich im Winkel um den übrigen Theil des Hauses herum, der durch Lehmwände von ihm geschieden und in zwei Kammern getheilt ist; in jede derselben führt von der Längsseite des Korridors her eine verschliessbare Thüre. Diese Kammern sind der Aufbewahrungsort für den werthvolleren Besitz des Haushaltes, die gewöhnlichen Geräthe für den täglichen Gebrauch, auch Gefässe von Bambus und aus Areka-Blattscheiden — das in ihnen aufgehobene

Digitized by Google

Wasser hat einen stark russigen Beigeschmack — hängen an Stricken und Haken von dem nicht ganz 2 m hohen, durch Rauch glänzend geschwärzten Sparrenwerk der Decke herab, die den Wohnraum vom Dachraum trennt. In einer der Ecken steht ein Bündel Bambusstangen (Angelstöcke), auf der Sparrendecke liegen drei Flinten mit sehr langen Läufen und Perkussionsschlössern, sowie ein paar ringsum mit Bleikugeln beschwerte Wurfnetze, Hamen, Fischreusen etc.

Ein anderes Haus hatte dieselbe Eintheilung, war aber darin noch weiter entwickelt, dass die Kücheneecke vom übrigen Korridor durch eine Wand mit Thüre abgetrennt und durch eine zweite Thüre in der Hauswand auch von aussen her zugängig gemacht war. Der Wohnraum hatte dadurch etwas bessere Luft, dafür war aber die Küche um so mehr mit augenbeissendem, erstickendem Rauch erfüllt.

39. Da Sonntag war, ruhte die Arbeit auf den Feldern und die ganze Gemeinde war im Dörfchen versammelt. Auch in der Schmiedewerkstatt feierte der Hammer; ich hätte ihn gern in Thätigkeit gesehen, denn hier ragte das Geräth nach Material und Form noch in die Steinzeit hinauf. In einem grossen runden, 12—15 kg schweren Rollstein (Granit) war eine um seinen grössten Umfang herumlaufende Rinne zur Aufnahme des Stieles eingehauen worden. Dieser wurde von einem Bambusstab gebildet, der, soweit er mit dem Stein in Berührung kam, an der Seite bis zur Hälfte seines Umfanges ausgeschnitten war, so dass nur ein biegsamer Streifen übrig blieb, der sich leicht um die Rinne herumlegen liess. Die freien Stücke des Stockes liefen gegeneinander zu bis zur Berührung an ihrem Ende und waren hier durch ein herumgeführtes Bastseil fest aneinander gebunden. Der Stein zeigte an beiden Seiten starke Unebenheiten und Rauhigkeiten. Als Ambos diente gleichfalls ein aus dem Boden hervorstehender Stein. Das Schmiedefeuer mit seiner Lehmrückwand und mit seinen beiden Blasebälgen aus Areka-Blattscheide glich ganz dem von Kottâam. Ein Beil, das aus dieser Schmiede hervorgegangen war, zeigte, dass dort die dicke Form unserer Beile als Materialverschwendung und die Durchbohrung vielleicht auch noch als eine zu schwierige technische Leistung angesehen wurde: das Eisen glich ganz einem prähistorischen bronceneen Flacheelt mit stark gekrümmter Schneide. Sein dünnes oberes Ende war zwischen das besonders dazu ausgearbeitete Ende des Stieles und ein darauf passendes Stück Holz durch zwei herumgeführte, glühend aufgezogene Eisenringe eingeklemmt.

40. Die Stricke, an denen die Gegengewichte aufgehängt sind, nehmen nach dem Ende des Hebels zu an Länge ab. Wird das Netz gesenkt, so steht der Netzarm des Kniehebels horizontal, der andere mit den Gewichten steil aufgerichtet, so dass der Schwerpunkt des beweglichen Theils der Maschine nach vorn rückt. Dann hängen alle Steine als Gegengewicht in der Luft. Wird dagegen das Netz gehoben, so richtet sich der andere Arm mehr und mehr auf und der Schwerpunkt rückt dadurch, dass sich das Netz dem Unterstützungspunkt nähert, die Steine aber weiter von ihm fortrücken, nach rückwärts; das Netz würde mit Gewalt nach oben geschleudert werden, wenn nicht in dem Maasse, als der Schwerpunkt nach hinten rückt, ein Stein nach dem anderen auf den Boden aufträfe, zuerst der vorderste, dann der mittlere, zuletzt der hinterste.

41. Die Lagune von Kotschin verdankt Entstehung und Form wesentlich dem Peräar, dem wenn auch nicht längsten, so doch wasserreichsten Fluss der Malabarküste, der sich am Nordende der Lagune bei Kranganor in's Meer ergiesst. Die durch die Monsunregen mächtig angeschwollenen Ströme dieser Küste reissen eine Menge Gestein und Erde von den Bergen ab, und so führt auch der Peräar, der mit seinen Nebenflüssen einen grossen Theil des Gebirgsabschnittes der Kardamom- und

Digitized by Google

Anämalä-Berge entwässert, massenhaftes Gerölle und suspendirte Erde dem Meere zu. Hier aber begegnet er gerade während des Südwestmonsuns einer starken südöstlich gerichteten Meeresströmung, die den herabgeschwemmten Schutt vor der Küste und parallel mit ihr verschiebt. Dieser Process einer Lidobildung besteht ununterbrochen, so lange die klimatischen, orographischen und hydrographischen Verhältnisse Malabars im Wesentlichen dieselben waren, wie heutzutage. Wie sich gegenwärtig vor der Mündung des Peräar ein langer, schmaler Damm vorlegt, der beständig an Länge und Breite zunimmt, so haben sich seit Jahrtausenden immer von Neuem solche Dämme aus dem Geschiebe des Flusses gebildet. Immer mehr wechsen sie südostwärts in die Länge, sie verlegten die Flussmündungen anderer, mehr südlich fliessender Ströme, die auch ihrerseits Material zur Vergrösserung der Dämme herbeischafften. Oft wurden diese durchbrochen von den mit furchtbarer Gewalt während des SW.-Monsun heranbrausenden Wogen des Oceans, oder vom Druck des Wassers in den angeschwollenen Strömen, und während dann unter Umständen das südliche Ende eines solchen Dammes landfest wurde, bildete sich im Norden vor dem ersten Lido ein zweiter und vor der älteren Lagune eine jüngere. So sind die Parallelzüge von Dämmen und Lagunen im nördlichen Theile dieses »backwater«-Systems das Produkt der massenhaften Geschiebe und des starken Andranges des Peräar.

Ein solches System von Wasserstrassen mit seinen zahlreichen, tief in das fruchtbare, an Gewürzen reiche Land eindringenden Flüssen musste von um so grösserem Werth für den Verkehr sein, als die ihm vorliegenden natürlichen Dämme auch während der stürmischen Monate Schutz geben, in denen die furchtbare Brandung die Schifffahrt an der übrigen Küste vollständig unmöglich macht. An den Stellen aber, an denen der Damm durchbrochen ist und das Binnenwasser mit dem Meere in Verbindung tritt, entwickelten sich naturgemäss Handelsplätze, die die Vermittelung zwischen binnenländischem und überseeischem Verkehr übernahmen; drei solcher Emporien liegen an der grossen Lagune: im Süden Alleppi, im Norden Kranganor und in der Mitte Kotschin.

Der erste dieser Plätze liegt zwar nicht an einer natürlichen Pforte der Lagune, aber ein künstlicher Kanal gestattet ihm, die Produkte des Binnenlandes bis an das Meer heranzuschaffen, das durch die Bildung einer grossen Schlammbank vor der Küste (auch eine Fernwirkung des Peräar) einen leidlich guten Ankerplatz für die Seeschiffe gewährt.

Der älteste Handelsplatz scheint direkt an der Mündung des grössten der Lagunenflüsse, des Peräar, gelegen zu haben. Das in Maläalam geschriebene Keralolpatta (Ursprung Kera's), das die Tradition über die Urgeschichte des Landes, wie sie noch heute fortlebt, enthält, erzählt, dass, nachdem Parasu Rama das Land Kera geschaffen, er es den Brahmanen schenkte. Diese wählten zu ihrem König Keya (Kera) Perumal und wiesen ihm als Hauptstadt Kodungallur (das heutige Kranganor, wahrscheinlich das Mugiris der Griechen) an. Als die Portugiesen den Seeweg nach Indien fanden, sass dort ein Radscha, aber der Ort war als Seeplatz schon viel weniger günstig als Kotschin, wo die Portugiesen 1501 unter Cabral eine Faktorei und zwei Jahre später unter Albuquerque das Fort Emanuel gründeten. Die Lage dieses Ortes war die günstigste am ganzen Lagunensystem: Kranganor war immer der Gefahr ausgesetzt, und ist ihr jetzt auch erlegen, dass es durch die Anschwemmungen des Peräar vom Meere abgedrängt würde; bei Kotschin dagegen, dessen Lagunenthor den Monsunstürmen seine Entstehung verdankt, mündet kein grösserer Fluss. Die Lagune bildet ein Absatzbecken für alle grösseren Gerölle, und so ist es für unabsehbare Zeit vor der Gefahr geschützt, die Kranganor zu Grunde gerichtet hat.

Digitized by Google

Die topographischen Verhältnisse Kotschin's müssen schon vor vier Jahrhunderten im Ganzen dieselben gewesen sein, wie jetzt, die Beschreibungen der Portugiesen passen noch ganz auf die jetzige Anordnung von Land und Wasser. »Kotschin war in jener Zeit eine lange sandige Insel, die mit Kokosbäumen bedeckt und von der benachbarten Insel Baypin oder Vypeen (Waipin) durch einen eine Viertelmeile breiten, tiefen Fluss getrennt war. Fuhr man durch den Fluss eine halbe Meile hinauf, so zeigte sich eine breite Wasserfläche, die sich ungefähr 100 Meilen nach Norden und Süden ausdehnte.« Logan, Malabar I S. 304.

42. Es ist ein allgemeiner Irrthum der jüdischen Chronisten, dass sie die Zerstörung Jerusalem's durch Titus in das Jahr 68 p. Chr. anstatt 70 p. Chr. versetzen. Damit stimmt auch die erstere Zahl 3828; die zweite Angabe: 3108 der Trübsal (tribulation) dagegen ist vollständig unklar. Auch die weitere Angabe (3479 der Trübsal) stimmt nicht mit der ersteren in ihrem Verhältniss zu den beiden anderen Zahlen überein.

43. Wir geben hier die in Kotschin aufbewahrte Uebersetzung der Kupferplatten-Inschrift zugleich mit der von A. C. Burnell (Indian Antiquarian vol. III p. 333 f.) veröffentlichten.

Kotschiner Uebersetzung.

To that God who of his almigty will and pleasure ereated this world, and I king Eravi Virma, lift up my hands in adoration and bestow this grant as from time immemorial over soever existed, on this day 36th year of our reign at Cranganore, and by this I do hereby ordain and give all manner of power to Josep Rabban, to wear of Five different colours, to be saluted by firing of guns, to ride on Elephants and Horses, to give herald on the roads, to make converts of the 5 nations, to use of lamp by the day, to walk on the carpets spred on the ground, to adorn houses, to use Palankeens, High Parasols, Kettle drums, Trumpets, and small drums, and of all those privileges I grant unto him, and 72 houses free of grownd-rent and duty scales, and appoint him as the head of all subjects and their Churches the (?) whatever part of my country they may be established, and all the above cited privileges are hereby and without any of least difference or contradiction fully granted by the copper Plate unto the said five coloured Mr. Joseph Kabban and his heirs, male and female, Bride and Bridegroom to hold exercise as long as the sun shines on the face of the earth, and his descendants shall exist.

Burnell's Uebersetzung.

Svasti Sri. The king of kings has ordered — (This is) the act of grace ordered by his Majesty Sri Pârkaran Iravi Vanmar, wielding the scepter and reigning in a hundred thousand places, (in) the year (which is) the opposite to the second year, the thirty sixth year, (on) the day he deigned to abide in Mûyirikkôdu.* We have given to Isuppu Irabbân Anuvannam (as a principality), and seventy-two proprietory rights (appertaining to the dignity of a feudal lord) also tribute by reverence ?) and offerings, and the profits of Anuvannam, and day lamps, and broad garments (as opposed to the custom of Malabar, and palankins, and umbrellas, and large drums, and trumpets, and small drums, and garlands, and garlands across streets, etc., and the like, and seventy-two free houses. We have relinquished the dues by weight and duties. Moreover we have granted by this document on copper, that he shall not pay the taxes paid by the houses of the city into the royal treasury, and the (above said) privileges to hold (them). To Isuppu

* This is explained in the Hebrew version by Cranganore, and Mûyiri is no doubt the original of the Mougiris of Ptolomy and the Periplus of the red sea.

Digitized by Google

And may God grant his blessings to the undermentioned witnesses.

Bennat Koberton Mattedan,
Benbela Nadoo coten Chercanden,

Erlandoo Maka Begaren,
Balod Naod Erkaren Chatten,

Gidterhoor Coda Erawi,
Kelapathoo Moodken Chatten,
Wadachery Candan,

written by Kelapen.

Andas Parumpadappa the Cochin Rajah is my heir, his name is not including in this.

(Signature
H. S. Rabbi.)

Irabbân, prince of Anṣuvaṇṇam, and to his descendants, his sons and daughters, and to his nephews, and to the (nephews) of his daughters in natural succession, Anṣuvaṇṇam (is) an hereditary estate as long as the world and moon exist. Srî.

I, Kovarttaṇa Mâttâṇḍaṇ, prince of Vêṇâḍu, know this deed.

I, Kôtai Siri Kaṇḍan, prince of Venuvalinâḍ, know this deed.

I, Mâna Vepala Mâna Viyan, prince of Eṟâḷanâḍu, know this deed.

I, Irâyaraṉ Sâttan, prince of Vaḷḷuvanâḍu, know this deed.

I, Kôtai Yiravi, prince of Neḍumpuṟaiyûrnâḍu, know this deed.

I, Mûrkkan Sâttan, of Kiḻpaḍainâyakam (? Commander of the eastern army), know this deed.

The writing of Pôḷanâya Kiḻvâya Kêḷappaṉ, engraved (?) by Vaṇṇagaisêri Kaṇḍaṉ.

44. Die Malsers sind durchschnittlich klein, im Mittel 162 cm hoch, von schlankem Gliederbau und geringer Fettentwickelung. Die Farbe ihrer Haut ist mittel- bis dunkelbraun, die der Iris mittelbraun; die fast schwarzen Haare sind von Natur wellig-lockig, aber durch Vernachlässigung zottelig verfilzt, mässig lang, bei mehreren jüngeren Leuten waren sie hinten mit einer Schnur umbunden, so dass der Rest wie ein chignonartiger Bausch auf dem Nacken auflag. Der Gehirnschädel ist länglich-oval, die Stirn schmal, niedrig, nicht überhängend, die Nasenwurzel nur mässig eingesattelt, die Nase eher klein als gross, stumpf, etwas breit, die Lippen mässig dick, nicht wulstig, die Kieferstellung nicht prognath.

Ich gebe hier wieder, was ich über die Sitten der Malsers von den Forstbeamten, die in beständiger Berührung mit ihnen sind, erfuhr, und was ich mit ihrer Verdolmetschung direkt von den Malsers erfragen konnte.

Sie gelten von allen Stämmen des Gebirges als der niedrigste, verachtetste. Kein Puläar oder Kader würde einen Malser berühren können, ohne sich moralisch zu verunreinigen. Aber auch die Europäer stellen ihnen kein gutes Zeugniss aus: sie sind in hohem Grade unzuverlässig, geneigt, von einer übernommenen Arbeit durchzubrennen, dabei leicht gewaltthätig, Freunde von räuberischen Anfällen. Leute des flachen Landes durchziehen die Gegend, wo Malsers wohnen, aus Furcht vor diesen nur in grösserer Gesellschaft. Im Dienste der britischen Regierung haben sie sich doch brauchbar erwiesen: sie sind gute Waldarbeiter, auch gute Träger. Dabei nehmen sie die Lasten auf den Kopf, nicht, wie die Kader und Puläar, die übrigens vor Tragen überhaupt grosse Scheu haben, auf den Rücken.

Das äussere Leben der Malsers ist ausserordentlich dürftig; in geringer Anzahl — bei der Volkszählung 1881 wurden im Distrikt Koimbator 174 Malsers gezählt, vielleicht zu wenig, da sich manche, bei ihrem Argwohn gegen die Weissen, der Zählung entzogen haben mögen — bewohnen sie mehrere kleine Weiler, die aus wenigen armseligen Reisighütten bestehen; bei ihrer Arbeit im Walde begnügen sie

Digitized by Google

sich auch wohl mit einem Windschutzdach aus Blättern und Zweigen. In früheren Zeiten waren sie, wie auch der Waldbezirk, der zu ihren Dörfern gehörte (Paddi), Besitz verschiedener Herren in den Nachbardörfern. Von diesen wurden sie gegen eine kleine Entschädigung (das grösste Paddi brachte zu Buchanan's Zeit, also am Ende des vorigen Jahrhunderts, seinem Herrn nur vier Rupien jährlich ein an Unternehmer abgegeben, die sie zum Sammeln von Gewürz und Kräutern, von Honig und Wachs ausschickten und ihnen dafür eine unbedeutende Gegenleistung von Salz, Reis, Baumwollenzeug etc. gewährten. Sie wurden von ihren Unternehmern aufs Aeusserste ausgenutzt. Jetzt sind sie im britischen Gebiet ganz frei; man hat ihnen feste Wohnplätze und bestimmte Feldmarken für ihren Ackerbau am Rande des Gebirges angewiesen. Sie ziehen Ragi (Eleusine coracana), Tscholam (Sorgum vulgare), Avari (Dolichos Lablab), Tonda (Ricinus), verschiedene Kürbise, aber keinen Reis, der eine sorgfältigere Behandlung erfordern würde, auch keine Bataten. Fleisch, das ein echter Hindu aufs Aeusserste verabscheuen würde, wird gern gegessen, und zwar sind sie gar nicht wählerisch damit: was Tiger und Panther im Walde übrig lassen, das Vieh, das in ihren und in den Nachbardörfern crepirt, ist ihnen leckere Speise. Ziegen- und Ochsenfleisch, Hirsch (Samber) und Reh, Affen und Rieseneidechsen, Fische und weisse Ameisen prangen, je nachdem ihnen das Glück günstig ist, auf ihrer Speisekarte. Aber bei alledem sind sie doch kein Jägervolk, Bogen und Pfeil sind ihnen unbekannt, ebenso Thierfallen und Schlingen und Jagdgewehre. Fische werden angeblich nur mit der Hand, nicht in Netzen, Reusen oder mit Angeln gefangen, auch wird das Fischwasser nicht, wie bei anderen Gebirgsstämmen des südlichen Indiens, vergiftet.

Die Malsers sind dem Trunke sehr ergeben, bereiten sich aber nicht selbst berauschende Getränke, sondern verschaffen sich dieselben durch Kauf oder Tausch. Tabak wird sowohl gekaut, als geraucht in Form einer gerollten, mit einem Stück welken Bananenblattes umwickelten Cigarrette; auch Betel wird gern gekaut, Opium dagegen soll bei den Malsern nicht im Gebrauch sein.

Das Feuer, das sie jetzt immer durch Streichhölzer entzünden, wurde früher immer ängstlich bewacht. Dass es früher durch Stahl und Stein, oder durch Reiben von Hölzern entzündet worden sei, wollten sich auch die älteren Malser, die ich danach fragte, nicht entsinnen. Der Feuerplatz ist vor der Hütte, in der Regenzeit unter einem auf Pfählen erhöhten Blättersehutzdach; hier werden die Speisen für die zwei bis drei täglichen Mahlzeiten von den Weibern in irdenen Töpfen gekocht, die aber nicht von den Malsern selbst angefertigt, sondern in den nächsten Dörfern eingehandelt werden. Angeblich sollen Weiber und Männer gemeinschaftlich essen, ich möchte aber diese Angabe bezweifeln; bei allen anderen Bergstämmen, wie überhaupt in Indien, essen die Weiber erst das, was ihnen ihre Herren und Gebieter übrig gelassen haben.

Die Malsers bilden nur eine einzige Kaste, jeder von ihnen kann mit jedem anderen Malser zusammen essen, jedoch heisst es, dass sie nicht ausserhalb ihres Dorfes heirathen. Die Ehen werden von den beiderseitigen Eltern vereinbart, wenn die zu Verbindenden noch Kinder sind. Buchanan erzählt, dass ein Mädchen, das bis zum Eintritt der Pubertät noch keinen Mann gefunden hat, für unrein gilt und alle Aussicht verliert, sich noch später zu verheirathen. Stirbt der Verlobte noch vor der Hochzeit, so darf sich die Braut nicht wieder verheirathen, Witwen dagegen soll es unverwehrt sein, eine zweite Ehe einzugehen. Die Ehen sollen streng monogamisch sein und nach Buchanan nur bei nachgewiesener Untreue der Frau gelöst werden können; in diesem Falle würde die Ungetreue vor versammeltem Volk

Digitized by Google

gezüchtigt und zu ihren Eltern zurückgeschickt, der Gatte nehme sie nie zurück, jeder Andere aber soll sie heirathen können, wenn er Lust dazu habe.

Die Ceremonie der Eheschliessung findet bei eintretender Reife statt; es wird ein Schmaus gegeben und der Vater des Bräutigams giebt dem Brautvater elf Rupien und vier Annas (vor 90 Jahren [Buchanan] nur zwei Fanams, sowie ein Fanam der Braut für ein Kleid, d. h. für einen kleinen Baumwolllappen), dann folgt das Mädchen dem Bräutigam in die Hütte der Schwiegereltern, wo es aber seinen Zukünftigen zunächst noch nicht ansehen darf. Die Ehe gilt erst für geschlossen, wenn der Braut das Pasi oder Mani (das dem Tali entspricht), d. h. eine Perlenkette von der Schwester des Bräutigams umgebunden wird. Es folgt wieder ein Schmaus mit Musik; die jungen Eheleute bleiben noch drei Wochen im Hause der Eltern des Ehemannes, dann baut sich letzterer selbst eine Hütte.

Während einer Schwangerschaft sollen keine besonderen Gebräuche beobachtet werden; bei der Geburt hilft irgend ein beliebiges anderes Weib; die Wöchnerin gilt sieben Tage lang als unrein (bei einer gewöhnlichen Menstruation dauert die Unreinheit nur so lange als diese, zwei bis vier Tage); nach dem siebenten Tage kehrt die Mutter mit ihrem Kinde wieder zur übrigen Gesellschaft und zu ihrer gewohnten Arbeit zurück.

Bei Erkrankungen werden zuerst gewisse Kräuter und Wurzeln angewandt; helfen sie nicht, so schickt man nach Teufelstänzern. Die Malsers selbst haben keine Teufelstänzer, man lässt solche im Nothfalle aus anderen (Tamil-) Kasten kommen. Der böse Geist der Krankheit wird durch lärmende Musik und Tanz von den phantastisch aufgeputzten Beschwörern ausgetrieben, die ihre geräuschvolle Arbeit gewöhnlich die ganze Nacht hindurch fortsetzen.

In der Weise der Todtenbestattung scheint sich in den letzten hundert Jahren eine Aenderung vollzogen zu haben; noch zu Buchanan's Zeit wurden die Todten verbrannt, jetzt geschieht das nur noch mit den alten Leuten, die Jüngeren werden auf dem hoch auf einem Berge gelegenen Begräbnissplatz des Dorfes begraben, den Kopf nach Süden gewendet. Die Leichen werden aus der Thüre hinausgetragen; die Leichenträger waschen sich nach der Beerdigung, werden dann aber nicht länger für unrein gehalten. Die Hütte des Verstorbenen wird einfach mit Kuhdünger bestrichen, um die durch den Tod eines Bewohners eingetretene Unreinheit aufzuheben, wird aber dann ohne Bedenken weiter bewohnt. Was aus der Seele nach dem Tode wird, darüber behaupten sie keine Vorstellung zu haben.

Ein gemeinsames Kasten-Oberhaupt über alle Malsers soll nicht existiren, dagegen soll jedes Dorf seinen besonderen Vorsteher, den Mupan, haben, dessen Amt sich von Vater auf Sohn vererbt. Auch das Familieneigenthum, Hütte, Geräth, vererbt sich in männlicher Linie.

In der Rangstufe der Kasten nehmen die Malsers eine der untersten Stellen ein. Das Herkommen gebietet, dass sie einem Brahmanen auf etwa 10 m ausweichen, den mittleren Kasten nur auf einige Schritte. Gegrüsst wird, indem die rechte Hand vor das Gesicht erhoben und der rechte Ellenbogen mit der Spitze des linken Mittelfingers berührt wird; manchmal grüssen sie auch durch Erheben beider Hände vor das Gesicht.

Als Gottheit, Ayapasami, werden Steine verehrt, die mit rother Farbe bestrichen werden (nach Buchanan beteten die Malsers ihren Steingott unter dem Namen Mallung [Mallen] an). Den Götzen werden als Opfer Kokosnüsse, Bananen, Reis, Ragi, auch Hühner und Ziegen, dargebracht. Das Fleisch der letzteren, die vor dem göttlichen Stein geschlachtet worden, wird nach dem Opfer mitgenommen und zu Hause

Digitized by Google

verzehrt, der Gott muss sich mit der Seele und dem Blute des Thieres begnügen. Regelmässig wird einmal im Jahre, im April, dem Gotte ein grösseres Opfer dargebracht, auch im Januar wird ein grösseres religiöses Fest, Tai nombi, für das Gedeihen des Grossviehes gefeiert. Jeder opfert dem Gotte für sich; Priester (Pudscharis), oder geistliche Berather (Gurus), wie bei den Hindus, giebt es bei den Malsern nicht.

45. Die Umrissfigur der Nilgiri gleicht auffallend der des Königreichs Sachsen, ihr Gebiet aber ist viel kleiner, nur 41 englische Meilen von Nordost nach Südwest lang und 43 englische Meilen von Nordwest nach Südost breit. Mit jähen Wänden erhebt sich das Gebirge ringsum aus seiner Umgebung, im Süden und Osten durchschnittlich 1800 m, im Norden, wo es an das Hügelland von Wainad und Maisur anstösst, etwa 900 bis 1200 m. Das Plateau ist verhältnissmässig nur wenig erodirt und die Bäche und Flüsschen, die von der Hochfläche herabkommen, haben sich auf derselben, besonders in ihrem westlichen Theile, nur seichte Rinnen und an den Wänden nur wenig tiefe Scharten eingegraben, dann stürzen sie in hohen Wasserfällen herab. Vier fahrbare Strassen führen hinauf, alle in Bahnen, die von solchen Flüsschen vorgezeichnet sind. Zwei von ihnen gehen vom Eisenbahnendpunkte Metapolliam aus, die eine in nördlicher Richtung durch das Thal des von Kotagiri herabkommenden Baches zu diesem Orte, die andere nordwestlich längs des schräg den Gebirgsrand durchbrechenden Kätari nach Kunur und Utakamand. Alle drei Städtchen, die Hauptorte des Hochländchens, sind Gesundheitsstationen für die in Südindien durch Krankheit oder Klima geschwächten Europäer. Lange Zeit erblickte man in der kühlen, kräftigenden Höhenluft der Nilgiri ihre einzige gute Seite; in den letzten Jahrzehnten gewinnt der Kaffee- und Theeanbau, in geringerem Grade auch die Kultur des Chinabaumes, eine immer wachsende Bedeutung.

Auf dem Plateau der Nilgiri wohnen seit alter Zeit zwei (Todas und Kotas), seit einigen Jahrhunderten auch noch ein dritter Volksstamm (die Badagas), und sie haben die Arbeit des Lebenserwerbs so unter sich vertheilt, dass die Todas Viehzucht, die Badagas Ackerbau und die Kotas Industrie treiben.

Als Herren der Berge betrachten sich die wenig zahlreichen Todas, von denen der Census von 1867 704, der von 1871 693, der von 1881 675 zählte; an Zahl überwiegen die Männer (382 männlichen und 293 weiblichen Geschlechts); sie leben in Polyandrie, indem eine Frau durch die Heirath mit einem Toda zugleich Gattin aller seiner Brüder wird. Die einzige Beschäftigung dieses trägen, indolenten Stammes ist die Viehzucht, deren Ertrag Milch und Butter ihre Hauptnahrung bildet. Dazu kommt dann noch eine Art Zehnte, den sie als Herren der Berge von den Ackerbau treibenden Stämmen erheben.

Die Badagas sind vor etwa 300 Jahren nach der Zertrümmerung des Waidschianagger Reiches aus dem Norden (Kanara) auf die Berge gewandert, ihre Sprache ist ein vom Alt-Kanaresischen abgezweigter Dialekt, während die Toda-Sprache dem Tamil nahe steht. Die Badagas leben vom Ackerbau, von dessen Ertrag sie an die Todas Tribut abgeben, und sie sind ein fleissiger, verhältnissmässig civilisirter Stamm, der entschieden gedeihlich sich entwickelt. Ihre Zahl betrug auf dem Nilgiri-Plateau 1871 19476, im Jahre 1881 24130.

Der dritte Stamm sind die Kotas, die zwar auch in beschränktem Maasse Ackerbau treiben, aber in erster Linie die Handwerker der eingeborenen Nilgiri-Bevölkerung sind. Sie stehen zu den Todas (denen sie ebenfalls eine Abgabe vom Ertrag ihrer Felder geben) und zu den Badagas in bestimmtem Arbeitsverhältniss: sie müssen diesen Stämmen das nöthige Geräth verfertigen, bei Festlichkeiten Musik machen etc.;

Digitized by Google

eine gewisse Anzahl von Badagas oder Todas hat je einen Kota, der ihnen unentgeltlich alle nöthigen technischen und andere niederen Dienste leisten muss und dafür einen Antheil von der Ernte der Badagas, oder Milch und gefallenes Vieh von den Todas erhält. Auf der Höhe der Nilgiri liegen sechs Kota-Dörfer mit (1881) 1065 Einwohnern (1871 1112 Einwohner); ein siebentes Kota-Dorf liegt nordwestlich vom Fusse des Gebirges bei Gudalur. Die Sprache der Kotas ist (wie die der Badagas) eine Abart des Alt-Kanaresischen.

Gewöhnlich werden auch noch die Kurumbar und Irular als Bewohner der Nilgiri genannt, doch wohnen sie nicht auf dem Plateau, sondern die ersteren an den unteren Abhängen, die letzteren ganz am Fusse der Berge. Beide Stämme stehen in ihren culturellen Leistungen auf sehr niedriger Stufe, sie sind Dschungelbewohner, fast ohne Ackerbau, vorzugsweise von Produkten des Waldes lebend. In neuerer Zeit finden manche von ihnen auf den europäischen Plantagen lohnende Beschäftigung und Förderung ihres Daseins.

46. Das Hirtenvolk der Todas hat seine ganz besonderen religiösen Vorstellungen, die aber für einen Nicht-Toda kaum verständlich sind. Ausser einer Anzahl von Göttern, deren Vorstellung aber im Ganzen recht verschwommen zu sein scheint, verehrt jedes Dorf (Mand, vom kanaresischen Mané, Wohnung, Heim) seinen besonderen Gott unter der Form einer Kupfer- oder Bronzeschelle ohne Klöppel, die in den Tempeln unter der Obhut von Priestern aufbewahrt wird. Es giebt zwei Arten von Tempeln und in der Priesterschaft mehrere Stufen. Die häufigste Tempelform, die sich in jedem Mand findet, ist das heilige Milchhaus, das sich in seiner äusseren Form nicht von einer gewöhnlichen Toda-Hütte unterscheidet; ausserdem aber giebt es noch im Ganzen vier Manboas, die den buddhistischen Dagobas nachgebildet zu sein scheinen.

Die Gesellschaft der Todas scheidet sich in die Laien (die grosse Mehrzahl) und die das heilige Milchgeschäft besorgenden Priester, von denen es mehrere Stufen giebt. Den gewöhnlichen Milchtempeln, Paltschi, stehen die Warzhals und ihre Gehilfen vor: sie haben die ganze Arbeit des Hütens der Heerden, des Melkens, der Butterbereitung, der Vertheilung von Milch und Butter, sie haben den Kuhschellen-Göttern die Huldigung des Mand darzubringen etc. Aber die Ehre, Priester zu sein, hat auch ihre Schattenseite, der heilige Mann wohnt abgesondert von den Anderen in seinem Milchtempel und er darf keinerlei Verkehr pflegen mit den Laien, am allerwenigsten mit den Weibern.

47. Der Manboa-Tempel von Dävra-Mand besteht aus dem eigentlichen Heiligthume und einem kleineren und grösseren Viehkraal. Der Tempelhof ist von einer runden cyklopischen Mauer eingefasst, durch die ein so schmaler Eingang hindurchführt, dass man sich mühsam hindurchzwängen muss. Auf dem so umgrenzten Platz, der einen Durchmesser von etwa 20 Schritt hat, erhebt sich der spitz-kegelförmige thurmähnliche Tempel auf einer 30 cm hohen ringsumlaufenden Basis. Der niedrige, im Querschnitt breit-ovale Körper des Gebäudes ist aus Holzplanken gezimmert und aussen mit Kuhmist überschmiert; von Süden führt eine 40 cm hohe, 30 cm breite, viereckige Thüre in das Innere: sie ist durch eine innen vorgeschobene Holzplatte und aussen durch einen vorgewälzten schweren Stein verschlossen. Das hohe, spitze Dach ist aus trockenen Cycas-Blättern hergestellt; es steht über den Thurmkörper einen halben Meter weit herab und ist mehrfach mit Rotang umwickelt. Nach oben schliesst es mit einem korbähnlichen Gestell ab, auf dem ein schwerer Stein von etwa 40 cm Durchmesser aufgelegt ist.

Der westlich anstossende, von einer Mauer eingefasste Viehhof enthält eine

Digitized by Google

kleine, 5 Schritte breite und 6 Schritte lange Holzhütte, die zum Schutze neugeborener Büffelkälbchen aus der heiligen Heerde dient. Noch weiter westlich kommt man dann noch an den grösseren, gleichfalls durch eine Luftmauer aus grossen Steinblöcken eingefassten Kraal.

Auch der Milchtempel (Paltschi) ist von den Hütten des Dorfes durch eine besondere Umfassungsmauer abgegrenzt; er ist 10 Schritt lang und 5 breit und gleicht ganz einer gewöhnlichen Todahütte. An der Westhälfte seiner Nordwand ist durch Pfähle ein Verschlag von $1^1/_2$ m Breite abgesondert, in dem ein nur wenige Tage altes Kälbchen lag.

Vor dem Eingang zur Milchtempelmauer steht ein eigenthümlicher, nur 50 cm hoher Steintisch, dessen oben stark abgeriebene Platte die Angabe meines Führers und Dolmetschers zu bestätigen schien, dass sie zum Aufsetzen der Gefässe bei der Vertheilung von Milch und Butter an die Leute des Ortes diente.

48. In der nicht durch das Lager eingenommenen Abtheilung der Hütte ist hinten ein etwas höherer 1,20 m breiter Raum abgetrennt, der Haupt-Aufbewahrungsort für das Hausgeräth. Ich zählte hier neun grössere und kleinere irdene Töpfe, sechs sehr schön geflochtene bunte Körbe, zwei hohe und zwei breite Gefässe aus dicken Bambusgliedern, drei Gefässe aus Eisenblech und sechs aus Messing, unter den letzteren zwei schwere, dicke Schüsseln und einen blank polirten Spucknapf, den eine der Frauen jeden Augenblick benutzte.

In dem übrigen Raum der Hütte stand zunächst, noch etwas hinter der Mitte der Hütte, der Heerd, eine von drei Steinen umstellte Vertiefung im Erdboden, in der ein lustiges Feuerchen der Hütte grosse Hitze und sehr schlechte Luft gab. Zwischen Heerd und Aussenwand standen noch neun irdene Töpfe und weiter nach vorn längs der Wand mehrere geflochtene Schüsseln und zwei mit Eisenringen beschlagene Reisstösser. Der dazu gehörende Mörser war einfach ein rundes Loch von 25 cm Tiefe und Durchmesser, das im nordwestlichen Quadranten der Hütte im festgestampften Boden eingebohrt war.

Auch über dem Boden wurde an der West- und Südwand noch eine Anzahl von Gegenständen in Rotangschleifen, die von der Decke herabhingen, aufbewahrt: hinter dem Feuer lange, dicke Knüppel Feuerholz, an der Südwand lange, behauene Holzpfosten (Bauholz). Ausserdem hingen noch an quer durch die Hütte von Wand zu Wand reichenden Bambusstangen aus Stricken geflochtene Ringe, die Thongefässe und schöne starke Messingschüsseln trugen.

49. Die beiden Hütten auf der anderen Seite des Wegeinschnittes waren noch ärmlicher und nicht nach dem Typus der meisten Mand-Hütten gebaut, sondern wie gewöhnliche viereckige Hütten mit Firstdach: die Thüren glichen jedoch ganz denen der anderen Mand-Häuser. An jeder dieser beiden Hütten war an der Rückseite ein kleiner Kälberstall aus eingerammten Pfählen mit guter Lehmdichtung angefügt. Diese Häuser waren mit ihrer Längsrichtung von SO. nach NW., die beiden anderen Hütten dieses Mand, sowie der Milchtempel rechtwinkelig darauf, von SW. nach NO. gestellt, die Hütten des Dävra-Mand von N. nach S. Ein bestimmtes Princip der Orientirung der Häuser besteht also nicht.

50. Die Dorfstrassen der Kotas sind zugleich die Tennen, auf denen das Getreide mit langen, am Ende in stumpfem Winkel aufgebogenen Stöcken ausgeschlagen wird; der breitere Theil der Strassen hat zu diesem Zwecke einen glatten, hartgeschlagenen Lehmboden. Jede Häuserreihe hat ein ununterbrochen fortlaufendes Dach, das in neuerer Zeit mit Ziegeln gedeckt ist, während früher nur Gras dafür verwandt wurde. Das Dach steht auf der Südseite zwei Meter über der Mauer der Häuser vor und

Digitized by Google

wird an seinem Rande durch eine Anzahl Steinpfeiler getragen, von denen manche durch Steinmetzen aus dem Unterland mit einfachen Relieffiguren verziert sind. Das überstehende Dach beschattet so eine fortlaufende Veranda, die einen Meter über dem Strassenboden erhöht ist und aus der man durch Thüren in die Abtheilungen für die einzelnen Familien, die eigentlichen Häuser, gelangt. Quere Scheidewände aus Lehm oder Ziegeln zerlegen die lange Reihe in diese Abtheilungen, die wieder durch eine mit der Strasse parallele Wand in einen vorderen (südlichen) und hinteren Raum geschieden werden; aus beiden Kammern führen Thüren auf die Strassen.

Westlich vom Kotadorfe findet man eine Anzahl Schmieden (Kambatta); mehrere Kotafamilien benutzen gemeinschaftlich eine solche Werkstätte. Das Dach derselben wird durch Steinpfeiler gestützt, die noch besser ausgeführte Skulpturen zeigen, als die der Wohnhäuser. Die Mehrzahl der Schmieden besitzt Blasebälge indischer Form, nur in eine war ein modern-englischer eingedrungen. Die Rückwand des Heerdes war nicht, wie sonst in Indien, durch eine Lehmwand, sondern durch Steine geschlossen. Für gröbere Schmiedestücke diente ein grosser Stein im Boden als Ambos, für kleinere Sachen ein fein gearbeiteter englischer Ambos, und auch die Geräthe, Hämmer, Zangen etc., hatten ganz englische Form und englische Fabrikzeichen.

51. Die Hausurne war aus Thon in einem Stück angefertigt und leicht gebrannt; der nach oben etwas verschmälerte Unterbau war 19, der konische Dachtheil 20 cm hoch und der letztere schloss mit einem eichelförmigen Knopf ab, der an der Spitze eine quere Spalte zeigte. Dach und Hauskörper waren durch einen Wulst von einander geschieden und dieser zog sich auch um die viereckige offene Thüre herum, die einen Einblick in das Innere gewährte. Man sah in der Mitte der Urne ein Oellämpchen, das, da die Urne keinen Boden hatte, direkt auf der Erde der hier etwas vertieften Terrasse stand.

52. Die Häuser der Malánayar sind etwa 8 Schritt lang und 6 Schritt breit. Ihre Wände bestehen aus Quersparren, zwischen denen Cycaszweige befestigt sind, das Dach ist mit hartem Andropogon-Gras gedeckt. An anderen Hütten bilden die zwischen horizontalen Bambuslatten aufrecht gestellten Blätter der Palmyra-Palme die Seitenwände, die durch die natürliche Zeichnung der Blätter wie aus zierlich gemusterten Bändern zusammengesetzt erscheinen. Die sonst auf der Malabarküste beobachtete Regel, die Thüre nicht in die Südwand zu legen, wird von den Malánayar nicht beobachtet, wenigstens stehen in diesem Dorfe die etwas zur Seite gerückten, $1^1/_2$ m hohen Thüren ebenso oft an der Süd-, als an der Ostseite der Hütten. Sie sind aus demselben Material gebaut, wie die Seitenwände des Hauses, und hängen in Rotangschlingen als Angeln. Innen sind die Hütten durch eine gleichfalls aus Cycas- oder Palmblättern errichtete Querwand mit gleichfalls seitlich gerückter Thüre in zwei Räume getheilt, deren einer (in der von mir besuchten Hütte) vom Vater, der andere vom Sohne mit ihren Familien bewohnt wird. Eine besondere Schlafstelle existirt nicht, alles schläft auf dem höchstens mit einer Matte belegten Boden. Vom Dache hängt spärliches Geräth herab. Der kurze Firstbalken des Daches wird von zwei senkrechten Baumästen getragen, die in der Mitte jedes Raumes in den Boden eingepflanzt sind, an den Längsseiten fällt das Dach in Form eines gleichschenkeligen Trapezes, an den Schmalseiten dreieckig ab. Vor der Thüre des Hauses steht auf sechs in den Boden eingerammten Baumästen ein horizontales Dach aus Bambuslatten und Cycasblättern. Grosse Aschenhaufen und Heerdsteine, sowie eine Anzahl Thontöpfe zeigen an, dass hier die aus der Hütte in's Freie gerückte und vor dem Regen geschützte Küche der Hausbewohner ist.

Digitized by Google

Eine andere Art der Hütten sieht dadurch etwas eleganter aus, dass an der Thürseite das Dach weiter nach vorn vorgebaut und am Rande durch drei Pfähle gestützt ist, so dass es eine breite, schattige Veranda bildet. Der Feuerplatz liegt hier während des schönen Wetters im Freien vor der Veranda und er zieht sich nur bei Regen unter diese oder in das Haus zurück. Dass auch im Inneren des letzteren öfters Feuer gemacht wird, geht aus der glanzrussschwarzen Unterfläche des Daches hervor. Auch diese Art von Hütten sind öfters durch eine Scheidewand in zwei Abtheilungen getrennt; andere solche Hütten sind nur einräumig.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Bessels, Emil, Die Amerikanische Nordpol-Expedition. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Diagrammen und einer Karte in Farbendruck. gr. 8. 1879. geh. ℳ 16.—, geb. ℳ 18.—.

Engler, Ad., Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt, insbesondere der Florengebiete seit der Tertiärperiode. 1. Theil. Die extratropischen Gebiete der nördlichen Hemisphäre. Mit 1 chromolith. Karte. gr. 8. 1879. ℳ 7.—.

—— —— 2. Theil. Die extratropischen Gebiete der südlichen Hemisphäre und die tropischen Gebiete. Mit einer pflanzengeographischen Erdkarte. gr. 8. 1882. ℳ 11.—.

Garten, Der botanische, „'S Lands Plantentuin" zu Buitenzorg auf Java. Festschrift zur Feier seines 75jährigen Bestehens. (1817 bis 1892). Mit 12 Lichtdruckbildern und 4 Plänen. gr. 8. ℳ 14.—.

Grisebach, A., Gesammelte Abhandlungen und kleinere Schriften zur Pflanzengeographie. Mit dem Porträt des verewigten Verfassers, rad. von W. Unger, biographischen Nachrichten und Bibliographie seiner Werke. gr. 8. 1880. ℳ 20.—.

—— Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Ein Abriss der vergleichenden Geographie der Pflanzen. Zweite vermehrte und berichtigte Auflage. 2 Bände mit Register und 1 Karte. gr. 8. 1884. geh. ℳ 20.—, geb. ℳ 24.50.

Haberlandt, G., Eine botanische Tropenreise. Indo-malayische Vegetationsbilder und Reiseskizzen. Mit 51 Abbildungen. gr. 8. 1893. geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 9.25.

Overbeck, Johannes, Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken dargestellt. Vierte im Vereine mit August Mau durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 30 grösseren zum Theil farbigen Ansichten und 320 Holzschnitten im Texte sowie einem grossen Plane. Lex.-8. 1884. geh. ℳ 20.—, geb. ℳ 22.—, in Liebhaber-Einband ℳ 25.—.

Rein, J. J., Japan. Nach Reisen und Studien im Auftrage der Königl. Preussischen Regierung dargestellt. Zwei Bände. gr. 8. 1881, 86. geh. ℳ 44.—, geb. ℳ 50.—.

I. Band: Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographirten Tafeln und 2 Karten. 1881. geh. ℳ 20.—, geb. ℳ 23.—.

II. Band: Land- und Forstwirthschaft, Industrie und Handel. Mit 24 z. Th. farbigen Tafeln, 20 Holzschnitten im Text und 3 Kärtchen. 1886. geh. ℳ 24.—, geb. ℳ 27.—.

—— Geographische und naturwissenschaftliche Abhandlungen. I. Zur vierhundertjährigen Feier der Entdeckung Amerikas: Columbus und seine vier Reisen nach dem Westen. Natur und hervorragende Erzeugnisse Spaniens. Mit 8 Figuren im Texte, 8 Lichtdrucken und 3 Karten, sowie dem Facsimile eines Columbus-Briefes. gr. 8. 1892. geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 9.50.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google